Randzeichnungen.

Eine
Sammlung von Novellen
und
Erzählungen
von
Friedrich von Heyden.

Zweiter Theil.

Leipzig 1841.
Verlag von Wilhelm Einhorn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berichtigung.

Im ersten Theile ist „Anton Hart“ zwar im Inhaltsverzeichnisse richtig als Erzählung aufgeführt, vor dem Texte indessen, aus Versehen beim Abdrucke, als Novelle bezeichnet. Es wird gebeten, diese Abweichung von dem Willen, und dem Manuscripte des Verfassers gütigst zu entschuldigen, und zu verbessern.

Aber auch bezüglich seiner Person hat der Verfasser angelegentlichst einen Irrthum zu berichtigen, den öffentliche Blätter verbreitet haben. Er ist keineswegs derjenige Schriftsteller, der unter dem angenommenen Namen Emerentius Scävola die Lesewelt bereits vielfach beschäftigt hat, und protestirt hiemit einmal für allemal gegen jede solche Verwechselung, die beiden Betheilten gleich verdrießlich sein muß, zumal sie sich völlig fremd und persönlich unbekannt sind.

Inhalt.

	Seite
Die Unbegnadigten, Novelle.	1
Cesarone, Erzählung.	129
Der Schleier der Königin, Novelle. . . .	241

Die Unbegnadigten.

Novelle.

Die Vorfälle, deren Mittheilung wir uns hier gestatten, haben wenig Zusammenhang, und die Aufklärung des darin sich findenden Unbestimmten fehlt so gut als ganz. Dürfen wir berichten, wo wir selbst und zwar bei Hauptsachen im Dunkeln sind? Nun meinen wir aber bemerkt zu haben, daß die Gebildeten bei Begebenheiten, die ihrer Theilnahme empfohlen werden, zur Zeit weniger auf Verwickelung äußerer Umstände, als auf Entwickelung der Seelenzustände ihr Augenmerk richten. Jedes Individuum zeigt hier gleichsam eine neue Welt, selbst in ganz gewöhnlichen Empfindungen. Tausendmal kann man eine und die nämliche Saite in der menschlichen Brust ertönen lassen, und jedesmal kann der Ton mehr oder minder eigenthümlich erscheinen. Zudem gewährt die Epoche, in der wir leben, mehr als eine Erscheinung, die unser innigstes Mitgefühl anspricht, und zwar so mächtig, daß es der Kunst kaum bedarf jene über den natürlichen Gehalt hinaus zu steigern. So

hoffen wir auf Nachsicht. Dinge werden hier vorkommen, die von verschiedenen Parteien sehr verschieden ermessen werden, wir aber gehören in ihrem Sinne zu keiner, bezwecken mithin keine Parteiabsicht. Der Dichter ist durchaus parteiisch, und höchst unparteiisch zu gleicher Zeit. Er schlägt sich in den Dingen, denen er begegnet, mit glühender Innigkeit zur Fahne des Reinmenschlichen, das darin etwa anzutreffen ist. Die besonderen weltlichen Zwecke, zumeist aber die factionellen, lassen ihn gleichgültig. Was das Herz bewegt, ist für ihn, es gehöre außerdem diesem Prinzipe an, oder jenem.

Ein junger Freund, den wir nun wünschten nicht so wohl gekannt zu haben als der Fall war, da wir ihn leider so früh vermissen, wir nennen ihn Alfred, unternahm vor einigen Jahren eine Wanderung nach den hohen Karpathen, und zwar ganz allein. Dieses merkwürdige Gebirg ist so wenig bekannt, wird so selten von Fremden besucht, daß von den Schwierigkeiten, Unbequemlichkeiten, und Gefahren, denen der Reisende dort ausgesetzt sein soll, die abschreckendsten Gerüchte im Schwunge sind. Die Bemühungen Alfreds einen Begleiter zu finden, waren daher vergeblich. Was aber Anderen so bedenklich schien, feuerte seinen Eifer um so mehr an. Der regen Phantasie gefällt das Abentheuerliche, weil es so ist, und in der That, wir sind

heute, wohin wir uns auf den vielbesuchten Schauplätzen der Wißbegierde auch wenden mögen, so sehr eingeengt von tausend Bedingungen der Convenienz, daß wir uns aus dem ewigen Einerlei der sogenannten gebildeten Zustände hinaus, und, zeitweise wenigstens, in die wüstesten Lebensformen hinein sehnen können, sofern diese nur unverfeinerte Urzustände gewähren. Die Fabel von jenem Riesen, dem Sohne der Erde, dessen Kraft sich wieder erneute, sobald er auf den Boden der alten heiligen Mutter niedersank, liegt uns näher, als wir meinen. Unsere Civilisation, gewiß an sich eine treffliche Sache, ist ein Magnet über unseren Köpfen, der uns anzieht, so daß wir den Boden entweder gar nicht mehr, oder nur noch mit den Fußspitzen berühren. Ein Gleichniß, das, da es einmal entschlüpft ist, uns in große Verlegenheit setzt, denn sonst merken wir nicht, daß wir von Eisen wären.

Vielleicht hatte Alfred seine Reise etwas zu zeitig im Jahre angetreten, denn er fand sich im Mai mitten in jenem Gebirge, da alle mäßigen Höhen noch mit Schnee bedeckt waren; die höchsten bleiben es auch im Sommer. Aber er bereute nicht seine Ungeduld. Der Frühling hatte sich dießmal ungewöhnlich beeilt. Die Thäler waren warm, grün und schön, der Contrast zu den weiß und wunderlich bekleideten Erhabenheiten daher desto ergreifender. Zudem wollte er sich Zeit gestatten.

Der Naturwissenschaft beflissen, wünschte er die Botanik, die Geognosie jener Gegenden zu durchdringen.

Seine Reisebeschreibung ist nicht unser Beruf; von den Ergebnissen seiner Forschungen wissen wir nichts zu melden, aber wir erfahren, daß der rüstige Sinn, in dem sie begonnen worden, nicht angehalten. Die Romantik überkam unseren Freund, und solcher Zustand war bei ihm kein natürlicher. Ein gewöhnlicher ist er bei keinem Andern. Die Wahrheit zu sagen, wenn er irgend Jemand ganz hinnimmt, steckt etwas dahinter. Im Naturleben sind tiefe Geheimnisse verborgen, von denen wir auf dem Wege der Wissenschaft nur den materiellen Theil uns anzueignen bestimmt sind. Der geistige ist uns eigentlich versagt. Wir sollen wohl nicht wissen, was die Blätter sich zuflüstern, die Bäche rauschend und murmelnd der Einöde erzählen, wie die Elementargeister mit einander verkehren, welche wunderbar und unsichtbar durch die Schöpfung walten, denn es taugt nicht für uns. Es findet sich aber zu Zeiten, daß wir davon genug erfahren, und zu viel. Bisweilen unterliegt unser ganzes innere Wesen, so tüchtig es seither war, einer ganz eigenen räthselhaften Veränderung. Für das Naheliegende, und sich begreiflich Verkündende, verschließen sich Auge und Ohr. Neue Sinne scheinen zu erwachen. Wir fangen an die Sprache der Wälder zu verstehen; das Rauschen des Windes wird ein Lied, das

aus weitester Ferne ungeahnte Kunde giebt, und die Geister über den Wassern gönnen uns vertraulichen Verkehr. Ach! — nicht umsonst zerschmilzt dann unsere Spannkraft in ermattete Wehmuth. Nicht umsonst haben wir Thränen der Rührung, und schmerzlichen Drang ins Wesenlose hinaus. Solche Stimmung meldet gewöhnlich ein großes körperliches Leiden an. Es ist Vorbote schwerer Krankheit, die auf uns einzubrechen droht. Ahnung der Auflösung unseres Körpers ist dieser Wunsch, duft- und nebelgleich verschwimmen zu können im All.

Alfred war in solche Stimmung verfallen, ehe er noch drei Wochen in jenen einsamen, bizarren, aber erhabenen Gegenden umhergeschweift. Waren es die großen Entbehrungen, denen er sich in einem Lande unterwerfen mußte, das nur sehr dünn von Eingesessenen bewohnt ist, die, bei aller Gastfreundlichkeit, mit den Erfordernissen eines verfeinerten Lebens unbekannt sind; waren es Erkältungen, die ihm der stete Luftwechsel zuzog; oder hatte er sich Anstrengungen über seine Kräfte zugemuthet; oder war es dieses Alles zusammen; er schien kaum ein Schatten mehr von seiner sonstigen Erscheinung. Er schlich müde dahin, — genoß wenig oder nichts, — ruhte jede Viertelmeile, und fand sich, ob ihn gleich die Großartigkeit der Erscheinungen umher tiefer ergriffen als sonst in seiner Weise war, doch schwermüthig, ahnungsbang, überreizt. Er reiste zu Fuße,

ursprünglich aus Geschmack, dann aus Nothwendigkeit. In den abgelegeneren Theilen jenes Landes fehlt es an tauglichem Fuhrwerke und an Wegen damit fortzukommen. Ein Führer begleitete ihn, den er zur Stelle geworben, einen Slawaken, wie eben alle Uebrigen dort, der ihn nicht, den er nicht verstand.

An einem Nachmittage lockte ihn das Rauschen wilder Gewässer, das er aus der Ferne vernahm, in eine Felsenkluft, die ihn, immer am Ufer eines über und zwischen Steinklippen und Geröll hinbrausenden, ansehnlichen Flusses, durch viele Windungen, endlich zu einem Naturschauspiele von gebietender Herrlichkeit gelangen ließ.

Die Felswände von beinahe thurmgleicher Höhe, und schroff abfallend, bildeten ein fast rundes Amphitheater. Zwischen dem röthlichen Gesteine wucherten herrliche Edeltannen. Eben solcher Wald krönte die Stirnen der Wände. In der Mitte stürzte der Strom als Wasserfall in gewaltiger Fülle, donnernd, tosend, an Absätzen zerstäubend, in hundert Regenbogen prangend, in die Tiefe. Eine Scene von wunderbarer Pracht. Die Gewässer sammelten sich unten silberklar in einem weiten Bassin, und stürmten, bald in ein Bett verengt, durch einen grotesk gebildeten Spalt ins Weite.

Alfred stand überrascht, erstaunt, hingerissen, überwältigt, und verweilte lange also, im Anschauen

völlig verloren. Da fühlte er, daß seine Füße erschlafften, und er sank auf einen vom Schaume des Wasserfalls befeuchteten Stein.

Eine Hand wurde auf seine Stirn gelegt. Es war die des Führers. Alfred blickte ihn befremdet an, und las in den Zügen des jungen Barbaren, — denn könnte man ihn anders nennen? — einen eigenen Ausdruck von Theilnahme, Besorgniß und Milde. In seiner Mundart redete er rasch und heftig, was Alfred nicht verstand, aus dem er indeß die Aufforderung zu vernehmen meinte, sich eilig von hier fortzubegeben. — Der Kranke schüttelte das Haupt. Er war zu ermüdet. Da warf der Führer seinen groben braunen Rock ab, den er auf der Schulter trug, breitete ihn über den Stein, und wies Alfred an, sich darauf zu setzen, rief dann ein Paar Worte, in denen dieser die Absicht errieth, ein Pferd für ihn aus der Nähe herbeiholen zu wollen, und war im blitzschnellen Laufe verschwunden.

Unser Freund blieb allein. Die Scene vor ihm berauschte, betäubte ihn. Ihm wurde seltsam; ihn schwindelte; und doch war ein eigenes Wohlsein in diesem Zustande. Ein Auflösen, ein Verdämmern. Er meinte, dieß könne der Tod sein, aber es entsetzte ihn nicht. Bald ergab sich für seinen schwimmenden Blick eine Umgestaltung der Gegenstände umher. Sein Ohr vernahm andere Töne als die wirklichen. Dieses Brausen und

Donnern des Falles strömte daher in tief harmonischen Gängen der Orgel, wie sie die Gewölbe der gothischen Dome erbeben machen. Die Felsen wurden Seulen und Wände eines Tempels, die Wälder aufgerollte dunkle Vorhänge des Allerheiligsten. Der Wasserfall ward eine hehre Priestergestalt, die königlich dastand, feierlich geschmückt zur Bereitung des Opfers. Sie schüttelte ihr flimmernd Gewand, und riesige silberne Drachen schossen daraus hervor, um sich dienstbar um ihre Füße zu winden. Die Gestalt sprach zu ihm, winkte ihm. Die Drachen sprangen wilder und zahlreicher näher und näher an ihn heran, als wollten sie ihn umschlingen. Es ging in ihm auf, als sei der letzte feierliche Augenblick nunmehr gekommen, da er selbst zerschmolzen zusammenströmen werde mit dieser elementarischen Bewegung um ihn her. Bald war Alles unbestimmt vor seinen Augen. Seine Gedanken waren keine wirklichen mehr, nur ferne Nachklänge eines ganzen, allmählig versinkenden Erdenlebens.

Da schlug ein neuer eigner Ton, mitten durch all dieses Brausen dicht neben ihm an. Eine weiße Gestalt bäumte sich an ihm empor. Er fühlte sich berührt, gefaßt an den Schultern. Zwei röthliche Sterne glänzten dicht vor seinen Augen. Er stieß einen Schrei aus, schaute noch umher, erblickte neben sich eine wunderbar

schöne Frauengestalt von farbigen Gewändern umflattert. — Sein Bewußtsein verging.

Es war still um Alfred; todtenstill, und auch dunkel. Da klang es glockenhell, eins, zwei, drei, viermal. — Der Schlag einer Uhr. Seine Augenlieder flogen auf, als würden plötzlich Zaubersiegel ihnen abgehoben. Nun war es hell um ihn, aber von purpurnem gefangenem Lichte. Er kam zu sich. Vorhänge von durchsichtiger rother Seite umgaben ihn. Er lag in einem stattlichen Bette. — Wo war er?

Es rauschte an den Vorhängen. Sie theilten sich. Zwei röthliche Sterne glänzten ihm wieder entgegen. Eine weiße Gestalt bäumte sich wieder an ihm empor. Aber sein Auge hatte seine natürliche Schärfe, sein Geist die vorhin umflorte Besinnung wieder erlangt. Er nahm nichts anderes vor sich wahr, als eine große milchweiße Dogge, von ungewöhnlicher Schönheit, die der Wächter seines Schlummers zu sein schien. Das Thier schaute ihn klug, gleichsam forschend an, er streichelte das stolze Haupt, das sich behaglich in die Decke drückte.

Nun schaute er umher. Er befand sich in einem mit altmodischer, etwas verblichener Pracht, meublirtem

Gemache. Gemälde in breiten vergoldeten Rahmen hingen an den Wänden von rothem Damaste. Das Tageslicht strömte durch ebenfalls roth verhangene hohe Fenster, und spielte am bemalten und vergoldeten Plafond.

War dieß Traum? — Zauberei? — Da schlug die Dogge zweimal an, als wolle sie Jemand herbeirufen. Eine Seitenthür öffnete sich, und ein hoher, vornehm aussehender, aber sehr einfach gekleideter Mann trat ein, und näherte sich, leise tretend, dem Bette.

„Mein Herr, — fragte der Kranke, — wo bin ich?"

„Bei Leuten, die es wohl mit Ihnen meinen: — wurde ihm zwar deutsch, doch in fremdartiger Aussprache geantwortet. — Wir fanden Sie gestern Nachmittags in einem dem Tode ähnlichen Zustande am nahen Wasserfalle, und brachten Sie eilig hieher. Seien Sie gutes Muthes. Sie bedürfen der Ruhe, gönnen Sie sich diese, der Pflege, und die ist unsere Sorge. Sie sind krank, sehr krank, — doch so Gott will, nicht eben gefährlich. Fragen Sie nichts, sorgen Sie für nichts. Sie sind hier sicher und willkommen. Dieses Schloß liegt sehr einsam, aber es bietet alle Bequemlichkeiten. Wir sind zwar nur dessen Bewohner, nicht die Besitzer, aber wir dürfen darüber zur Zeit gebieten. Was von uns abhängt, ist zu Ihrem Gebrauche. Ihr Geld, Ihre Papiere sind in jenem Büreau. Der Arzt mangelt nicht, so gut er zu haben ist. Hoffentlich wird er ge-

nügen, wenn Sie sich seinen Vorschriften unterwerfen. Aber fragen Sie nichts, — sinnen Sie über nichts, — alles Anderweite der Zukunft überlassend. — Doch hier ist der Arzt."

Ein alter Mönch erschien, trat mit einer ernsten Amtsmiene ans Bett des Kranken, nahm seine Hand, fühlte den Puls, nickte und sagte dem Andern einige polnische Worte.

„Pater Cyrill, — nahm Jener wieder das Wort, — findet Sie um vieles besser. Vertrauen Sie nur diesem würdigen Geistlichen, der die Arzneikunde studirt hat, dem nahen Kloster angehört, und der einzige Arzt ist fünf Meilen im Umkreise, folglich auch der geschickteste. — Uebrigens kommt hiebei Alles auf eins heraus; — setzte er mit feinem Lächeln hinzu."

Die letzte Bemerkung bezog sich vielleicht auf den großen Löffel voll schwärzlich aussehender Arzenei, mit dem der Mönch eben nach dem Munde des Kranken steuerte, so daß es unmöglich wurde das Verschlucken zu vermeiden. Ein widriger Geschmack nach Salmiak und Valeriana tröstete unseren Freund aber einigermaßen. Dieses Mittel erkannte er als eines, das ihm wenigstens nicht schaden, eher helfen könne, und mit um so größerer Genugthuung stattete er dem freundlichen Wirthe, dessen Eintritt in sein wankendes Leben

vermuthlich allein dessen Erhaltung bewirkt, seinen aufrichtigen Dank ab.

Ohnfehlbar hatte die Krankheit in der letzten Woche sich vorbereitet, sie dürfte aber so schnell, und so heftig nicht eingetreten sein, wäre der Besuch jenes Wasserfalles nicht hinzugekommen. Der junge Wanderer war damals schon fieberhaft erhitzt. Die eingeschlossene, durch die heftig bewegten frischen Gewässer sehr gekühlte und durchfeuchtete Luft hatte zu plötzlich, zu gewaltig auf seine überreizten Nerven gewirkt, und die letzten Kräfte, mit denen sein tüchtiger Organismus gegen den anrückenden Feind kämpfte, plötzlich zerbrochen.

Zur Zeit fühlte der Kranke sich überaus ermattet, aber sein Sinn war heiter, hoffnungsvoll, so lange der Tag währte. Nur der Abend brachte heftiges Fieber, einen dumpferen Zustand und unruhige, wenn auch nicht ganz schlaflose Nacht.

In dieser Weise verliefen mehre Tage, während welcher die Stimmung des Kranken zu oft unterbrochen wurde, um ihm Raum zur genauern Prüfung und Erwägung seiner Umgebungen zu gewähren.

Während der Nächte befand sich ein alter silberhaariger Diener des Hauses bei ihm, der keine Silbe deutsch oder französisch verstand, aber das Muster eines Krankenwärters war.

Am Tage wurde der Besuch seines Wirthes ihm

nur noch kurz und vorübergehend zugemessen, jedesmal aber die verbindlichste Theilnahme offenbart, und das Verschieben eines lebhafteren Verkehres mit der Rücksicht entschuldigt, die noch auf Alfreds schwankenden Zustand genommen werden müsse, dem Anregung durch lebhafteres Gespräch nicht zusage. Dennoch entging der Kranke der Anregung nicht. Seine stille Muße wurde von dem Bestreben eingenommen, das Räthsel zu lösen, welches dieses Unbekannten ganzes Wesen ihm aufgab. Die verbindlichen eleganten Formen des feinsten Welttones waren Grundton des Benehmens, und paßten nicht wohl zu der zwar anständigen, aber gewissermaßen ärmlichen Ausstattung der äußeren Person; nicht mit der auf Befragen gegebenen Auskunft über Namen und Stand: — „Klissok, Pole, einst Kaufmann in Warschau, durch Fallissement herunter gekommen." — Nicht zu verkennen war in der ganzen geistigen Haltung etwas Zurückgedrücktes, schmerzlich, ja wehmüthig und kummervoll Resignirtes, denn in unbewachten Augenblicken tauchte, gewiß ohne Bewußtsein und sehr wider den Vorsatz, jenes Air de grand Seigneur auf, das bei vorzüglicher, innerer feiner Ausbildung vornehme Personen meist unwiderstehlich macht, und, wo sie im Incognito auftreten, ihre Absicht über sich zu täuschen höchst anziehend und liebenswürdig gefährdet. Dürfen wir scharfe Beobachter daran erinnern, wie namentlich die Augenblicke

des Abschiednehmens nach einem Besuche, er mag gegeben oder empfangen werden, treulose Verräther zu sein pflegen? Beim Eintreten ist der Geist der einstudirten Rolle vollkommen mächtig. Das folgende Gespräch erwärmt, führt auf den Weg des Selbstvergessens. Nun folgt das Scheiden, mit jener eigenthümlichen, gleichsam huldreichen, entlassenden leichten Bewegung der rechten Hand, in sanft geschwungenem Zirkelschnitte von etwa dreißig Graden; jenes fein verbindliche Lächeln auf den Lippen, welches die Verneigung mehr bezeichnet durch die ihr entsprechenden Züge des Gesichtes, als durch merkliches Niederlassen der Körperhaltung.

Aber auch von anderer Seite konnte Alfred ganz eigener, und noch dazu unbehaglicher Anregung nicht entgehen, und es war Pater Cyrill, von dem sie ausging.

Wir wollen uns nicht gestatten diesen Geistlichen beschränkt, bigot zu bezeichnen. In seiner Weise mochte er ein verständiger Mann sein, der seines Patienten war sie aber entgegengesetzt.

Der Mönch meinte sich nicht damit begnügen zu dürfen, den Körper des Kranken wieder herzustellen, sondern auch seinem höheren Berufe, wie er ihn nannte, damit entsprechen zu müssen, dem größeren Uebel beizukommen, von dem er, nach seinen Begriffen, dessen unsterbliche Seele behaftet vorfand. War die Bekehrung

des Ketzers, eben während so bedenklicher Zustände seines irdischen Seins, nicht die Pflicht des treuen Dieners der Kirche? Und in der That, wir müssen es wohl gestehen, Alfred war, auch abgesehen von seiner protestantischen Religionspartei, doch nicht eben zu wenig von einer gewissen Ketzerei durchdrungen. Nicht etwa, als wäre jener trostlose Indifferentism gegen das Göttliche und Heilige, den man vor Jahrzehnden Freigeisterei, heute grassen Rationalismus nennt, sein unter allen Umständen rügenswerther Fehler gewesen; auch nicht etwa, daß er sich jener zersetzenden Skepsis hätte hingeben mögen, die, für das welches sie zerstört, keine neuen Anhaltpunkte zu geben weiß. Doch aber durfte man ihn zu den eigentlich Gläubigen nicht zählen, die jeder Kirche, als solcher, nothwendig erwünscht sein müssen. Für das erhabene sittliche Princip des Christenthums war er gebührend und innigst begeistert. Eine gewisse Kritik, welcher er dessen Traditionen zu unterwerfen sich nicht entschlagen wollen, hatte indessen zu einer nicht durchaus canonischen, ja nicht einmal symbolischen Ansicht, — denn wir vermeiden hier gern die Worte Ueberzeugung und Einsicht, — geführt. Damals war freilich die große Lebensfrage noch nicht aufgestellt, welche heute, indem wir schreiben, die Gemüther theilt, indeß, sofern wir im Zustande laienhafter Unkunde nicht irren, dürfte dieses offene kühne Aufstellen des so Bedenklichen, ver-

muthlich sehr Folgenreichen, dieses laute kecke Verhandeln eines Gegenstandes, von dessen schonendem Unberührtbleiben ein großer Theil des bisherigen langen Friedenszustandes abhing, keineswegs als primitiv, sondern nur als abgeleitet anzusprechen sein; als Ergebniß einer immer tiefer eindringenden, ja gleichsam durchwühlenden Bestrebung des Zeitalters, die heiligsten Interessen der Menschheit, mit den unaufhaltbar siegreichen Fortschritten in der Uebung des kunstmäßigen Denkens, der reinen wissenschaftlichen Methode, harmonisch auszugleichen.

Alfred hatte dem Studium der Naturwissenschaften seine jugendlichen Kräfte enthusiastisch hingegeben. Jenes dürfte, neben der Philosophie, in der reichen Entwickelung, die ihr neuerdings große Geister gegeben, der frommen, geduldigen, seligen Gläubigkeit überhaupt manches Terrain abgewonnen haben, und wenn auch das Sittliche dadurch nicht im mindesten von Gefahr bedroht werden mag, führt jenes Studium doch an den Grenzen eines gewissen Pantheismus so nahe vorüber, daß nicht besonders befremdend erscheint, wenn bisweilen Windstöße von daher die Fahnen in einige Unordnung bringen, welche der Procession der Bekenner voranwehen. Eine Bestrebung, die vor allem auf Ergründung des Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung gerichtet ist, dürfte nicht eben sehr wunder-

gläubig sein. Das Wunder aber, — wir gestehen, daß es unserer Einfalt zur Zeit, und zu unserem persönlichen Troste, am rechten Orte, noch sehr, ach sehr! wohl behagt, — ist das dichterische, schöne, heitere, selige Element des Glaubens.

Bekehrungen haben dagegen jederzeit etwas Gehässiges, Verletzendes, selbst wo die feinsten Mittel zur Anwendung kommen. In diesem Falle waren solche keinesweges in Bereitschaft, vielmehr hatte Alfred halbe Tage lang, — denn Pater Cyrill war ein sehr stätiger Arzt, — über die rohsten Berührungen seines Geistes von mönchischer Dialektik zu klagen, denen volle Schärfe des Verstandes entgegenzusetzen er in seiner gegenwärtigen Abspannung sich nicht gerüstet vorfand. Zuletzt, als diese etwas nachließ, fühlte er sich lange genug belästigt, um den Sturm nicht ernstlich und von Grund aus abschlagen zu wollen. Er öffnete sein bisher lässig verschlossen gewesenes Arsenal, setzte den armen Pater der Wirkung aller seiner Batterien aus, und traf besser als er dachte, denn der gute Mönch stand auf und entfernte sich.

Alfred fühlte die ganze Genugthuung eines Triumphes, als plötzlich ein überraschendes Ergebniß ihn außer aller Fassung brachte.

Eine Stimme, — die einer Unsichtbaren angehörte, wurde laut:

„Ihr hattet Recht, als Ihr Ungehöriges abgewiesen. In der Sache hattet Ihr aber Unrecht. Wenn Euch durstet, werdet Ihr nicht erquickt, sofern Ihr das Wasser der Felsenquelle erst analisirt, statt es kühl und frisch zu trinken. Die Klügelei über das Heilige ist der Luxus der Glücklichen. Mit Eurer Weisheit trocknet Ihr keine Thräne, und es giebt deren."

Hierauf folgte das leise Einklappen eines Thürschlosses, der Ton des Umdrehens eines Schlüssels, und Alles war still wie zuvor.

Was war das? — Diese Stimme, eine weibliche, überaus sanft und melodisch. Die Sprache französisch. Alfred war behorcht worden. Von wem? Nun erst rief er sich zurück, daß seinem verschwimmenden Blicke dort an jenem Wasserfalle auch eine schöne weibliche Gestalt aufgegangen war. Sein Herz schlug. Er wünschte die Züge jener Erscheinung in seinem Gedächtnisse zu erneuern. Vergeblich, es hatte nur zu Unbestimmtes empfangen.

Dem Räthsel jener wunderbaren Zusprache möglichst nachforschen zu wollen, lag vorerst am nächsten. Die Stimme hatte am obern Ende des Gemaches sich vernehmen lassen, dem das dichtverhangene Kopfende des Bettes zugekehrt war, und wohin Alfreds Blicke sich noch kaum hinwenden können. Nun schob er Kopf und Hals weit hinaus, und suchte so den Ueberblick jener Seite

zu gewinnen. Wirklich erschien dort eine Thüre, die wohl verschlossen schien, und in ein Nebengemach führen mochte. Klissok trat ein.

„Was haben Sie nur mit dem Pater gehabt? — fragte dieser. — Er ging sehr unzufrieden davon, und erklärte nicht mehr wiederkommen zu wollen. Hievon habe ich ihn nun zwar zurückgebracht, denn noch bedürfen Sie seiner. Aber was ist vorgefallen?"

Alfred berichtete, und Klissok hörte seine Darstellung mit feinem Lächeln.

„Der arme Pater! — sagte er hierauf. — Philosophische Ketzer sind freilich zu harte Nüsse für seine Zähne. Er wird sich künftig nur mit der Sorge für Ihren Leib beschäftigen, und die Seele dem Prinzipe, — wie er solches nun eben nennen möchte, — überlassen, das neuerdings zu systematisch geworden, um dem althergebrachten Exorcismus zu weichen. Sie sollten dem guten Manne aber seinen frommen Eifer nicht übel deuten, denn dieser war wohlgemeint. Er hat Sie lieb, weil Sie so gut Latein sprechen. (Alfred hatte nämlich mit dem Mönche, der weder des Deutschen noch des Französischen mächtig war, nur in dieser Sprache verkehren können). Und übrigens, wie mochten Sie sich nur beleidigt finden? Gewissensfreiheit ist rein weltlich. Die Staaten sollen sie gewähren. Im Verkehre der Weltleute ist sie unerläßliche Uebereinkunft der guten Lebens-

art. Ein Bekehrer im Frak ist ein Ungeschliffener, oder ein Pinsel. Unsere Kirche kann unter Gewissensfreiheit aber nur ein Negatives verstehen, nämlich, daß weltliche Macht ihren Bekennern nicht die völlige gläubige Hingebung in ihre Leitung verleide, verkümmere, oder gar untersage. Spricht sie von Gewissensfreiheit, so ändert sie nur ihre Terminologie nach den Manieren des Zeitalters, und hat Gehorsamsfreiheit gemeint. Vielleicht hat sie nicht unrecht. Kann sie nur da sein, wie sie ist, muß sie zusehen auch so zu bleiben. Die Welt hat sie gesehen, erst leidend, dann streitend, hierauf herrschend. Zur Zeit kann sie nicht füglich anders sein, als zurückfordernd. Man pflegt sonst denjenigen nicht zu schelten, der wiederzuerlangen strebt, was er einst rechtsgültig besaß, und im Drange augenblicklich nicht zu bewältigender Umstände verlor. In jüngst verflossener Zeit haben Poesie und Kunst ihr einige verlaufene Schaafe zurückgebracht. Natürlich kann sie auf solche Wiedererwerbungen wenig Werth legen, denn sie will nicht den Rausch, sondern den Nachdruck des Glaubens. Ob die Ueberverfeinerung heutiger Verstandesrichtungen ihr nicht für eine, vielleicht nicht gar zu ferne Zukunft etwa günstigere Aussichten verspricht, wissen wir heute noch nicht. Gewöhnlich aber pflegt eine Spitze zu brechen, wenn sie zu übermäßiger Schärfe gefeilt ist, ein zu sehr schneidendes Werkzeug sich abzu-

stumpfen. Irre ich nicht, hegt man gehörigen Ortes dergleichen Hoffnungen. Und im Uebrigen, die Zeiten Voltaires und Rousseaus sind ja auch bei uns vorübergegangen; haben uns etwas wüst und leer zurückgelassen. Nun ist übles Wetter dazu gekommen. Der Wind geht scharf. Wenn Hütten und Palläste irgendwo zusammenstürzen, ist man unter den Gewölben der Dome wenigstens unter Dach, und es kniet sich besser vor den Altären, als es sich steht und geht im wüsten, kalten, regenbeträufelten freien Felde. Man hat zu seiner Zeit den Fatalismus der Türken gepredigt. Was war damit anzufangen? Es ist am Ende tröstlicher, daß uns die Kirche belehrt, wie unsere Leiden nur Strafen sind unserer Sünden. Darin ist Hoffnung, die das finstere vorher bestimmende Schicksal nicht kennt. Mütterliche Liebe vergiebt die Sünden dem aufrichtig Bereuenden, und der Gebesserte darf gläubig vertrauen, die Gnade werde wiederkehren, und die Zuchtruthe des Strafgerichtes von seinem Haupte zurückziehen, wenn es an der Zeit sein wird. Sehen Sie mein armes Volk, dem keine weltliche Macht mehr helfen kann. Welche wahre Freundin bleibt ihm als eben die Kirche. Es lebt, weil ihre Mutterliebe kein Kind der großen christlichen Familie sterben lassen kann. Sie eifert nicht, sie schilt nicht zu unseren Gunsten, aber sie sorgt, sie behütet. Nur erst dann würde unsere Sache ewig verloren sein,

wenn wir der Kirche auf eine Weise oder die andere entrissen würden. Darum halten wir an ihr inniger und inniger, darum werden wir fromm, was zu anderen Zeiten uns nicht eben besonders nachzusagen war."

Alfred sann einen Augenblick, ob es angemessen sei, hierauf zu erwiedern, und wollte ganz schweigen, als ein Blick in die Physiognomie seines Gesellschafters ihn darin Etwas entdecken ließ, das entweder als Genugthuung nach einem vermeinten Siege, oder als eine Frage anzusprechen war.

„Werther Herr, — nahm er daher das Wort, — wenn ich auch keinesweges mit Manchem, das Sie die Güte hatten mir mittheilen zu wollen, einverstanden sein kann; wenn ich vornehmlich fest vom Gegentheile, bezüglich der vermeinten Ueberverfeinerung unserer heutigen Verstandesrichtung, überzeugt bin, und mithin auch die Probabilität der Folgen nicht einzuräumen vermag, welche daraus abzuleiten Ihnen gefallen hat, will ich Ihnen doch nicht durch eine Controverse beschwerlich fallen, oder die Grundpfeiler Ihres Trostes erschüttern. Sie mögen darin Recht haben, was Sie über die Stellung Ihrer Kirche zur Gewissensfreiheit aussprachen. Zähle ich mich auch nicht zu deren Bekennern, widme ich ihr doch schuldige Achtung, denn sie ist Haltpunkt der geistigen und gemüthlichen Bedürfnisse so vieler Tausende meiner christlichen Brüder. Möge sie daher wohl

gedeihen, und Frieden und Segen um sich verbreiten. Mögen der Bedrängten recht Viele in ihren geweihten Hallen Tröstungen finden. Diesem Wunsche kann ich aber nur den hinzufügen, daß auch sie, diese Kirche, stets die rechten Bekenner finde, da nur mit diesen sie dasjenige vollständig leisten kann, welches ihre große, schöne, ehrwürdige Aufgabe ist. Freilich kann sie nur sehr wenig Werth legen auf diejenigen Neubekehrten, die verschobene Sinnesrichtungen ihr aus den Gebieten der Poesie und Kunst zuführten, denn wer um das Ziel wirbt, muß es suchen, aus reiner kindlicher Inbrunst, nur des Heiles wegen, nicht aber um damit subjective Gemüthsverstimmungen zu kitzeln, und abgespannte Gefühlsnerven wieder aufzureizen. Eben so wenig aber dürfte die Kirche an Denjenigen einen besonders werthvollen Gewinn machen, welche, schiffbrüchige Seefahrer, aus dem Meere der Staatsintriguen und Umwälzungen, von vernichtenden Winden der Politik an ihre Gestade geschleudert werden. Hätten solche wohl nach diesem heiligen Ufer steuern mögen, wenn jene Winde ihren Fahrten sich günstig gezeigt hätten? Würden sie geneigt sein sich mit der Muttermilch der Kirche zu begnügen, wenn die Fleischtöpfe des weltlichen Aegyptens ihnen wieder zugänglich werden sollten? Die Kirche wird nur dann dastehen, die geschmückte jungfräuliche Braut des Erlösers, wenn sie Weltliches dem Geistigen nicht

einmischt. Diejenigen werden nur wahrhaft ihre Kinder sein, und, so viel an ihnen, beitragen das Werk Gottes zu fördern auf Erden, die ihre Andacht darbringen aus innerem freien Drange ihrer sittlichen Natur, nicht um ihre Unlust über verfehlte weltliche Projecte zu beschwichtigen. Nur moralische, nicht politische Sünden kann die Kirche vergeben; nur den verirrten Menschen, nicht den verunglückten Staatskünstler kann sie in ihrem Schooße beschirmen. Politische Sünden gehören der Geschichte, und ob auch die Kirche die Macht haben soll zu binden und zu lösen, reicht diese nicht aus der Weltgeschichte ihr Richteramt zu unterschlagen, und die zeitlichen Folgen abzuwenden, die zeitliche Vergehen über Menschen und Völker herbeiführen. Ihr Volk zum Beispiel ist wahrhaft unglücklich, und es haben seinem letzten Geschicke warme Sympathien der Besten bei allen gebildeten Völkern nicht fehlen können. Es wird aber nicht verkannt werden dürfen, daß es sein Unglück deshalb mit selbst verschuldet, weil bei ihm jene großen Tugenden, fast in allen Epochen seiner Geschichte, zu wenig durchdringen konnten, die allein den göttlichen Schutz zur Dauer bedingen. Nicht seine politischen Gegner haben das arme Polen zerrissen und zerstückt, Polen selbst hat zuvor sich zerrissen. Damals war es Zeit den Geboten des Christenthums und der Kirche, welche Demuth, Ergebung und Bruderliebe fordern, zu

folgen, als wilde Leidenschaften, Factionen des Egoismus, Illusionen des persönlichen Stolzes, ihr Gemeinwesen durchwütheten. Nun würde auch die Kirche nicht wiederbringen was verloren ist. Das Verlorne würden Alle nur selbst wieder herbeifördern können, wenn sie die Tugenden noch in sich ermächtigen wollten und könnten, deren Unterdrückung ihr Verderben herbeiführte. Von solchen Vorsätzen haben ihre letzten Umwälzungen aber noch keine, oder doch nur sehr vereinzelte, Spur gezeigt."

„Es thut mir leid, — entgegnete Jener, — daß Sie von unserem Volke keine bessere Meinung hegen, wahrhaft leid, denn eben in der guten Meinung der Gebildeten aller Völker meinen wir, nächst der Kirchenfürsorge, das Pfand einstiger glücklicherer Tage zu finden. Vielleicht gelingt es gelegentlich Ihnen mehr Gunst für uns abzugewinnen. Nicht vergeben kann ich mir aber die Ruhe eines Kranken gestört zu haben. Wie befinden Sie sich? Ich eile Ihnen Ihre Arzenei zu geben, und Sie sollen dann ein wenig zu schlummern versuchen."

Alfred befand sich in Kurzem merklich gebessert, wenn er vorerst auch nur kurze Zeit das Bette, das Zimmer noch gar nicht verlassen durfte. Von nun ab konnte

aber Niemand besser unterhalten sein als er. Der Pater beschränkte sich durchaus auf den nöthigen ärztlichen Zuspruch, und ließ sich so wenig sehen als möglich. Klissok dagegen verließ unsern Freund nur selten, und war so bezaubernd im Umgange, daß dieser die wenige Zeit für verloren erachten mußte, in der Jener etwa abwesend sein mußte. Die Anmuth des Gespräches war bei diesem Manne zur Vollendung gediehen. Er vermied mit der feinsten Grazie jeden tiefer eingehenden Streit, wenn er auch gern den geringeren Controversen Raum gestattete, welche den Verkehr würzen. Er hatte ungemein viel gesehen, und erfahren. Die großen Gesellschaften zu Warschau, Petersburg, Wien, Paris und London kannte er genau. Mit vielen Staatsmännern und Gelehrten schien er im vertrauteren Verkehre gewesen zu sein. Ein Archiv von interessanten Anecdoten stand ihm zu Gebote, und er wußte sie, ohne sich leicht zu wiederholen, mit ungemeinem Reize vorzutragen. Das Treiben der Diplomatie in vielen wichtigen Staatshändeln lag vor ihm zu Tage. Er konnte Dinge mittheilen, die sonst geheim gehalten worden, und daraus Manches in der Zeit geschickt erklären. Auch in der Literatur mehrer Völker war er sehr wohl bewandert. Dabei gab er sich höchst bescheiden, bis zur Erweckung einer gewissen Rührung. Er citirte merkwürdige Stellen mancher Schriftsteller, gewöhnlich mit dem Nach-

satze: „so meine ich steht es dort. Ich kann nicht mehr nachschlagen, denn ach! — ich habe meine Bücher nicht mehr. Sonst hatte ich so viele."

Einst brachte er ein Kästchen, und wies daraus einen kleinen Vorrath schöner geschnittener Steine vor, die er erklärte, und dabei nicht gewöhnliche Kunsteinsicht bewies. „Das ist Alles, — sagte er, — was mir von Dergleichen nur noch übrig ist, und das ich mit mir herumführe, bis ich es zuletzt doch wohl noch verkaufe, denn man muß leben. Vor Zeiten hatte ich dessen so sehr viel mehr, und auch andere größere Kunstsachen, Alles schön aufgestellt. Es ist dahin."

So nahe hiebei die Fragen nach seinen früheren glücklicheren Zuständen lagen, die unmöglich einem bloßen Warschauer Kaufmanne entsprechend gewesen zu sein schienen, fand es sich doch unmöglich dahin zu gelangen. Er wußte ihnen stets mit vornehmer aber feiner Sicherheit vorzubeugen, oder er entfernte sich, wenn er merkte, daß ihm deren Gefahr näher rückte. Alfred stand daher davon ab. Ja noch mehr, er fand sich genöthigt von wichtigern Fragen abzustehen, zu denen der Stoff ihm so viel näher lag. Er konnte nämlich nicht umhin, jener räthselhaften Stimme zu gedenken, die ihn vor Kurzem so rührend zurecht gewiesen, und um Auskunft zu bitten.

Klissok lachte: „Ach das war nichts weiter als eine

kleine Thörin, die sich in Dinge mischt, die sie nichts angehen, und die Ihnen nicht wieder beschwerlich fallen soll.“ — Damit brachte er die Rede auf andere Gegenstände.

Alle jene Gesprächsweisen schienen, wie sich bald auswies, aber nur als Einleitung zu einem nachhaltigen abzuhandelnden Thema dienen zu sollen, das bald bei diesen liebenswürdigen Zusammenkünften vorherrschte. Klissok rollte die reichen Gemälde der Begebenheiten seines Volkes auf, augenscheinlich um dieses, und sein gegenwärtiges bedrängtes Geschick, dem Mitgefühle seines Zuhörers angelegentlicher zu empfehlen. Daß dieser daraus, besonders bei der Innigkeit des Vortrages, einen ausgezeichneten Genuß gewann, darf nicht befremden. Die polnischen Geschichten sind überreich an Erscheinungen, welche das Interesse fesseln, die Einbildungskraft bezaubern, vornehmlich wenn man sich, wie hier wohl absichtlich geschah, damit begnügt, weniger den innern Zusammenhang und seine Resultate, als blos biographische Einzelnheiten, und große dramatische Momente hervorzurufen. Welcher bewundernswerthe Heroismus, welche persönliche Liebenswürdigkeiten, welche ergreifende Effecte, bieten sich solcher, freilich ein wenig oberflächlichen, Behandlungsweise dar. Dann wird das Gemüth auch von wahrer Dankbarkeit für jenes wunderbare Volk erfüllt, denn kann es geleugnet

werden, daß ohne seinen romantischen kriegerischen Muth der Halbmond auf den Thürmen von Wien geschimmert, der Islam seine ertödtenden Wirkungen bis ans Herz unserer Civilisation ausgebreitet hätte?

Auch mit den geistigen Richtungen der Polen sollte der eifrige Zuhörer sich versöhnt bekennen. Ihre ältere und neuere, von dem übrigen Europa noch immer nicht angemessen durchdrungene, Literatur kam mit Lob zur Sprache. Die glücklichen Anlagen zu Poesie und vornehmlich zu Musik, konnten keinesweges übergangen werden. Besonders die letzte wurde wegen ihrer rührenden, höchst characteristischen Eigenthümlichkeit besprochen. Aber was galt hier der bloße Vortrag ohne Proben, deren Mangel Alfred beklagte. Man war zu höflich um seinen Wünschen nicht zuvorzukommen. Klissok brachte eine Cremonesergeige von seltener Arbeit zum Vorscheine, und trug darauf, mit vollendeter Meisterschaft, und höchster Anmuth, die reizendsten Nationalmelodien vor. Der Zuhörer war entzückt. „Aber — meinte er, — diese Töne dürften erst durch den Gesang ihre wahre Bedeutung gewinnen. O daß er uns fehlt!"

„Einen Augenblick! —" rief Klissok, legte das Instrument auf den Tisch, und eilte hinaus, um gleich wieder zu kommen. — Er nahm die Geige wieder zur Hand und stimmte ein feierliches Lied an. Ein unsichtbares

Pianoforte fiel im Nebenzimmer ein, das unbemerkt aufgegangen war, und eine schöne weibliche Stimme sang mit hinreißender Kunst, die aber nur das tiefe Naturleben in dieser Volksmelodie zu erhöhen strebte.

Dem ersten Liede folgte ein zweites, dem zweiten ein drittes. — Man schloß.

Alfreds Augen standen in Thränen. Er konnte kaum Worte finden, seinen Dank entsprechend darzubringen. Klissok war sichtlich geschmeichelt. Seine Augen leuchteten, und veränderten nicht ihren ermunternden Ausdruck, als Alfred achtungsvoll der hochbegabten Sängerin nachforschte.

„Es war eine Grille, — nahm Klissok das Wort, — daß ich von der treuen Gefährtin meines Unglückes, meiner Entbehrungen, bisher geschwiegen. — Kommen Sie."

Er nahm Alfreds Hand, der bereits aufgestanden, auch vollkommen gekleidet war, und führte ihn in das Nebenzimmer.

Vor ihm stand, hocherröthend, eine junge Dame von auffallender Schönheit.

„Zenaide, — meine Tochter:" sagte Klissok, indem er sie vorstellte.

Mit jener graziösen Nachlässigkeit sehr vornehmer Frauen, aber zugleich überaus verbindlich nöthigte das Fräulein den neuen Bekannten auf den Sopha, nahm

neben ihm Platz, während Klissok auf einem Stuhle daneben sich niederließ, that einige Fragen über das Befinden des Kranken, aber nur um daran das eleganteste allgemeine Gespräch zu knüpfen, welches Zenaide mit vollendeter Sicherheit des feinsten Welttones, und zwar französisch, — sie beklagte nicht deutsch zu sprechen, — fortspann. Ein Augenblick nur, und man war nicht mehr in einem wüsten verlassenen Schlosse mitten in den Karpathen, man befand sich zu Paris, in dem wohnlichen Boudoir einer Dame auf dem Gipfel der großen Gesellschaft.

Als am Abende jenes Tages Alfred sich wieder allein in seinem Zimmer befand, konnte er eine merkliche Veränderung seines ganzen Zustandes sich nicht verhelen. Körperlich meinte er sich völlig gesund und wiederhergestellt, im vollen Gebrauche seiner Kräfte zu finden. Es war indessen nur Aufregung seiner Nerven nach einem so mächtigen geistigen Eindrucke, die ihn über seinen Zustand täuschte, der so befestigt noch nicht war.

Sein Gemüthsleben war dagegen wahrhaft beflügelt. Zenaidens Erscheinung wirkte in ihm nach, mit wunderbarer Macht. Wohin er das Auge wendete, meinte er sie zu erblicken. Die Thüre selbst, die Pforte zu dem Paradiese gewesen, das ihm heute eröffnet worden, übte auf ihn einen magischen Einfluß. Er ver-

suchte noch spät, überzeugt daß im Nebengemache zur Zeit Niemand vorhanden sei, sie zu öffnen. Sie war verschlossen, wie gewöhnlich. Er konnte lange nicht schlafen. Als er endlich doch einschlummerte, hallten Zenaidens Lieder, wie aus weiter Ferne, in sein Ohr. Seine Träume offenbarten ihm die holdselige Gestalt. Als er am nächsten Morgen erwachte, war die erste Frage, die er an den jungen Tag richtete: ob er ihm Zenaiden in ersehnter Wirklichkeit zeigen, oder ohne ihre beglückende Gegenwart für ihn verloren sein werde?

Was er so sehnlich wünschte, sollte ihm zu Theil werden, so viel er verlangen konnte, mehr vielleicht als ihm wohl that, denn nach gemachter genauerer Bekanntschaft nahm Klissok nicht mehr Anstand ihn ganz in sein Familienleben zu ziehen. Der Reconvalescent mußte noch ein paar Wochen zur Befestigung seines Zustandes hier verweilen. Man brachte in Gemeinschaft einen Theil des Tages zu, den vielseitiges immer anziehendes Gespräch verkürzte: machte Musik, mit Anwendung des zum Hause gehörenden Pianoforte, speiste zusammen, erging sich in kleinen Spaziergängen bei schönstem warmen Wetter in dem ziemlich wohl erhaltenen großen Garten des einsamen Schlosses, oder in der erhabenen, an großartigen Gebirgsansichten reichen Umgebung.

Zenaide war zum Entzücken; glänzend durch Geist, Witz und Kenntnisse; ergreifend durch Gefühl und Be-

deutung. Was ihrem ganzen Wesen aber den höchsten Reiz verlieh, war der Anhauch von Wehmuth und Schmerz, der, gleichsam thränenfeucht, nur zu oft den Glanz ihrer Stimmung trübte. Der dunkle Schatten des Mißgeschickes, der auf ihrem Pfade lag, und dessen sie sich nur zu wohl bewußt war, setzte die Lichtseiten ihres Wesens gleichsam ab, und erhöhte die Wirkung durch das Mitleid, welches der hohen Bewunderung sich anschloß.

Da der tägliche völlig ungestörte Umgang zwischen den jungen Leuten in solcher völliger Einsamkeit ein gegenseitiges Vertrauen bald befestigen mußte; da vollends Klissok, in seinem Zimmer mit schriftlichen Arbeiten seit Kurzem viel beschäftigt, sie oft allein ließ, und das polnische Mädchen, das nie von Zenaidens Seite wich, kein französisch verstand, mochte Alfred sich nicht länger versagen mit lebhafter Theilnahme ihrem eigentlichen Stande, ihren früheren Verhältnissen nachzufragen. Sie antwortete: „Ehren Sie unser großes Unglück, mein Freund, indem Sie unsere Vergangenheit völlig unbesprochen lassen. Wir sind Verbannte, welche von der allgemeinen Vergebung, die der siegreiche Selbstherrscher den meisten Theilnehmern an dem polnischen Aufstande gewährt hat, für immer ausgeschlossen, und die in die Welt gestoßen sind, ohne Freunde, ohne Obdach, ohne Mittel, ohne Zukunft, ohne Hoffnung;

beweinenswerthe, auf den Wellen des Mißgeschickes rettungslos treibende, noch athmende Trümmer des großen Schiffbruches. Was könnte es Ihnen auch frommen zu wissen, was wir einst galten. Dinge, die wir Verbrechen nennen könnten, haben wir uns nicht vorzuwerfen. Mein Vater war nicht unter denen, welche jene Empörung gegen unsern Oberherrn vorbereiteten, begannen. Als sie in hohen Brandungen bereits anschwoll, gab er ihrem Strome nach, und meinte damit seine Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen. Seine Absichten waren rein, uneigennützig. Er, und andere Tüchtige, wollten die ringende Republik nicht den Leidenschaften der Schlechten hingegeben sehen. Um Regel, Ordnung und Tugend in die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu bringen, bemächtigte auch mein Vater mit manchen Gleichgesinnten sich des Ruders, und sein großer Einfluß, sein bedeutender Name, mußten seine Verschuldung in der Waage des richtenden Siegers erschweren. Sein Loos ist entsetzlich. Die Caballen einer anarchischen Faction in den Reihen der Unsern, die jede Mäßigung verabscheute, stürzten ihn, noch ehe wir besiegt wurden, bedeckten ihn mit unverdienter Schmach, weil er angeblich zu wenig; der Sieger schmetterte ihn nieder, weil er, nach seinem Maaße, zu viel gethan. So sind wir ausgestoßen überall. Was mich betrifft, habe ich in jugendlichem Alter erfahren, was

ausreichte ein ganzes langes Leben zu trüben. Ich murre nicht deshalb. Ein Vergleich zwischen dem was ich war, und dem was ich bin, fordert mich auf zu Ergebung und Demuth. In Polen haben die Frauen einen größeren Einfluß auf die Handlungen der Männer als anderswo. Sie bestimmen diese nicht selten, denn der Pole ist zu tapfer um nicht galant zu sein. In jenen Tagen kannte ich keine Gesetze als die mein Enthusiasmus mir eingab. Ich übte mit Stolz eine verbreitete Herrschaft, und stellte mir zum Berufe Alles zu unterwerfen, das mein Kreis umschloß. Nennen Sie das Koketterie? — es sei. — Der glänzende Salon ist zerstört, in dem unter meinem Vorsitze, ich darf sagen zu meinen Füßen, Triumphe im Voraus gefeiert werden, die wir nie erreichen sollten. Die stolzen Rosse, die mich durch die jubelnden Straßen von Warschau führten, ziehen russische Geschütze, und die schimmernden Ritter, welche meinen Wagen umschwärmten, sind Almosenempfänger des Auslandes. Ich selbst bin die nicht mehr, die ich war. Mit tausend Thränen, umringt von Noth, der Verfolgung hingegeben auf armseliger gefahrvoller Flucht, unter nie gekannten Entbehrungen, getroffen von Lieblosigkeit, Zurücksetzung und Hohn, habe ich meine kurzen Eitelkeiten gebüßt. Nun lebe ich nur noch der kindlichen Pflicht. Im Elende begleite, geleite ich meinen sonst ganz verlassenen Vater, sein Trost, seine Er=

heiterung. Hiebei, so hoffe ich, wird mich der Himmel nicht verlassen, wenn auch die Menschen es thun, und die Welt, wenn es so weit ist, wird die letzte Wohlthat, die wir in Anspruch nehmen müssen, nicht versagen, — ein einsames Grab, wäre es auch nur bei denen, die für Solche um Gotteswillen eröffnet werden, denen das traurige Loos gefallen, ihr verkümmertes Dasein der Theilnahmlosigkeit der Beglückten mühselig abzugewinnen."

Nach solchen Aeußerungen mußte das Gefühl Alfreds für Zenaiden nur um so mächtiger befeuert werden. Reiz, Bewunderung und Mitleid vereinten sich, ihn mit einer Liebe zu erfüllen, die an Kraft und Innigkeit jede Stunde zunahm. Ohne daß sie ausgesprochen wurde, war sie erklärt. Zurückgewiesen ward sie nicht, ob erwiedert? — wer weiß es. — Zenaide, ausgerüstet mit aller Feinheit der Hochgebildeten ihres Geschlechtes, gab sich dem schönsten Vertrauen hin, versagte sich aber jeglicher Vertraulichkeit. Der Umgang mit ihr glich einem stillen sanften umflorten Sommertage, der lieblich ist, schwermüthig, ohne glänzende Sonnenblicke, welche dem Aufleuchten der Leidenschaft zu vergleichen sind. So ergab sich ein gegenseitiges Verhältniß, das an Innigkeit und Maas kaum seines gleichen haben konnte.

Das tiefe Interesse an einem so geliebten Gegen-

stande mußte Alfred aber bestimmen, wenn auch möglichst unbemerkt, eine sorgsame Aufmerksamkeit auf dessen äußere Beziehungen zu werfen.

Zenaide erschien stets, dem Anscheine nach, wenn auch überaus einfach, so doch höchst sauber und zierlich. Bald entging aber dem Freunde nicht, daß sie nur mit zwei Kleidern wechsele, die zwar wohl gehalten, aber nichts weniger als neu waren. Sie warf einen kostbaren türkischen Shawl um ihre Schultern, es konnte aber zuletzt nicht entgehen, daß die malerische Weise, in der sie ihn umzulegen verstand, nur bezweckte, die sehr abgenutzten Theile desselben zu verbergen.

Der Aufzug ihres Vaters erschien nicht anders. Bei Tische machte Zenaide die Wirthin mit unnachahmlicher Grazie, aber vor einem sehr bescheidenen Mahle, bei dem nur die gemeinsten Dinge in einiger Fülle sich vorfanden.

Klissok schrieb halbe Tage lang in seinem Zimmer. Alfred setzte voraus, daß er an Memoiren, oder sonstigen literarischen Erzeugnissen arbeite, ein Zufall ließ ihn aber, unbemerkt, in Erfahrung bringen, daß er — armselige Wirthschaftsrechnungen für den Gutsverwalter, der auf dem nächsten Dorfe wohnte, für erbärmlichen Lohn anfertige. Ja, er mußte zu seinem unsäglichen Mitleiden behorchen, wie dieser Beamte, welcher der Arbeit nachzufragen, oder sie in Empfang zu neh-

men kam, auf bäurische Weise schalt, daß sie nicht früher gefördert worden; die wenigen Thaler Belohnung wie eine unermeßliche Wohlthat erlegte, und vorwarf, während der hochgebildete Staatsmann, der elegante Zögling der feinsten vornehmsten Welt, sich demüthig und mit verbindlicher Geschmeidigkeit entschuldigte, wie ein Untergebener gegen einen Staatsminister; für den kärglichen Sold in der Weise dankte, wie er vielleicht sonst für einen Orden gedankt, und mit einschmeichelnder Beflissenheit bat, ihn bald mit ähnlichen Aufträgen zu beehren, denen er seinen ganzen Fleiß, seine pünktlichste Aufmerksamkeit widmen wolle.

Kurz, es kam immer deutlicher zu Tage, — diese Unglücklichen waren bitter arm, und trugen ihr Elend mit einer Resignation, die das Herz zerriß.

Alfred meinte unter solchen Umständen die Erstattung der Kosten seines bisherigen Aufenthaltes auf schonende Weise anbieten zu dürfen. Klissok aber erklärte offen, daß er für ihn keine Auslagen zu machen Veranlassung gehabt. Sein eigener Unterhalt werde ihm hier durch die gastfreundliche Güte des abwesenden Eigenthümers des Schlosses verabreicht, und was Alfred verzehrt sei darin inbegriffen. Der Kastellan des Schlosses sende die Speisen, auf Befehl seiner Herrschaft, und sie seien ausreichend für Alle. Daß er hier in seiner

Krankheit aufgenommen und verpflegt worden, sei auf ausdrückliche Anordnung des Gutsverwalters geschehen.

Alfred fand es nun nöthig sich zu diesem zu begeben, und mit ihm Rücksprache zu nehmen, denn er wollte dem Gutsherrn, den er nicht kannte, keine Verbindlichkeit schuldig sein.

Der Beamte war ein Deutscher, ein rauher, aber tüchtiger Mann, der den Landsmann mit der wärmsten Herzlichkeit empfing. — „Was fällt Ihnen nur ein, bester Herr, — fiel er ihm bei den ersten Andeutungen auf Berechnung ins Wort. — Der Graf von S —, mein gnädiger Herr in Wien weiß bereits, daß Sie hier sind, und hat mir, — ich will Ihnen den Brief vorweisen, ausdrücklich befohlen, das ganze Schloß, für so lange Zeit als Sie irgend wollen, zu Ihrer Verfügung zu stellen, und Sie zu bewirthen, so gut wir es irgend erschwingen können. An Bezahlung ist nicht zu denken. Schon das Anerbieten würde der Herr Graf sehr übel vermerken. Was fände sich auch wohl, das der Bezahlung werth wäre. Das Schloß wird von der Herrschaft, die so viele andere hat, kaum alle drei Jahre in ein paar Sommermonaten bewohnt, und steht unterdessen leer. Die Lebensmittel sind hier fast ohne Preis, und gekocht muß ja ohnehin werden für das polnische Bettelvolk, das hier aus Barmherzigkeit einstweilen gefüttert wird."

Hieraus ging hervor, daß Klissok und Zenaide hier

keinesweges beliebt seien, unser Freund erachtete aber für klug die Empfindlichkeit zu verbergen, die diese entwürdigende Benennung für Personen, welche ihm so werth geworden, in ihm hervorbrachte, um über die wahren Zustände dieser Bedrängten einiges Licht zu erhalten. Seine Absicht ward jedoch nicht erreicht, der Beamte wußte hierüber nicht viel mehr als er.

„Wer weiß, — sagte er, — was dieser Mensch zu anderen Zeiten, ehe er ein Rebell gegen seinen Oberherrn ward, gewesen sein mag. Nun ist er ein Bettler und nichts mehr. Er hat Erlaubniß erhalten sich in diesem Lande still aufhalten zu dürfen, und wird von der Behörde beobachtet. Da er nichts zu beißen und zu brechen hat, mußte er wohl der Wohlthätigkeit anheim fallen, und der Herr Graf kennt in solchen Dingen keine Grenzen. Klissok ist ihm durch den Fürsten von C... empfohlen, und so hat er ihn hier aufzunehmen und zu ernähren geboten. Gewiß weiß der Herr Graf, wer dieser Mann eigentlich ist, aber er hat es nicht laut werden lassen. Ich muß allwöchentlich über ihn berichten, habe aber zur Zeit nicht viel zu sagen gefunden, denn er hält sich still, und mischt sich in nichts."

„Er ist also wohl arm?"

„Ich meine nicht, daß er noch zehn Kreuzer hatte, als ich ihm vor ein paar Tagen einige Thaler für Arbeiten brachte, die ich, mehr aus Barmherzigkeit, von

ihm fertigen lasse. Ich soll ihm ja Etwas zu verdienen geben. Er bezieht bisweilen auch Unterstützungen, ich weiß nicht von wo, aber sie sind kärglich, und gehen sehr unregelmäßig ein. Jetzt wartet er wieder auf eine, die aber durchaus nicht kommen will. Das Fräulein — sonst ein ganz achtbares Mädchen — will auch Etwas verdienen, aber du meine Güte. Sie will Unterricht ertheilen auf dem Flügel, im Französischen, im Zeichnen. Wer braucht hier dergleichen. Das arme Kind ist zu beklagen. Es ist zu Besserem erzogen, und muß nun unschuldig die bittere schwarze Suppe mit ausessen, die der Vater eingerührt."

Daß Alfred unter solchen Umständen höchst schwermüthig seinen Rückweg antrat, ist zu begreifen. Er setzte im Drange seiner Gefühle alle Rücksichten bei Seite, und da er wohlbemittelt, und auch unabhängig war, wagte er es Klissok eine Unterstützung auf schonende Weise anzubieten, die er, wenn er sonst wolle, als Darlehn betrachten, und bei Aenderung seiner Verhältnisse zurückzahlen möge.

Sein Anerbieten wurde mit vieler Herzlichkeit, — abgelehnt, und der Gegenstand schnell und bestimmt abgebrochen.

Unser Freund erkannte die Nothwendigkeit, nun seine Gesundheit wieder befestigt war, diesen Ort so bald als möglich zu verlassen. Seine anderweiten Zustände

und Vorsätze, sein ganzer Lebensberuf vereinten sich, ein zweckloses Verharren in Beziehungen zu verneinen, die weit ab von seinem Ziele lagen, und führen müßten. Seine Vernunft konnte keinem Schwanken nachgeben. Sein Herz dagegen erbebte bei dem Gedanken einer Trennung von Zenaiden, und eben dieser Kampf vollendete in ihm das Bewußtsein einer Neigung, die kaum mehr zu bemeistern war. Eine nie empfundene Wehmuth spannte ihn ab, aber eben diese schien ihn zur Eile aufzufordern, denn nicht selten bewirkt in solchen Stimmungen ein tief eingreifender brennender Seelenschmerz die Wiederkehr einer Kraft, von welcher muthige Resignation doch zuletzt erschwungen wird.

„Nun werde ich wieder fortmüssen:“ — sagte er zu Zenaiden.

Sie sah ihn mit einem ganz eigenen Ausdrucke in ihren großen schönen braunen Augen an, und antwortete. „Freilich dürfen wir nicht darauf rechnen auf die Dauer den Trost Ihrer Gegenwart zu besitzen. Welche Gemeinschaft dürfte sein, zwischen Ihnen, dem Begünstigten, und den Unglücklichen, Ausgestoßenen, Obdachlosen. Wäre es besser gewesen, wenn wir uns niemals gekannt hätten? — Nein, nein, die Frage ist undankbar. Darf der Gefangene den Traum, der ihm das, für ihn zur Fabel gewordene, Glück des Lebens vorzauberte, schelten, weil er flüchtig war? Hat dieser

doch eine selige Stunde lang die Verzweiflung unterbrochen, welche ungemessene Zeit mit seinen Ketten klirrte."

Klissok konnte nichts erwiedern, als Alfred sich gegen ihn auf gleiche Weise vernehmen ließ. Er drückte dessen Hand, — und mußte sich entfernen.

Diese Armen hatten zu lange, zu schmerzlich Wohlwollen und Theilnahme vermißt, um nicht aufs Tiefste von dem nahe bevorstehenden Verluste so unschätzbarer, unerwartet ihnen zugekommener, Begünstigung zerrissen zu werden. — Sie sollten nun wieder allein sein.

Aber, siehe da, ganz unerwartet stellten Umstände die nächsten Zustände anders zusammen, als vermuthet worden war: ob zum Glücke oder Unglücke stand dahin.

Der Reisende hatte nämlich den Hauptzweck seines Unternehmens noch vor sich, den mächtigsten und wunderbarsten Höhenzug bis zur Lomnitzer Spitze zu besuchen.

Diese Reise ist zwar eine der belohnendsten, aber auch eine der schwierigsten, wegen der grotesken Wildheit, und Verödung jener Alpen, und ohne besondere Vorkehrung, und sichere angemessene, kundige Begleitung ist darauf nicht einzugehen.

Klissok kannte jene Gegenden nicht, und Alfred fand sich bewogen den Gutsverwalter wieder aufzusuchen, und seinen Rath zu erbitten, indem er ohnehin mit ihm

wegen der erforderlichen Berichtigung seiner Reiselegitimationen zu sprechen hatte.

Der Beamte entwarf sofort einen sehr annehmbaren Plan. Der Reisende sollte das Schloß seines Herrn jedenfalls als einstweiligen festen Stationsort für sich noch beibehalten, nach jenen Höhen nur einen besonderen Streifzug, gleichsam episodisch, unternehmen, und nach etwa drei Wochen wieder zurückkehren, um zu rasten, die wissenschaftlichen Resultate seiner Bestrebung, so lange sie noch frisch und lebendig seien, zu ordnen, und dann erst nach Ofen und Pesth, welche Städte sein letztes Reiseziel waren, auf bequeme Weise aufbrechen. Hiezu bot er ihm nicht nur einen sehr tüchtigen verständigen Führer, in der Person eines Jägers an, sondern stellte für ein sehr Billiges sogar drei Pferde zu seinem Gebrauche, eins zum Reiten für ihn selbst, das andere für den Führer, das dritte, als Saumthier für das Gepäck.

Solcher Rath, solcher förderliche Beistand mußten mit Danke angenommen werden, und der Tag der Abreise war angesetzt.

Die Aussicht auf ein so bald bevorstehendes Wiedersehen beschwichtigte alle Betheilten, und an einem herrlichen Morgen trennte man sich mit gutem Muthe.

Die kleine Caravane war mit allem Erforderlichen reichlich und aufs Beste ausgerüstet. Ein freundliches

Wesen vermehrte das Geleit. Die herrliche weiße Dogge Klissoks, — man nannte sie Blanc, — hatte sich an Alfred auf eigene Weise gewöhnt, und wollte auch nun nicht von ihm lassen. Er erhielt sie zum Geschenke, aller Gegenvorstellung ungeachtet.

„Lassen Sie dem klugen Thiere seinen Willen, — meinte Klissok. — Sein Geschlecht ist zu vertraut mit den Menschen um ihrer Eigenschaften nicht auch theilhaft zu werden. Blanc hat erkannt, daß sein bisheriger Herr aufgehört hat eine Connection zu sein, und sucht ersprießlichere Verbindungen. Zudem, wo gestattet man dem Pauperism den Luxus eines Hundes?"

Was der Reisende auf diesem merkwürdigen Zuge dem Anblicke einer ungeheuern Natur für sein Gemüth, was er jenen Gebieten für die Wissenschaft abgewonnen; was er von Außen erfahren, gehört nicht hieher. Die Angemessenheit des ihm von jenem Beamten ertheilten Rathes, der danach geregelten Einrichtung, so wie die vorzügliche Zuverlässigkeit, Tüchtigkeit und Brauchbarkeit des Führers, der eben so des Deutschen, als der Landessprache mächtig war, bewährten sich sofort und überall.

Die Seele des wissensdurstigen jungen Gelehrten war aber in einer Aufregung, die seinen Studien hinderlich gewesen sein würde, wenn ein so kräftiger Forschungstrieb ihr nicht das Gleichgewicht geboten hätte.

Zenaidens theure Gestalt begleitete ihn auf der Wanderung, umschwebte ihn im Traume. Von den Höhen schritt sie ihm entgegen. Die Nebel der Frühe, über den wunderbaren einsamen Bergseen, theilten sich, sie darzustellen, wie sie über den Silberflächen daher schwebte, die Fee der Gewässer. Der Ton des Windes, zwischen den Felsen, der oft leis harmonisch über die hellgrünen stillen Matten zog, auf denen man rastete, war ihre Stimme.

Die begonnene Liebe pflegt ihrer endlichen Folgen wenig eingedenk zu sein, und die beängstigende Frage: „was kann daraus werden?" schlummert noch im Schooße der Zukunft.

Hier herrschte jedoch eine zu gediegene Urtheilskraft, um sich in seliger Blindheit den Ereignissen hinzugeben. Minder schmerzlich war aber die Einsicht, da die Kraft in Bereitschaft war, sich muthvoll an den Hindernissen zu versuchen. Alfred liebte, um zu besitzen. Nicht übersah er die mannigfachen Schwierigkeiten in Zenaidens Lage, die mit der seinen in vielem nicht wohl zusammenstimmen wollten. Mit entschlossenem Scharfblicke durchdrang er indessen auch die etwa bedenklichen dunkeln Tiefen der Verhältnisse, um den Talisman ihnen abzugewinnen, der so viele Hemmnisse ebnen, so viele Ungunst der äußeren Beziehungen beseitigen sollte.

Er war entschlossen der Geliebten bei seiner Rückkehr seine Hand anzubieten. Er wagte zu hoffen, in herzlicher erwiedernder Gewährung, des ersten Pfandes erwünschten Gelingens froh zu werden. Doch zu gleicher Zeit bereiteten sich auch unerwartete Eingriffe in seinen Plan vor, denen es gelingen sollte ihn — wesentlich zu stören.

Es war nöthig, daß nach mehren Tagen Aufenthalt im höchsten Gebirge Alfred sich wieder eine Strecke hinunter ins ebne Land begeben mußte, um wegen seines Passes mit einer Kreisbehörde Rücksprache zu nehmen.

Er trat ins Büreau des Beamten, und wurde von diesem zwar mit vieler Höflichkeit und Güte, doch aber mit der seltsamen Frage empfangen: „Wie, mein Herr, so schnell wird mir die Ehre Sie wiederzusehen? und Sie meinten gestern doch mit den festesten Entschlüssen zu so beschwerlicher Wanderung gerüstet zu sein, als ich Ihren Paß visirte."

Diese Aeußerung mußte höchlich befremden, und dahin beantwortet werden, daß man den geehrten Herrn noch niemals gesehen, gestern nicht hier gewesen, also auch kein Paßvisum erbeten, wie ja der nun producirte Paß am besten ausweise.

Der Beamte schien betroffen, prüfte den dargebotenen Paß, verglich das darin verzeichnete Signalement mit dem Inhaber, und mit dem was in seinem Journale von den Kennzeichen seines vermeinten Vorläufers vorschriftsmäßig verzeichnet war, und schüttelte das Haupt. Nach einer Weile äußerte er sich wie folgt.

„Seltsam! Gestern stellte sich hier eine Person ein, die Ihren Namen führte, den nämlichen Reisezwecken nachzustreben vorgab, die nämliche Gestalt hatte, die nämlichen, ganz die nämlichen Kleider trug, einen danach ausgestellten durchaus richtigen Paß führte, und deren Signalement aufs Genauste mit dem Ihren übereinstimmte. Da aber die Angaben des letzten nur ganz allgemein sein können, darf die Wirklichkeit in ihrem speciellen Gepräge doch eine wesentliche Verschiedenheit ergeben, und je mehr ich Sie ansehe, und sprechen höre, überzeuge ich mich allerdings, daß die auf den ersten Augenblick täuschende Aehnlichkeit bei jenem Individuum nur eine absichtlich erkünstelte war, während Sie sonst mit demselben, so weit von Physiognomie die Rede ist, entweder gar nichts, oder nur sehr Oberflächliches gemein haben. Die Sprache vollends ist ganz verschieden, und die ruhige Sicherheit Ihrer Haltung weicht nicht minder auffallend von der ein wenig scheuen und demüthigen Verbindlichkeit ab, welche von Jenem, ganz ohne Noth, an den Tag gelegt wurde. Da indeß

eine solche Zweiheit einmal amtlich feststeht, wird die gleiche Prüfung nicht fehlen dürfen, wer von Beiden nun der rechte sei?"

„Diese Prüfung, — entgegnete unser Reisende, — wird wenig Mühe machen. Der Gutsverwalter des Grafen von S: — hat sich erlaubt mich Ihnen noch besonders durch dieses Schreiben als einen ihm Wohlbekannten zu empfehlen, und sein Jäger begleitet mich, dessen Vernehmung die Feststellung der Identität vollenden kann:"

Der Beamte nahm den Brief, öffnete, und las, ließ den Jäger eintreten, begrüßte ihn als einen alten Bekannten, und that einige Fragen an ihn über Alfreds Person, worauf er diesem herzlich die Hand reichte, mit den Worten:

„Mein alter Freund, der Sie mir so warm ans Herz legt, ist der zuverlässigste Mann. Ihr Begleiter ist wohl bekannt, und ein braver Bursche, es unterliegt daher nicht dem mindesten Zweifel, daß ich in Ihnen, und nur in Ihnen, den Naturforscher Herrn Alfred **** aus **** zu begrüßen die Ehre habe. Jener aber war ein Gauner, oder was weiß ich sonst."

Es sind noch nicht zu viel Jahre her, als das Bewußtsein von einem Doppelgänger anticipirt, oder repetirt zu werden, geradesweges im Ernste, oder in selbstgefälliger pikanter Illusion, jenes entsetzlich thuende

Grauen, alle jene ahnungsbang sein sollenden Schauer, hervorgerufen hätte, die von gewissen Dichtungen damals in die Mode gebracht wurden. Heute hat eine zu häufige Besprechung mit dem Uebersinnlichen und Unbegreiflichen, mit alle jenen Prinzipen aus der Nachtseite des Daseins, dergleichen so alltäglich gemacht, daß sich Niemand mehr in Wahrheit und Dichtung dadurch außer Fassung bringen läßt. Und überdieß hat man leider erfahren, daß die baare Wirklichkeit Schrecknisse und Gefahren darbieten kann, die unendlich durchgreifender sind, als jene hirnverwirrende Popanze. Der Reisende befand sich daher desgleichen keinesweges durchschauert, wohl aber sehr betroffen. Wofür sollte er diesen Mißbrauch seiner Person ansprechen, als für ein gegen ihn selbst gerichtetes, in seinen Folgen unberechenbares Vornehmen eines unbekannten Bösewichtes.

Er stand nicht an, in dieser Weise gegen den Beamten laut zu werden, und sich seine Meinung von der Sache zu erbitten.

„Allerdings, — meinte dieser, — läßt sich hiebei viel bedenken. Doch halte ich dafür, daß jener Betrüger nicht Ihnen zunächst, oder unmittelbar übel will, sondern daß er nur, von Ihrem Erscheinen im Voraus unterrichtet, Ihre Maske gewählt hat, um irgend einen Frevel gegen Andere zu begehen, dessen Verantwortlichkeit er demnächst Ihnen zuzuschieben meint, während

er selbst, nach erreichtem Zwecke, Ihre angenommene Person wieder abzuwerfen, und in neuer, oder wirklich ihm eigener Gestalt, den Folgen sicher zu entgehen gedenkt. Wir leben leider in Zeiten, wo wir an dergleichen nur zu sehr gewöhnt sind. Was meinerseits thulich ist alle Mißstände von Ihnen möglichst zu entfernen, will ich gern ins Werk richten. Ich will Ihren Paß mit einer besondern Bemerkung visiren, die Sie als den eigentlich Berechtigten zu Ihrem Namen und Ihrer angegebnen Persönlichkeit documentirt. Ich will jenes Individuum durch Steckbriefe verfolgen, alle Behörden darauf aufmerksam machen. Doch aber meine ich, daß Sie besser thun würden, entweder dießmal geradesweges dahin zurückzureisen, woher Sie kommen, oder wenigstens einige Tage hier zu verweilen, bis man etwas Näheres von Ihrer Nummer Zwei in Erfahrung gebracht."

Der eine, oder andere dieser Rathschläge wäre zu befolgen gewesen. Der moralische Muth führt aber bisweilen zu nicht minderem Vorwitze als der physische, und Alfred war, durch günstige Lebenslage, so verwöhnt, daß er es nicht ertrug seine Vorsätze durch irgend Etwas behindert zu sehen. Er bestand auf die Weiterreise, damit ihm nicht Zeit und entsprechende äußere Umstände unwiederbringlich entgehen möchten. Was könne denn auch so Besonderes sich dabei ergeben? Jener Verdächtige habe ja Niemand mehr zu vermeiden als eben ihn,

der vor Allem seinen Betrug und dessen Absicht durch sein bloßes Erscheinen vernichten müsse. Vor mittelbaren, durch etwanige Personenverwechselung sich ergebenden Mißständen schütze ihn ja das erläuternde Visum seines Passes.

Der Beamte konnte dagegen nichts einwenden, und war nun beflissen die Legitimationen unseres Freundes um so sorgsamer festzustellen.

Während er zu diesem Zwecke an seinem Pulte schrieb, entstand einiger Streit in dem anstoßenden Büreau, worin Subalternen arbeiteten, und auf den Ruf des Vorgesetzten: „was es dort gebe?" kam ein Secretair herbei, und meldete, es befänden sich dort zwei Reisende, deren Beglaubigung Einiges zu bedenken gebe, die aber auf dienstfällige Aeußerung sich unhöflich und laut ausgelassen, besonders der Eine, der auf hochfahrende Weise für Beide das Wort führe.

Der Chef befahl diese Personen ihm vorzustellen, und ihre Pässe herbeizubringen.

Sofort erschienen zwei junge Leute von bemerkenswerthem Aussehen. Die Kleidungen nach modischem Schnitte, aber wenig sauber, herabgekommen, und verwittert. Die Ränzel auf dem Rücken, die Knotenstöcke gaben ihnen das Ansehen von wandernden Handwerksgehülfen. Das Betragen, die Haltung, namentlich des Einen, schienen dem aber nicht zu entsprechen. Dieser

eine war groß, schlank, zierlich gebaut, das Gesicht zeigte edle, vornehme, ja sogar schöne Züge. Das Haar, mit einiger Koketterie geordnet, beschäftigte unaufhörlich die feinen Finger einer weißen wohlgeformten Hand, die es zierlich zurecht zu legen beflissen waren. Der kleine Bart um Backen und Kinn, an der Ober- und Unterlippe stutzermäßig gestutzt.

Der Andere war von Ansehen viel wüster. Das Gesicht war breit, stumpf und gemein, das Auge schläfrig. Bart und Haar sehr verworren, die Kleidung noch herabgekommener Das wahre Bild eines Taugenichts.

„Wer seid Ihr?“ — fragte der Beamte in deutscher Sprache.

„Mein Herr, — nahm der Jüngere das Wort, — die Frage ist kurzweilig. Sie haben unsere Pässe in Händen. Wir führen solchen Plunder nur dazu mit uns, um nicht bei jeder Gelegenheit mit müßigen Fragen belästigt zu werden. Wenn Sie denn aber so viel Beruf verspüren, unsere Unterhaltung zu genießen, habe ich die Ehre Ihnen in meinem Gefährten den Herrn Dappenbröck vorzustellen, den Sohn eines der ersten Fabrikunternehmer in Antwerpen, der sich die Mühe geben will, die Fortschritte zu mustern, welche die Industrie in Ihrem Lande gemacht. Ich, meinerseits, bin einer der ersten Künstler zu Brüssel, Zeichner, Maler, Kupferstecher, Lithograph. Ich finde es nöthig den Com-

positionen im Genre sowohl als in der Landschaft einen neuen Character zu geben, der dem Uebergewichte der romantischen Schule entspricht, die in Frankreich seit Kurzem, durch die größten Geister dieses Jahrhunderts, den Thron der allgemeinen Geltung bestiegen hat. Dazu suche ich in der ganzen erschaffenen Welt das Neue, Jungfräuliche, noch niemals Berührte, und komme hieher Studien nach Ihren so viel gepriesenen Bergen zu machen, von welchen ich indeß die Ehre habe Ihnen zu sagen, daß sie den Teufel nichts taugen. Die Formen sind bizarr, die Färbung monoton und kalt, die Lufttöne miserabel, die Lichteffecte ohne Character, die Schatten ohne Schärfe. Meinen Namen werde ich Ihnen nach diesem nicht erst zu sagen brauchen. Die ganze Welt kennt ihn. Ich bin Hernani, auf den letzten Kunstausstellungen in Paris und Brüssel gefiel es, ihm die Beisätze des Großen, des Einzigen, des Göttlichen anzuschließen. Aber ich verachte das. Die Zeit mich in meiner wahren Bedeutung zu würdigen, ist noch nicht gekommen."

„Um so besser hätten Sie die Zeit auf unserer Grenze wahrnehmen sollen, Ihre Päſſe visiren zu lassen als Sie herüberkamen. Warum haben Sie das unterlassen?"

„Ich versichre Sie, daß wir dieses aus drei wichtigen Gründen unterlassen haben. Einmal aus Zerstreuung, — wer kann alle diese Armseligkeiten immer

bedenken; — sodann weil wir nicht wollten, — da es unerläßlich nöthig ist die Gouvernements zu der Einsicht zu führen, daß dergleichen Chikanen dem Zeitgeiste durchaus entgegen sind, und den freien Zug der Idee paralysiren; endlich weil wir nicht konnten, denn die Personage, die sich im Grenzamte mit dergleichen Dingen abgiebt, entbehrt so durchaus alle Eigenschaften einer guten Lebensart, daß wir uns unmöglich mit ihr befassen durften. Wir lachten sie aus, und gingen ihr durch die Lappen."

„So werden Sie sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die gute Erziehung gedachter Personage noch einmal auf die Probe zu nehmen. Sie werden zu ihr zurückkehren, ihr Visum nachholen, weil Sie daohne nicht hundert Schritte weiter ins Land machen werden."

Keine Schilderung der Aufregung, der losen Reden, der Gegenvorstellungen, die solches Ansinnen zu Wege brachte. Der Beamte war eben so ruhig, als unerbittlich, und man mußte sich wider Willen fügen.

Während dieses Gespräches hatte Alfred Gelegenheit zu bemerken, wie er die Aufmerksamkeit des Individuums, das vorhin Dappenbröck genannt wurde, und das bisher von sich kein Wort vernehmen lassen, auf ausgezeichnete Weise, wenn auch nur verstohlen, fessele, und dabei zuckte durch dieses gemeine Gesicht ein so eigner Zug von Bosheit; durch die schläfrigen Blicke leuchtete

ein so wildes stechendes Feuer, daß ein Eindruck des Unheimlichen nicht zurückzuweisen war.

Endlich brachen sie auf, und Alfred entging es nicht, daß Dappenbröck im Herausgehen den Andern auf ihn verstohlen aufmerksam machte, und leise auf polnisch ein paar Worte sagte, worin der Namen „Misinski" vorkam.

Als sie fort waren, fragte Alfred den Beamten ob er etwa auch jene Worte gehört, und sie verstanden habe?

„Ja wohl, — war die Antwort. — Der Schuft sagte: sieh hin, der ist Misinski."

„Es waren also Polen."

„Möglich."

„Warum sie nicht festhalten?"

Dazu ist noch nicht Veranlassung. Ihre Pässe sind sonst richtig, und man kann polnisch sprechen auch ohne ein Pole zu sein.

„Was kann es aber sein mit diesem Misinski?"

„Ihr Doppelgänger, mein Herr."

„Sollte man sie nicht deshalb besonders vernehmen?"

„Nein. Von Misinski weiß ich mehr, als die mir sagen können, wenn ich ihn auch von Person nicht kannte. Ich habe keine Macht über ihn. Er wird Ihnen nicht schaden. Glückliche Reise."

Als unser Reisende durch das Thor des Städtchens wieder dem höheren Gebirge zuritt, holte er bald jene beiden verdächtigen Wanderer ein, die verdrossen des nämlichen Weges zogen. Sie fixirten ihn nochmals scharf, und jener sogenannte Hernani machte Miene ihn anzureden, denn er näherte sich seinem Pferde.

Blanc indessen, der auf der anderen Seite nebenher lief, fuhr herum, stürzte mit wüthendem Gebell auf den Fremden, und schnappte nach seinen Kleidern. Dappenbröck eilte hinzu, um das Thier abzuwehren. Die Wuth desselben erreichte aber nun den höchsten Grad, und es sprang Beiden an die Kehlen, so daß der Jäger absteigen, und durch Zureden, und Gewalt sie den Angriffen eines so erbitterten Gegners entziehen mußte, worauf denn die beiden Parteien, wie in stillschweigender Uebereinkunft, von der einen Seite durch rascheres Vorwärtsreiten, von der anderen durch absichtliches Zurückbleiben, für dieses mal wenigstens, auseinander zu kommen suchten.

Da Blanc ein sehr gut gearteter Hund war, begriff sein Herr den auffallenden Widerwillen gegen jene beiden Wanderer nicht.

Der Jäger berichtete nun, daß ganz der nämliche Auftritt sich auch schon unten im Städtchen zugetragen. Entweder müsse der Hund einen dieser Leute, vielleicht beide, schon sonst gekannt, und Abneigung wider sie ge-

faßt haben; oder er merke ihnen an, daß sie Böses wider seinen Herrn im Schilde führten. Der Hund, wie er als Jäger wohl wisse, sei nach dem Menschen das klügste Geschöpf, habe weit zurückreichendes Gedächtniß, guten Grund für Liebe und Haß, und an vorschauendem dunkelem Ahnungsvermögen sei ihm zugelegt, was ihm am Verstande entzogen worden. „Kurz, — meinte er, — wir dürfen Blanc nur glauben, daß jene Beiden Schelme sind, und wenn das treue Thier nur reden könnte, würde es uns vermuthlich sonderbare und beachtenswerthe Dinge mitzutheilen haben."

Es fand sich im weiteren Verlauf der Reise aber nicht Gelegenheit solchen Wink zu berücksichtigen. Man traf mit jenen Beiden in den folgenden Tagen nicht wieder zusammen, und in der Fülle großer wunderbarer Eindrücke, welche die Natur jede Stunde mit überraschender Neuheit darbot, wurden sie gänzlich vergessen.

An wichtigen Wahrnehmungen aller Art bereichert, befand sich der Reisende bereits auf dem Rückwege nach dem Schlosse, und jene Regung innigen Wohlbehagens erwärmte sein Herz, die der Heimkehr zum stillen Schauplatze häuslicher, lang entbehrter Freuden eigen ist. Um Zenaiden wiederzusehen, um alle die durch die Trennung noch mehr befestigte Vorsätze für gemeinschaftliches Glück nun angelegentlich zur Ausführung zu bringen, beflügelte er seine Eile bis zur äußersten Möglich-

keit. Nach zwei Tagen konnte er das ersehnte Ziel erreichen, wenn er jeden Abend seinen Ritt um ein paar Stunden verlängerte, und so kam es, daß es dießmal schon dunkel wurde, ehe er zu der Herberge, in welcher er übernachten wollte, gelangen konnte.

Der Abend war schön, der Mond bereits aufgegangen, und von den Wiesen zu beiden Seiten des Weges stieg ein leichter duftartiger Nebel, durch den, wie durch einen silbernen Schleier, die Gegenstände in einiger Entfernung nur unbestimmt und in phantastischer Form zu erkennen waren.

Beide ritten in tiefem Schweigen dahin. Blanc lief in der friedfertigsten Stimmung von der Welt neben ihnen. Plötzlich stutzte der Hund, schlug an, und wollte ins Feld hinaus eilen. Nur mit Mühe gelang es, ihn wieder zurückzulocken, aber er schnüffelte unaufhörlich in der Luft nach der einen Seite, bald bellend, bald unwillig murrend, und zeigte an, daß er dort Unheimliches wahrnehme.

Die Reiter forschten aufmerksam nach jener Richtung hin, und entdeckten zuerst nichts. Bald indeß nahmen sie mehre hundert Schritte abwärts eine dunkele Gestalt wahr, die, einem Schatten gleich, dahinglitt, durch die dämmernde Lichtbrechung im Nebel vergrößert. Sie zerfloß, oder verschwand gegen den dunkelen Hintergrund eines Gehölzes, und wurde nicht weiter bedacht.

Man gelangte nicht lange nachher zu der einsam in einem Thalgrunde liegenden Herberge, die natürlich in der rohsten Einrichtung bestand, den uncivilisirten Zuständen der dortigen Landbewohner entsprechend. Man war aber bereits daran gewöhnt, diesfällig keine Ansprüche zu machen, besonders für die sehr kurzen Sommernächte.

Hier ergab sich aber eine zufällige Unbequemlichkeit. Diese Schenke war mit lärmenden halbbetrunkenen Gästen der unteren Volksklasse erfüllt, die, von einem Markte aus einem nicht zu weit entlegenen Städtchen kommend, dort ihre letzten Stüber vertranken.

Das Unterkommen für die Pferde war indeß bald beschafft, und Alfred, der nicht in die schmutzige und unbehagliche Wirthsstube eingehen mochte, setzte sich draußen auf einen großen Stein unter einer blühenden Linde, und vergnügte sich an dem wilden und lustigen Treiben der zahlreichen Anwesenden in ihren zwar ärmlichen, aber überaus malerischen Trachten, welche aus und ein liefen, jubelnd, singend, sich neckend, sich erzürnend, und wieder versöhnend, während der helle Vollmondschein diese bewegten mannigfachen Gruppen in angemessenster Beleuchtung zeigte.

Blanc lag zu den Füßen des Herrn, und schien zu schlummern. Plötzlich richtete er sich auf, fing an zu bellen, und wollte sich unter die Menge stürzen. Alfred

hielt ihn am Halsbande zwar zurück, aber während er ihn noch scheltend zur Ruhe verwies, sah er, wie eine gegen die Uebrigen abweichend gekleidete Gestalt durch das Gewühl schlüpfte, als wolle sie sich den Blicken entziehen.

So flüchtig diese Erscheinung auch war, meinte Alfred doch in ihr jenen Dappenbröck zu erkennen, mochte daraus aber keine üble Vorbedeutung ziehen, denn es schien nicht eben wunderbar, daß Reisende, die eines Weges ziehen, sich von Zeit zu Zeit wieder antreffen, und daß ein Hund gegen einen Fremden einen Widerwillen zeige.

Das Nachtlager wurde in einer Scheune im frischen Heue genommen. Der Raum, der dort unserem Freunde diente, war abgeschlagen, und die Wand, die ihn von einem zweiten ähnlichen trennte, hatte eine kleine offene Lucke, die ursprünglich hoch genug vom Boden angebracht worden. Nun aber, da letzter durch das eingebrachte Heu wesentlich erhöht wurde, mit der Hand zu erreichen war.

Ohnfern von diesem Orte richtete sich Alfred zum Schlafen ein. Blanc lag zu seinen Füßen, und einige Schritte davon hatte der Jäger seine Stelle gefunden.

Man war zu ermüdet, um sich nicht bald im tiefsten Schlummer zu befinden, und wer weiß wie lange man bereits der Ruhe genossen, als ein donnerndes wüthen=

des Gebell der Dogge beide Schläfer erweckte. Es war undurchdringlich finster, aber sie hörten, daß Blanc seine Stelle verlassen habe, und, um weniges entfernter, diesen wüthenden Lärm treibe. Kein Rufen, kein Bedeuten wollte fruchten. Das Thier schien rasend. Dazwischen vernahm man das Keichen des Würgens, bald vom Hunde selbst, bald von einem anderen Wesen. Kurz alles deutete auf einen erbitterten Kampf.

Der Jäger sprang auf, riß das Scheunenthor auf, und rief nach Licht und Hülfe. Mehr als zwanzig Bergbewohner schnarchten draußen auf dem Rasen, in ihre braune Kapotte gewickelt, ermunterten sich jedoch bald. — Es gab Lärm an allen Enden, und wenig Secunden vergingen, als der Wirth, nicht viel besser als völlig nackt, und eine ganze Schaar von Gästen mit brennenden Kienspähnen in die Scheune und mitten ins Heu stürzten.

Der Kampf des Hundes währte noch fort, und man sah, daß er an jener Lucke stattfand. Man beleuchtete den Schauplatz, und fand eine grausige Scene.

In der Lucke, aber so eingeklemmt, daß er nicht vorwärts noch rückwärts konnte, steckte mit halbem Leibe ein Mann. Blanc würgte ihn am Halse, und hatte sein Gesicht mit den Zähnen bereits so zerfleischt, daß es mit Blut bedeckt war. Aber auch die schneeweiße Haut der Dogge war mit ihrem eigenen Blute, das aus

zwei Wunden an der Brust strömte, überflossen, und man gewahrte in der Hand jenes Menschen einen Dolch, mit dem er nach dem Hunde noch fortwährend zu stechen suchte.

Der Kampf wurde augenblicklich beseitigt, wiewohl die Wuth des Hundes kaum zu bändigen war, und man beeilte sich nun jenem Manne beizustehen, den man mit Gewalt vorn herauszog, und ihn aus der Scheune ins Freie schleppte. Er war wie betäubt, und konnte auf alle Fragen noch keine Antwort finden. Als Alfred sein Gesicht abwaschen und nach seinen Wunden sehen ließ, die nicht so erheblich waren als man anfangs dafür halten mochte, entdeckte er zu nicht geringem Erstaunen jenen Dappenbröck.

Er redete ihn hart an, daß er durch sein auffallendes Betragen sich solchen Unfall nur selbst zugezogen. Was habe ihn bewegen können, in tiefer Nacht, den Dolch in der Faust, in den Raum sich einschleichen zu wollen, der von anderen Reisenden bereits eingenommen sei. Dergleichen lasse auf böse Absichten schließen, und ihm werde das Gebührende widerfahren, wenn man ihn hier verhafte und an die Obrigkeit abliefere.

Da dieser Mann aus Antwerpen kommen wollte, hatte unser Freund ihn französisch angeredet. Der Wicht stand nicht an, in dieser Sprache sehr geläufig und zugleich sehr höflich Bescheid zu geben. Er sehe

sein Unrecht ein, er bitte es zu entschuldigen. Böses habe er keinesweges bezweckt. Er habe nicht gewußt, daß jener Scheunenraum bereits besetzt gewesen. Im nebenanstoßenden Abschlage sei ihm die Schlafstelle angewiesen worden. Mäuse seien dort aber über sein Gesicht gelaufen, Thiere, vor denen er einen Abscheu habe. Er sei aufgestanden, und da er, als es noch etwas licht gewesen, jene Lucke schon früher bemerkt, habe er durch diese in den andern Raum kriechen wollen, wobei ihn der Hund wider Erwarten angefallen. Daß er einen Dolch führe, scheine kein Vergehen. Eben so wenig, daß er diese Waffe aus seinem Busen gezogen, um sich damit gegen den Hund zu wehren. Er sei ein harmloser Reisender, der die gültigsten Pässe und besten Zeugnisse bei sich führe, die er vorzeigen wolle.

Unterdessen war es Tag geworden. Alfred fand es angemessener von weiteren Schritten gegen den Mann, wegen Mangels an Beweisen, abzustehen. Der Wirth besorgte seine Wunden, aber mit sehr weniger Theilnahme, während er die Dogge mit den größten Liebkosungen bepflasterte, und da beide Theile über keine gefährlichen Verletzungen zu klagen hatten, trennte man sich in Frieden, und die Reise ward fortgesetzt.

Alfreds Ankunft auf dem Schlosse entsprach keinesweges seinen freudigen Erwartungen, und so hatte auch er die Mystification des Geschickes zu erfahren, die uns Allen nur zu oft Seufzer darüber auspreßt, daß Alles anders kommt als man denkt.

Von Seiten des Gutsverwalters ward besondere Beflissenheit, ihm vorzügliche Ehre zu erweisen, an den Tag gelegt, und er fand sich in anderen, prachtvoll und neu ausgestatteten Gemächern, beinahe fürstlich eingerichtet, die seither, als zum Gebrauche des Gutsherrn bestimmt, sorgfältig verschlossen gehalten waren. Seiner Einwendung wurde der unterdeß eingegangene Befehl des Grafen entgegengesetzt, ihn mit vorzüglicher Achtung und Aufmerksamkeit zu bewirthen.

Auf seine Frage nach Klissok und seiner Tochter wurde ihm angedeutet, wie man zu seinem eigenen Besten wünschen müsse, daß er eine Vertraulichkeit mit Diesen vermeide, da sich neuerdings Manches ergeben, das die Theilnahme, die man dieser Familie seither gewidmet, wesentlich schwäche. Unser Freund, hiedurch verstimmt, eilte nichtsdestoweniger sich in Klissoks Zimmer zu begeben.

Dieser empfing ihn mit scheinbarer Freude, doch nicht ganz mit der vorigen Herzlichkeit. Einige Verlegenheit erkältete den Gruß, und bei allem höflichen und

verbindlichen Wesen wagte sich doch eine vornehmere, zurückhaltendere, würdevollere Herablassung hervor, die der bisherigen geschmeidigen, demüthigen, gedrückten Haltung gänzlich absagte.

Die Frage nach Zenaiden wurde leicht hingenommen, und auf die Bitte, den Wiedergekehrten bei ihr einzuführen, war man dazu mit der Bemerkung bereit, wie seitdem auch ein alter Bekannter, ein Landsmann, in dieser Gegend sich eingefunden, der tägliche Besuche im Schlosse abstatte, wodurch dessen Einsamkeit einigermaßen belebt werde.

Als man sich Zenaidens Gemache näherte, hörte man zum Pianoforte den Gesang einer Männerstimme, welche mit vieler Bravour ein ziemlich zweideutiges bekanntes französisches Lied vortrug, und dem Eintretenden zeigte sich ein junger Herr, nach neuster Mode ganz wohl gekleidet und mit allerlei werthlosem Flitter geputzt, in dem Alfred augenblicklich jenen sogenannten Hernani erkannte.

Zenaide erhob sich von ihrem Sessel, und trat dem Freunde einige Schritte entgegen, tief erröthend, und nicht minder verlegen. Kurz alles gab sich auf den ersten Blick völlig verändert.

Klissok stellte den jungen Fremden vor, indem er ihn „seinen lieben Neffen Leo“ nannte, der aus Frankreich komme, und dahin in Kurzem wieder zurückzukeh-

ren gedenke, da auch er der Amnestie des gegenwärtigen Beherrschers von Polen so wenig theilhaft sei, als werden wolle.

Leo musterte Alfred mit einem stechenden boshaften Blicke, und grüßte auf eine anmaßende, wegwerfende Weise.

„In der That, — sagte Dieser, — meine Bekanntschaft mit diesem Herrn ist nicht von heute.“

„Allerdings nicht, — erwiederte Jener. — Sie haben Leo Hernani schon anderswo gesehen, und ich achte es nicht der Mühe werth Ihnen zu verschweigen, daß jener Name nur ein angenommener, oder vielmehr derjenige ist, unter dem ich mir als Künstler in Frankreich Bewunderung erworben. Mein Geburtsname gehörte meinem Vaterlande und dem Heroism. Erstes habe ich nicht mehr, kann also letzten auch nicht mehr bethätigen. Dem Ruhme auf einem anderen Gebiete soll daher einstweilen, selbst im gewöhnlichen Verkehre, auch der andere Name entsprechen, der solchen provisorischen Ruhm für sich erworben.“

„Sie sehen hier, — nahm Klissok das Wort, — eine echt geniale Natur, die mit gewöhnlichen Maaßstäben nicht zu messen ist, und werden einem Argwohn nicht Raum geben, den wir widerlegen könnten, selbst wenn ihn die Staatsverwaltung hegte. Was ist am Ende ein Name.“

„Mein Onkel, — fiel Jener ein, — Sie werden solche Apologie bei diesem Herrn nicht anwenden dürfen, von dem wir zu wissen meinen, daß er nicht die mindeste Abneigung gegen den Gebrauch falscher Namen hat.“

„Sie meinen zu wissen, — fiel ihm Alfred ins Wort, — was durchaus nicht zutrifft, ich würde mir niemals einen falschen Namen beilegen, — selbst wenn ich Misinski hieße.“

Leo schlug ein schallendes Gelächter auf, und Klissok ließ einen ganz eigenen zweideutigen Blick auf Alfred fallen. Dieser wollte heftiger sich äußern, als Zenaide mit Würde dazwischen trat, und sich erglühend zu Leo wendete.

„Ich bitte, Cousin, keine Unziemlichkeit, keine Ungerechtigkeit. Misinski ist kein Deutscher, sondern ein Pole. Misinski ist ein Niederträchtiger. Zwischen ihm und diesem Herrn, der nicht eine Silbe polnisch versteht, kann nichts gemein sein. Ich wiederhole es.“

„Schöne Cousine, — rief Leo, — ich zweifle, daß Sie dazu fein genug wären, einem Grundgelehrten eine Grammatik zu überhören, die er von Amtswegen desavouirt. Sie befehlen indeß, daß dieser Herr nicht Misinski sei, und ich küsse Ihnen den Fuß. — Mein Herr, — indem er sich zu Alfred wendete, — es ist uns angezeigt, daß nur Sie in diesem Schlosse zu gebieten haben. Uns duldet man um Gotteswillen. Wir respecti-

ren den Namen Ihres Passes, und empfehlen uns Ihrer Gnade, bis auf Weiteres."

Klissok warf sich dazwischen, machte aus der ganzen Sache einen Scherz, und da Alfred verstimmt sich entfernte, bat er die kleinen Sonderbarkeiten seines Neffen zu vergeben, der Capricen habe, wie alle Künstler.

Jener war im tiefsten empört in sein Zimmer zurückgekehrt. Am liebsten hätte er das Schloß gleich verlassen, wenn nicht ein neuer Wechsel abzuwarten gewesen wäre, den aus seinem Wohnorte ihm hieher zu senden er befohlen. Je mehr er die Begegnung, die er eben erfahren, durchdachte, je klarer traten ihm die Anlässe derselben ans Licht, und die Folge zeigte, daß er sich keinesweges im Irrthume befunden. Daß in westlichen europäischen Staaten ein Verein im Dunkeln thätig sei, die bestehende Ordnung der Dinge in anderen Reichen zu stören, war bekannt. An mehren Orten hatten begangene Verbrechen, Prozesse und Strafgerichte ihn, wo nicht ganz enthüllt, so doch theilweise, zu allgemeinem Mißfallen der Gutgesinnten, entschleiert. Nichts desto weniger ermüdete jene Propaganda nicht, Emissaire für ihre Zwecke zu versenden. Die bedrohten Regierungen waren aufmerksam wie sie sollten. Daß geheime Angriffe auch geheime Gegenmittel, die sich darboten, mitunter bedingt haben möchten, dürfte anzunehmen sein. Jederzeit giebt es Leute, die geneigt sind, gegen Lohn,

sich der öffentlichen Macht zu solchen Diensten anzutragen, wenn die Zeitumstände so ausfallen, daß solche nützlich werden können. Dergleichen werden verachtet, aber was sie bringen und leisten, darf man aus vielen Gründen nicht aus der Hand lassen, denn Vertheidigung ist Pflicht; Vorbeugung des Gefährlichen Beruf.

Polen war in jener Zeit vornehmlich das Ziel jener geheimen Umtriebe, und so fehlte nicht, daß für diesen Staat sich auch in gleicher Weise Individuen in die Schranken schlichen, die ihre Kenntniß von jenen Umtrieben, und von den dazu bestellten Personen, der Regierung zur Verfügung stellten, und sich gebrauchen ließen, zur Habhaftwerdung der Boten des Umsturzes zu wirken.

Leo und Dappenbröck waren ohne Zweifel solche Boten, ausgesendet, um in ihrem Vaterlande, aus dem sie als Empörer verbannt waren, wo es ihnen aber nicht an geheimen Freunden fehlen mochte, den erstickten Brand des Aufruhrs im Verborgenen zu nähren. Sie schweiften an den Grenzen, um bei günstiger Gelegenheit die Aufmerksamkeit der Behörden zu täuschen, und hineinzuschlüpfen. Aber jenseits mochte man im Voraus auf geheimen Wegen Kenntniß von ihnen, und ihrem Vorhaben gewonnen haben. Sich ihrer versichern zu wollen, ehe sie noch den Schauplatz ihrer sträflichen Absichten betreten, lag nahe. An dießfälligem Einverständ-

nisse mit dem Gouvernement des benachbarten eng befreundeten Staates dürfte es nicht gefehlt haben. Das Werkzeug sie zu beobachten, mochte jener fabelhafte Misinski sein. Vermuthlich ehemals ein Theilnehmer ihrer Schuld; später zur Pflicht zurückgekehrt; als Eingeweihter in jene Plane, vornehmlich geschickt zu solchem Zwecke. Um jene Beiden möglichst unbemerkt zu umschleichen mochte Misinski die Maske unseres Alfred gewählt haben, von dem er in Erfahrung gebracht, daß er zu wissenschaftlichen Zwecken diese Gegenden bereisen werde. Hieraus erwuchs ihm erwünschte Sicherheit. Leo und Dappenbröck mochten von Misinskis Bestreben wider sie Kenntniß haben, ohne ihn von Angesicht zu kennen. Wie fein also, wenn er ihren Haß, und ihre Gegenwirkung von sich ab, auf Alfred lenken könne, dessen längeres Verweilen in ihrer Nähe vorherzusehen war, während er selbst unterdessen die Netze unbeachtet aufstellen durfte, mit denen er seinen Fang zu thun bezweckte.

Alles dieses ging vor Alfreds richtigem Verstande auf, aber — sein Temperament hielt nicht gleichen Schritt mit diesem. Der Argwohn war wider seine Natur, und was er in einer Stunde, richtig vielleicht, ermessen, schalt die nächste ihm aus dem Sinne. Ueberdieß, durchaus tüchtig wie er war, konnte er die Furcht nicht in sich bewahren. Nichts kommt einem unbegrenz-

ten Vertrauen mehr entgegen, als der Muth, und was vermöchte den Muth mehr zu steigern als die Liebe. Ja — die Liebe. Athmete er hier nicht eine Luft mit Zenaiden? Konnte in ihrer Nähe ihm etwas wichtiger sein als Sie? Ahnte er nicht, daß, was ihn feindlich bedrohe, auch ihr gefährlich sein könne? Durfte er sie völlig gesichert meinen unter der Obhut ihres Vaters, der offenbar unter dem Einflusse jenes verdächtigen Neffen, und seiner Anhänger stand? der nicht den ernsten Willen, nicht die ausreichende Kraft haben mochte, sich den Illusionen zu versagen, den jene Einflüsse ihm vorspiegelten? — Nein, nein, — komme was da wolle, — er konnte Zenaiden nicht verlassen.

Er ging auf und ab in seinem Zimmer, seine Seele auf regellosen Fluten von Gedanken schaukelnd, bis es dunkel wurde. Da hörte er Gelächter und Gespräch im Schloßhofe. Er blickte durchs Fenster. Leo mit Hut und Stock wollte sich so eben entfernen, und Klissok begleitet ihn bis ans Thor, ihn vergeblich ersuchend die Nacht im Schlosse zu bleiben. „Auf Ehre, mein Onkel, ich kann nicht:“ rief jener. — „Morgen mit dem frühsten bin ich wieder bei Ihnen. Haben Sie derweil ein Auge auf unsern Vogel. Adieu, Adieu.“ — Damit entfernte er sich, und Klissok kam ins Haus zurück.

Alfred fühlte einen unwiderstehlichen Zug Leo von fern zu folgen, und zu sehen, wohin er sich begebe. Er

steckte geladne Pistolen zu sich, verließ das Schloß durch eine Seitenthüre, zu der ihm der Schlüssel gegeben worden war, und befand sich unbemerkt im Freien. Blanc folgte ihm.

Der Mond schien hell. Der Kiesweg schlängelte sich wie ein weißes Band durch eine grüne thaubeperlte Wiese. Er gewahrte Leo, der einige hundert Schritte von ihm dahin eilte. Er ging ihm in der nämlichen Entfernung nach, ihn im Auge behaltend.

Ein Buchengebüsch zog sich vor. Am Rande desselben erschien eine zweite dunkele Gestalt, welche den Kommenden erwartete.

Blanc wurde unruhig, und wollte anschlagen. Alfred beschwichtigte ihn schmeichelnd. Das Thier knurrte, aber es blieb ruhig.

Alfred nahm sein Perspectiv ans Auge, um die entfernte Scene seinem Gesichtskreise näher zu bringen. — Jener zweite war Dappenbröck. — Leo ging mit ihm ins Gebüsch. Unser Freund widerstand nicht dem Triebe ihnen zu folgen. Blanc ließ er bei seinem an den Boden geworfenen Tuche hinter sich. Er war dressirt solche zurückgelassene Gegenstände des Herrn zu bewachen.

Er schlich sich ins Gesträuch. Auf einem kleinen freien Platze in der Mitte standen Leo und Dappenbröck zwanzig Schritte von ihm, im eifrigen Gespräche. Er verstand nicht was sie verhandelten, sie redeten polnisch,

nur die Namen Misinski, und Zenaide vernahm er mehrfach. Leo war sehr hitzig und aufgeregt. Dappenbröck schien ihn zu beschwichtigen, aber aus dem Tone seiner Stimme zischte ein unverkennbarer Hohn. Er zog seinen Dolch, ließ seine Klinge im Lichte des Mondes blitzen, und that damit einen Stich in die leere Luft. Alfred war zu wohl verborgen, um von ihnen bemerkt zu werden. — Nun trennten sie sich, aber auf eigene Weise. Sie faßten ihre linken Hände, hoben die rechten mit zwei ausgestreckten Fingern empor gegen den Mond, und recitirten feierlich einen und den nämlichen Spruch gleichzeitig. Vermuthlich einen Schwur.

Sie waren fort. Alfred trat rasch aus dem Gebüsche, um ein Packet Papiere aufzuheben, das Leo unbemerkt entfallen war, und das im Grase lag.

Aber zur nämlichen Zeit eilte eine andere Gestalt aus dem entgegengesetzten Gebüsche, fuhr auf die Papiere zu, bemächtigte sich derselben, und Alfred fuhr mit Entsetzen zurück, denn er stand — vor seinem Doppelgänger.

Die Aehnlichkeit war auf den ersten Augenblick auffallend. Die Gestalt ganz gleich. Die Kleidung, bis auf die geringste Kleinigkeit, die nämliche. Der weiße Hut in gleicher Weise aufgedrückt, den Bart an Lippe, Kinn, und Backen von gleicher Art.

Beide standen sich einen Augenblick stumm gegenüber.

Ein eigenes ironisches Lächeln zuckte um den Mund des Fremden. Alfred verlor sich in unwillkührlichem Grausen, strebte zu reden, und brächte keinen Ton hervor. Endlich, ohne recht zu wissen, was er thun wolle, riß er eine seiner Pistolen hervor, und schlug gegen Jenen an.

Der Fremde schüttelte das Haupt, und sagte mit wohltönender Stimme.

„Wozu? — bedenken Sie was Sie thun wollen.“

Alfred ließ den Arm sinken, und zwang die Worte hervor:

„Sie sind Misinski.“

„Vielleicht.“

„Wie wagen Sie, — meine Gestalt —?“

„Haben Sie das ausschließliche Vorrecht einen weißen Hut, und silberfarbenen Rock zu tragen?“

„Aber mein Namen —?“

„Er dient dem Geschicke, nicht mir.“

Damit wendete er sich, und wollte gehen.

In diesem Moment kam Alfred seine ganze Besonnenheit zurück. Er eilte ihm nach, und faßte ihn.

„Halt — Sie sollen mir Rede stehen. Es soll Alles ans Licht kommen. Ich dulde keinen Mißbrauch meiner Person. Ich verhafte Sie.“

Der Fremde sah ihn groß an. „Sie mich? — sagte er stolz. — Eilen Sie zurück. Zenaide sucht Sie."

„Zenaide? — was wissen Sie von Zenaiden."

„Mehr als Sie."

„Was? was? — ich will Rechenschaft."

„Sie ist in Gefahr, liebt Sie, und Leo ist Ihr Nebenbuhler. — Retten Sie Zenaiden."

Alfred ließ ihn los, fuhr zurück, und im Augenblicke war der Fremde spurlos verschwunden.

Alfred stand wie in Stein verwandelt. „Sie liebt Sie, — ist in Gefahr, — Leo Ihr Nebenbuhler." Mit diesen Worten kam er zu sich. Blanc sprang an ihn mit Freudenwinseln heran.

Er nahm eilig seinen Rückweg. Hatte Jener doch gesagt: „Zenaide sucht Sie." Auf, — ihr entgegen.

In den ersten Gebüschen des Gehölzes schwebte eine weiße Gestalt, wie ein Geist der Luft.

Er eilte auf die holde Erscheinung zu. — Sie war es. — Es war Zenaide. Er sank zu ihren Füßen.

„Zenaide, — o Zenaide!" rief er außer sich.

Sie stand ernst, und blickte feierlich auf ihn nieder

„Stehen Sie auf, Alfred, — nahm sie endlich das Wort: — o stehen Sie auf. Ich folgte Ihnen, ich kam, um vor Ihnen zu knien. Retten Sie mich."

„Fordern Sie mein Leben, meine Seele, Beides gehört Ihnen."

„Alfred, ich habe keinen Freund, keinen Beschützer auf dieser weiten Welt, als Sie. Lassen Sie uns den kostbaren Augenblick nicht in nutzlosen Worten verschwinden. Sie sind verloren, wenn Sie sich, ich verloren, ewig verloren, wenn Sie mich nicht retten."

„Um Gotteswillen, reden Sie frei."

„Seit Sie fort waren, ist Alles verändert. Leo war mir einst in bessern Tagen verlobt, er gehört, wie wir, dem ersten Adel unseres Landes, ist der Sohn einer Schwester meines Vaters. Ich liebte ihn nicht, aber ich mochte ihn leiden. Fragt man in der vornehmen Welt nach Liebe? Er war schön, reich, sein Betragen voll Anmuth. Sein Character war auf keine Probe gestellt, und die sogenannte gute Erziehung ist ein Firniß für Alles. Mein Vater, und Er standen in den vordersten Reihen unsrer letzten Empörung. Nun sind beide heimathlose unbegnadigte Flüchtlinge. Die Wogen der Verbannung warfen uns hier an den Strand. Leo trugen sie nach Brüssel, London und Paris. Was er dort betrieben, welcher Genossenschaft er sich beigesellt, — ich brauche es Ihnen nicht zu sagen. Wir wähnten ihn nie wiederzusehen, ergaben uns in unser Geschick, sannen darauf in irgend einem entfernten Winkel der Erde uns einen nothdürftigen Erwerb unter fremden Namen zu erringen. Da fand ich Sie —"

Ihre Stimme stockte. Schnell aber faßte sie sich, und fuhr fort.

„Alfred, ich habe Sie geachtet, wie nie einen Sterblichen. Ich sah in Ihnen einen Bruder. Doch — ich verirre mich. Als Sie von uns gingen, wich mein neu aufgegangener glücklicher Stern. — Leo erschien plötzlich bei uns, wie aus den Wolken gefallen, verkleidet, unter fremden Namen. Ach! — ich erkannte ihn nicht wieder. Das Unglück, die Wuth haben seine Seele vergiftet. Rache ist sein Zweck, sein Beruf Verbrechen, die Aufträge seiner geheimen Obern sind Greul, Entsetzen und Mord. Sie benennen das „Befreiung des Vaterlandes.“ —

„Um Gotteswillen, aber Ihr Vater.“

„Mein Vater ist gut, aber, o daß ich es sagen muß, — eitel, ehrsüchtig, unfähig Armuth und Erniedrigung auf die Dauer mit stiller Würde zu ertragen.

Er litt das Unvermeidliche mit Anstand, aber nur in Hoffnung besserer Zeiten. Leo bringt ihm die vermeinten nahen Aussichten dazu. Ein entsetzlicher Plan zu einer neuen Aufregung unseres Volkes, zu neuer Empörung, zu neuem Umsturz. Eine Verschwörung vor der die Seele zurückbebt.“

„Ihr Vater, dessen fähig?“

„Nein, nein, — er ist nur unfähig den Lockungen zu widerstehen, die ihm die Erhebung auf den Gipfel

der Größe und Macht vorzaubern. Er schmeichelt sich, wenn der große Schlag erst geschehen, ihn durch seine Feinheit und Geschäftsgewandtheit zu mildern. Er wiegt sich in Träume, wie er das Schreckliche einhalten will auf seinem blutigen Wege; wie er aus anarchischer Gährung, in seinem Sinne, das Gute und Milde gestalten will. Er baut auf die Macht, den Ruf seines Namens. Diesen Namen brauchen die Verschwornen, darum lassen sie ihn vorläufig gewähren, wiegen ihn in Täuschungen, und ach! — er sieht nicht, daß man ihn zum Besten hat, verschließt meinen Warnungen sein Ohr. Außerdem fesseln ihn Neigung zum Wohlleben, und Furcht. Jene Verschwornen haben ihn durch Leo mit neuen Mitteln versehen, verheißen noch reichere, wenn er ihnen diene. Aber ihre Dolche bedrohen seine Brust, wenn er es wagen möchte zu wanken. Der Besonnene, das Rechte Wollende ist Ihnen ein Verräther. — Sie haben ihn umsponnen, er ist ihr Sklav."

„Aber Sie Zenaide, Sie?"

„Was liegt an mir. Von Ihnen Alfred ist nun die Rede. Leo bezeichnet Sie als einen verkappten Polen, einen abtrünnigen Verschwörer, der sich den Feinden seiner Sache verkauft, als einen Spion, der seine, und seines Genossen Schritte belausche, um beide ihren Feinden, wo möglich, in die Hände zu liefern. Sie sollen ein gewisser M i s i n s k i sein."

„Aber wie ist das möglich? Es ist zwar wahr, daß eine Person, die frevelhaft genug sich für mich ausgiebt, meine Gestalt sich angekünstelt hat, hier umherstreift, aber Leo muß jenen Misinski schon sonst gekannt haben, und in seiner wahren Gestalt.“

„Das hat er nicht. Misinski verließ Paris ehe er hinkam. Er hat ihn nie gesehen.“

„Aber ich werde dieses Misinski habhaft werden. Ich werde die Behörden aufrufen. Ich werde ihn entlarven.“

„Und damit Leo aufs Blutgerüst liefern, und meinen Vater. Ach ich darf, ich kann hier nicht mehr sagen. Retten Sie sich, eilen Sie von hier, Leo ist jeder Handlung fähig. Sie sind verloren, wenn Sie bleiben.“

„Zenaide, aber Sie sagten mir auch ich solle Sie retten.“

Sie fuhr zusammen, schien verwirrt, dann sammelte sie sich, und fuhr fort:

„Sagte ich das? — Es war mir entschlüpft, ich habe das nicht sagen wollen. Denken Sie daran nicht mehr. Vergessen Sie das. Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale. Es wäre eine Thorheit, ein Frevel, Sie in dieser Noth mit meinem Geschicke noch belasten zu wollen. Retten Sie nur sich. Mir wird Gott helfen.“

„Nein Zenaide, ich weiche nicht von Ihrer Seite. Ich fordre Sie auf, ich beschwöre Sie mir zu bezeichnen welche Gefahr Sie bedroht.“

„Keine, keine, Alfred. Ich kann sterben.“

„Zenaide, — bei allem was Ihnen heilig ist —.“

„Nun, was ist es mehr. Ueber den Leichen der Gemordeten soll ich als Siegespreis Leo meine Hand reichen. Er fordert es, mein Vater hat demgemäß über mich bestimmt. Aber was ist dabei. — Ich werde nicht. Ein muthiger Augenblick, und ich bin frei.“

„Zenaide, bei den Sternen die über uns leuchten, bei dem Gott dessen Auge uns bewacht, ich verlasse Sie nicht. Durch mein durchbohrtes Herz nur führt der Weg des Feindes zu Ihnen. Fliehen Sie, — ich geleite Sie —.“

„Mein Herr, und Sie wagen es mir dieses anzusinnen?“

„Engel des Lichtes, ich liebe Dich, ewig unaussprechlich. Mein bist Du, mein! Hast Du die Kraft meiner Treue zu widerstehen? Nein, Du darfst, Du kannst, Du wirst nicht. Ich bin gesendet vom Geschick, Dein Freund, Dein Geliebter, Dein Retter, Dein Gemahl —.“

Nichts mehr. Den Beschwörungen eines so glühenden Gefühles war nicht zu widerstreben, am wenigsten

von einem Herzen das in heiliger Stille und unergründlicher Tiefe dieses Gefühl erwiederte.

Sie sank in seine Arme. Es war ein Augenblick voll unaussprechlicher Wonnen. Sie hielten sich fest umschlungen, und empfanden nicht mehr die drohende Gefahr um sich. Blanc schlug an. Sie hörten es nicht. Er fuhr mit wüthendem Gebelle auf. — Sie nahmen es nicht wahr.

Da stürzte aus dem Gebüsche Leo auf sie ein.

„Misinski! — rief er — da ist er. Sie in seinen Armen, und unsere Instructionen und Wechsel in seiner Tasche. Nieder mit ihm, nieder."

Zenaide stieß einen Schrei aus, und sank zu Boden. Alfred fuhr auf, und hielt Leo das Pistol entgegen. Im Augenblick fühlt er den Stich eines Dolches in seiner linken Seite. Er wendet sich rasch um. Dappenbröck hebt die Klinge ihm den zweiten zu versetzen. Blanc springt heulend an die Kehle des Mörders. Leo eilt dem Genossen zu Hülfe. Sie ringen mit dem Hunde. Alfred will in sie eindringen, und sinkt zur Erde. Da pfeift es von mehren Seiten. Sein Doppelgänger stürzt herbei, ruft: „Da sind sie Beide, nehmt sie fest."

Der Raum ist mit bewaffneten Häschern erfüllt.

Alfred sieht noch, wie Leo und Dappenbröck, nach kurzer verzweifelter Gegenwehr, verhaftet werden.

Dann wird es Nacht vor seinen Blicken. Seine Sinne vergehen.

Nicht bewußtlos, wie das erste mal, sollte unser Freund in das Schloß, welches ihm zum vorläufigen Wohnorte diente, dießmal gelangen.

Die kurze Ohnmacht, die der erste Blutverlust verursacht, schwand, und er fand sich noch auf der nämlichen Stelle von mehren Personen umgeben, die sorgfältig beflissen waren, ihm beizustehen. Ein Polizeibeamter höheren Ranges stand vor ihm, und erkundigte sich eben so höflich als theilnehmend nach seinem Befinden, mit der Versicherung, daß ärztliche Hülfe nicht ausbleiben werde, nach der bereits gesendet worden. Auch der Gutsverwalter des Grafen, Alfreds besonderer Gönner war zugegen, sprach ihm aufs Herzlichste zu, und verwünschte mit seinen gewöhnlichen Ausbrüchen dieses polnische Gesindel, das einen so verständigen, wohlgesinnten Herrn frevelhaft habe ermorden wollen.

Der Verletzte achtete den Schmerz seiner Wunde nicht, hatte keinen Gedanken an seinen eigenen Zustand. Er fragte nach Zenaiden, mit dem Ausdrucke zärtlichster Angst.

„Sie ist bereits bei ihrem Vater, — gab man zur Antwort. — Es wird ihr kein Leid widerfahren.“

„Aber der Vater?“

„Hat natürlich im Schlosse verhaftet werden müssen, wie seine frevelhaften Mitschuldigen hier. Mit ihnen wird er nach der nächsten Kreisstadt abgeführt, wo weiter über diese heillose Rotte verfügt werden wird. Der Strafe, die sie verdienen, sollen sie nicht entgehen. Zum Glücke liegen so entschiedene Beweise ihrer Schuld vor, daß der Ausgang nicht zweifelhaft sein darf.“

„Aber Zenaide, — kann ich sie sehen, — sprechen?“

„Von unserer Seite, — entgegnete der Polizeibeamte, — steht dem nichts entgegen. Es ist kein Grund vorhanden auch diese junge Dame zu verhaften. Sie ist völlig frei, wird es bleiben. Die Staatsregierung straft die Schuldigen nach dem Gesetze, die Bedrängten, Verlassenen dürfen auf ihren Schutz und ihre Unterstützung rechnen.“

Dieser Trost beschwichtigte den Kranken, dessen Wunden eben verbunden wurden, so gut als es in der Eile sich thun ließ.

Man hob ihn dann mit Sorgfalt in einen Wagen. Der Gutsverwalter nahm Platz an seiner Seite. Der Polizeibeamte ritt am Schlage, und so führte man ihn langsam und mit Behutsamkeit nach dem nicht sehr entfernten Schlosse zurück.

Dort war Alles in Bewegung.

Die Zimmer, in denen Klissok wohnte, waren erleuchtet. Man sah an den Fenstern Schatten von Personen, die darin hin und wieder gingen. Alle Zugänge waren besetzt.

Der Kranke bat darum Klissok nur noch einen Augenblick sprechen zu dürfen.

Man lehnte es ab.

Er wollte Zenaiden sehen.

Man bat ihn, sich noch vorerst zu gedulden, es werde in Kurzem geschehen können.

So gelangte er in sein Zimmer, ins Bett, und der wohlbekannte Pater Cyrill erschien, um seine Wunde zu besorgen. Er untersuchte sie, und nach einigen Augenblicken versichert er, wie sie zwar nicht tödtlich, aber doch so bedenklich sei, daß eine ziemliche Zeit bis zu ihrer gänzlichen Heilung hingehen werde.

Welche Aussichten für Alfred, in einem fremden Schlosse, von Freunden und Vertrauten weit entfernt, in trostloser Einsamkeit ein langwieriges Siechthum erdulden zu müssen.

Aber, ob er gleich solchen Mißstand keineswegs unbeklagt ließ, überwog dennoch die Angst um Zenaidens ferneres Geschick. Er drang darauf, daß sie eiligst herbeigerufen werde, und gab nur schmerzlich fürs Erste nach, als man ihm bemerklich gemacht, wie sie un-

möglich ihrem Vater für die wenigen Augenblicke, bis zu seiner Abführung aus dem Schlosse, entzogen werden dürfe, da sich von selbst verstehe, daß er, vor einer Trennung, vielleicht für immer, noch Vieles, und Wichtiges ihr zu sagen habe. Er möge sich bis morgen gedulden.

Unterdessen fing das Wundfieber an den Kranken einzunehmen, und seine Vorstellungen verwirrten sich. Während der Nacht war er zeitweise bei sich, besonders wenn man den Verband erneuerte. Der wohlmeinende Gutsverwalter, der Jäger, der ihn auf seiner Reise geleitet, und der Mönch waren um ihn, und warteten ihn mit liebevollster Aufmerksamkeit. Arzeneien, die man ihm gereicht, beschwichtigten die Aufregung seiner Nerven, und er verfiel gegen Morgen in einen sanften traumlosen Schlaf.

Es war hoher Vormittag als er anderen Morgens erwachte. Er fand sich klarer, gestärkter, und seine Wärter schienen mit seinem Zustande wohl zufrieden.

Für ihn gab es aber nur eine Sache von Wichtigkeit, nämlich das Wiedersehen Zenaidens, die er bereits als das Eigenthum seiner Seele, als seine künftige Gattin betrachtete, und er drang in die Anwesenden, sie jetzt zu ihm einzuladen.

Neue Vertröstungen, unter mancherlei Vorwänden, und er mußte sich auch dießmal fügen.

Im Laufe des Tages, an dem er weniger litt, als man hätte vermuthen sollen, erneuerte er mehrfach, und jedesmal ungeduldiger seine Bitten, aber immer ohne deren Gewährung zu erlangen, und als es Abend wurde, und er immer noch nicht abließ, erinnerte man ihn daran, daß die Nacht bei Kranken stets fühlbareres Unbehagen herbeiführe, das sorgsame Entfernung jeder geistigen Aufreizung erfordere.

Als es nun Nacht geworden, und ihn die Sehnsucht nach der Heißgeliebten nicht einschlummern ließ, gewann er Raum die Umstände in nähere Erwägung zu nehmen, und bald meinte er einzusehen, daß Zenaide, falls sie noch im Schlosse weilte, vornehmlich in ihrer gegenwärtigen Verlassenheit, unmöglich einen ganzen Tag ohne nähere Erkundigung nach ihm, ohne eigenes Anschauen seiner Zustände, würde haben vorübergehen lassen. War sie denn nicht völlig sein? — Hatte er nicht von ihren Lippen, in jenem seligen Augenblicke, der so großem Wechsel der Geschicke unmittelbar voranging, die Schwüre ihrer ewigen Liebe, als Erwiederung der seinen vernommen? — Sie konnte nicht mehr im Schlosse sein. Aber wo war sie? — in welcher Lage? — Alle diese Erwägungen peinigten ihn aufs Aeußerste, und er befand sich am nächsten Morgen übler als bisher.

Aber er selbst fühlte, daß diese Ungewißheit auf eine Weise oder die andere abschließen müsse, und als

der Gutsverwalter ihn zu beschwichtigen sich wieder anschickte, wies er alle Vertröstungen ab, sprach geradehin aus, er wisse, daß Zenaide längst entfernt sei, man möge daher nichts mehr verheimlichen, und ihm eröffnen, was aus ihr geworden.

Nun half keine Ausrede mehr. Man gestand, daß sich die Sache wirklich so verhalte. Zenaide sei, an jenem Abende noch ohnmächtig nach dem Schlosse getragen, als eben ihr Vater unvermuthet verhaftet worden. Die Verzweiflung des unglücklichen Mannes habe ihrer schönen Seele die ganze Stärke wieder gegeben. Ob man ihr gleich mit aller Achtung begegnet, ihr volle Freiheit gewährt, ihr sogar einen anständigen Zufluchtsort, und Mittel des Unterhaltes angeboten, habe sie doch Alles mit edler Entschlossenheit abgewiesen, und es, selbst gegen die Bitten ihres Vaters, vorgezogen, sein unseliges Geschick, sogar seinen Kerker, falls man es irgend gestatten wolle, zu theilen. Sie war mit ihm abgereist: wohin? stand nicht fest. Denn in der Kreisstadt sollte erst entschieden werden, an welchen Ort man die Gefangenen versetzen wolle.

Alfred hörte die Nachricht schweigend, und scheinbar ruhig an, obgleich er tief im Innern von unsäglichen Schmerzen zerrissen war. In dieser edeln großartigen

Aufopferung fand er Zenaiden wieder. Ja er gestand sich, daß von ihr nichts anderes zu erwarten gewesen.

Die Heilung unseres Freundes zog sich vielleicht wegen unvollkommener ärztlicher Behandlung in die Länge. Er konnte erst nach ein paar Wochen eine beginnende Heilung verspüren, befand sich aber sehr erschöpft; vielleicht um so mehr, weil sein Geist dem Aufkommen des Körpers so wenig zu Hülfe kam.

In seinem Zimmer sitzend, ohne alles Gespräch mit Sinnesverwandten, hatte er Muße genug Vergleichungen anzustellen zwischen den äußeren Zuständen seines ersten, und dieses seines zweiten Siechthumes in dem nämlichen Schlosse.

Damals Klissoks feiner, anmuthiger, und auch belehrender Umgang; dann Zenaide —! Und hiemit mußte er das Abwägen des Heute, gegen das Damals abbrechen. Die Schaale des ersten, schon tief gesunken genug, mußte nun noch das ganze vereinte Gewicht seiner Liebe und seiner Schmerzen mit aufnehmen, und so verschwand sie in der nächtlichen Tiefe vor seinen Blicken. Daneben folterte ihn oft eine unnennbare Angst. Wo mochte sich jetzt Zenaide befinden? Welche Leiden mochte sie nun erdulden? Wer mochte ihr

dabei Trost, Beistand gewähren? Was stand ihr noch bevor? Da auf alle diese Fragen von keiner Seite Antwort sich darbot; da alle berechenbare Wahrscheinlichkeit nur die trostlosesten Vermuthungen gewährte, während das peinlich erschütterte Gemüth ohnehin sich gern den schwärzesten Vermuthungen hingiebt, und die Selbstpeinigung noch dadurch zu vermehren pflegt, daß es jene nur zu gern mit der höheren Weihe vermeinter Ahnungen beglaubigt, litt unser arme Freund unbeschreiblich.

Die Sehnsucht nach der Geliebten rief ihn gleichsam unaufhörlich ab, da er aber nicht wußte wohin? blieb er in herzzerreißender Unwissenheit gefesselt an den Ort, wo er sich eben befand, und den wenigstens die Erinnerung vergangenen Glückes durchleuchtete. So konnte er sich in gewissem Sinne nicht unpassend mit jenem Prometheus vergleichen, der, gefesselt an den Felsen, eine reiche Vergangenheit büßte, während der Geier der hoffnungslosen Erinnerung in seinem Busen nagte.

Unterdessen war seine Heilung vorgeschritten. Wenn aber auch die Wunde geschlossen war, er empfand dennoch, daß der Dolch jenes Bösewichtes edle Theile seines Innern unwiederherstellbar beschädigt, daß er sein früheres rüstiges und vollkräftiges Wohlbefinden niemals wieder erlangen werde. Er betrübte sich deshalb nicht. Sein eigenes Geschick schien ihm gleichgültig, denn sein

eigentliches Leben befand sich außerhalb, in der Ferne, und sein Herz bewahrte dessen Bild.

Seine Verwandten drangen in mehrfachen Briefen in ihn, diesen Aufenthalt so schnell als möglich zu verlassen, und Orte zu suchen, die dem Weltverkehre mehr angehörten, an denen ihm ersprießlicherer Beistand geleistet werden könne, und versahen ihn mit ansehnlichen Summen. Er mußte, und wollte diesen Mahnungen Folge leisten, und der Tag seiner Abreise war plötzlich für den folgenden Morgen festgesetzt.

Da widerstand er dem Wunsche nicht, von den Räumen einen schmerzlichen Abschied zu nehmen, die Zenaide einst bewohnte.

Seit der Verhaftung Klissoks waren sie verschlossen, und der ganze Flügel, in dem sie sich befanden, war unbetreten geblieben, denn im Schlosse hatte außer Alfred und dem Castellan Niemand gewohnt.

Er schritt mit einem eigenen Gefühl den langen stillen und öden Gang entlang, der durch das ganze weite Gebäude dorthin führte, und der Wiederhall seiner Tritte auf dem Marmorboden erfüllte ihn mit Grausen. Ihm war, als vernehme er hinter sich das Wandeln eines unerbittlichen Dämons, der gesendet worden, alle seine Hoffnungen höhnisch zu verneinen. Er ließ die Thüre aufschließen, die er so oft freudig mit leichtem Drucke seiner Hand geöffnet, und betrat das verlassene ehema-

lige Wohnzimmer der armen Verbannten. Es war noch aufgeräumt wie sonst, der bekannte Hausrath an den nämlichen Stellen. Auf dem Tische unter dem Spiegel standen die Blumen, nun verdorrt, die Zenaide zuletzt in die Vasen gesenkt. Auf dem Sopha lag noch ihre damals weggelegte unvollendete vergessene Arbeit. Auf der einen Seite stand Klissoks Kabinet offen. Es war in schauerlicher Verwirrung und Unordnung. Sein Pult weit offen, die Papiere, die darin gewesen, zerstreut auf dem Boden. Man hatte sie wahrscheinlich durchsucht, um Verdächtiges, oder Sträfliches in Beschlag zu nehmen. Ordensbänder, Sterne, andere Zeichen ehemaliger, für immer verlorener Ehren, lagen als werthloser Tand dazwischen.

Gegenüber befand sich das kleine Zimmer Zenaidens. Das Herz Alfreds schlug fast hörbar, als er auch dieses betrat. Es gewährte keinen bessern Anblick als das Gemach ihres Vaters. Auch hier hatte man Nachsuchungen angestellt..

Unser Freund sammelte am Boden alle Blätter von Zenaidens Hand beschrieben, welche meist mehr oder minder zerrissen waren, um sie zu bewahren. Von der Wand über ihrem Lager nahm er ein kleines Krucifix, und sank vor dieser jungfräulichen Ruhestätte, deren Kissen vermuthlich oft in trostlosen Nächten

ihre Thränen benetzt, von Gefühlen überwältigt auf die Knie.

Wie lange er so gelegen, hat er selbst nicht beachtet. Er schien sich hier ganz auflösen zu wollen in Wehmuth. Aber bei Rückkehr der Besonnenheit blieb auch die Festigkeit der Entschlüsse nicht aus, und gewann die Gediegenheit eines Gelübdes.

Er leistete sich selbst einen heiligen Eid, niemals einer Anderen anzugehören, wenn ihm Zenaide vom Geschicke versagt werde, sie aber rastlos zu suchen, und müßte er alle Länder der Erde durchschweifen. Wenn er so glücklich sein sollte sie zu finden, gleichviel wie? beschloß er die ganzen Schätze seiner edeln und zärtlichen Gefühle ihr zu widmen, um sie für ihre langen und schweren Leiden durch das reichste Glück zu entschädigen, das er zu gewähren vermöge.

So begab er sich getröstet und befestigt in sein Zimmer zurück, den Nachmittag und Abend an die verstreuten mitgenommenen Blätter verwendend, die er zu ordnen und zu lesen emsig beflissen war.

Es waren Trümmer eines Tagebuches, in das Zenaide sorgsam und geheim von Zeit zu Zeit ihre Gedanken und Empfindungen, ihre Hoffnungen, und ihre Trostlosigkeit, niedergelegt hatte. — Welche Seele! — Welcher Geist! — welche Schätze aus den tiefsten Schachten der Gemüthswelt! Ach! — und der Hauptinhalt

dieser kostbaren Denkmäler war Er selbst, — ihre fromme, zarte, in der Stille gehegte Liebe zu Ihm.

Auf einem der ersten Blätter hieß es: „Wer nur der junge Fremde sein mag, den wir heute am Wasserfalle, in so bedenklichem Zustande fanden, und hieher nach dem Schlosse bringen ließen? Aber was kümmert mich das Wer? — Er ist es. — Was sind denn Namen, und äußere Beziehungen. — Er ist es! — Wie aber ist Er? — Ich kann die Ueberzeugung nicht von mir abweisen, daß er gut sei, edel, gefühlvoll. — Etwa weil er einsam in Wüsten umherschweift, und an Wasserfällen weilt, bis beinahe sein eigenes armes Dasein mit diesen verrinnt? Nun ja, — nicht gemein kann derjenige sein, der eine so innige Neigung dir widmet, Natur. — Vielleicht ist er von schweren Seelenleiden hieher in die Einöde getrieben, hülflos, verfolgt, unbegnadigt wie wir. Dann hat er gut gethan sich an die Natur zu wenden. Sie liebt uns noch, wenn uns sonst Alles haßt. Wie wir einherschreiten unter der Last des Kreuzes, tritt sie uns an, eine heilige Veronika, trocknet mit ihrem Schweißtuche unser in Thränen gebadetes Angesicht, entzieht ihm den Schmerz, und zeigt uns, als ein Bild, die uns abgenommene Verzweiflung auf dem reinen Tuche. Wir bemitleiden dann unsere eigene Qual, stehen mithin außer ihr, und sind

getröstet. Armer Kranker, Unglücklicher, ich will den Thränen um uns absagen, um mit Dir zu weinen.

Was nimmt mich aber für ihn ein? Ist er denn so schön? — Ich meine nicht. Wir Frauen werden durch Männerschönheit nicht gewonnen, wie die Männer durch die der Frauen. Wir suchen und lieben die Seele. Ganz gewiß, ich habe viel schönere Männer gesehen, die mich anwiderten. Der Vater will in seinen Zügen nichts Besonderes gefunden haben, und meint, nur die Glut des Fiebers habe sie für meine Phantasie verklärt. Das Fieber verklärt also? Ha das ist schön! Das Fieber ist ja das erste Siegel, mit dem der Tod das noch Athmende als sein künftiges Eigenthum bezeichnet. Verklärung ist also die Absicht des Todes, und — Ihr fürchtet ihn? Wenn die erste Andeutung schon das Gemeine so sehr verschönt, wie herrlich, wie groß muß das volle Ganze sein! Sein oder Nichtsein ist keine Frage mehr. Das glühende Antlitz der Sterbenden antwortet: Sein! — Sein! und alle Chöre der Engel hallen wieder das große erfreuliche Wort. Lebe, armer Kranker, wenn Du darfst: oder stirb wenn Du sollst. Dem Lebenden glückliche Reise auf Nimmerwiedersehen. Der Sterbende, wenn er sie sonst niemals fand, hat zuletzt, an der Schwelle des Grabes, noch Liebe gefunden. Er nehme sie mit auf den stillen feier=

lichen Weg, — mit hinüber. Er soll doch Etwas vorzuweisen haben am Throne des Ewigen."

Auf einem zweiten Blatte stand. „Der Vater ist recht böse auf mich, und hat recht. Was ging mich der ganze Streit an? War es denn nicht eine Thorheit ungesehen mich mit meiner armseligen Warnungsstimme, bei einem Unbekannten vernehmen zu lassen, der mir dafür keinen Dank wissen mag? Aber Pater Cyrill war doch gar zu einfältig, und so leichten Sieg konnte ich unserem philosophischen Gaste nicht lassen, denn wie arm wäre ich, hätte er das letzte Wort behalten.

Aber Alles ist zu irgend Etwas gut. Ich weiß nun, daß unser Kranke nicht unglücklich ist, denn das Unglück klügelt und zweifelt nicht dergestalt, spricht so nicht ab über das Heil. — Leben Sie wohl, mein Herr Glücklicher! — — Nicht doch. So innige Theilnahme nimmt nicht den Abschied des Salon. Kluger Mann, ich will für Dich beten, aber sei auch so klug bald gesund zu werden, und Dich von hier fortzumachen, damit Du das Glück Deiner Klugheit, das ein ganz behagliches Glück sein mag, bewahrest. Wir sind unglücklich, und das Unglück ist contagiös. Fliehe unsere Gemeinschaft, wir sind — unbegnadigt. — O muß mich es ewig mahnen! — welche Schauer in diesem Worte. Die irdische Macht hat uns ausgestoßen für immer, und doch ist

alles Heil auf dieser Erde nur bei ihr. Wir haben hier unten keine Zukunft mehr, nur eine Gegenwart, und diese ist — Verzweiflung. Ihr Herrscher der Erde, wollt Ihr wissen was Eure Gnade bedeutet, fragt nicht die geschmeidigen begünstigten Trabanten Eurer schimmernden Bahn, fragt die Unbegnadigten. Ihre Thränen werden Euch antworten. Und was verbrachen wir? — Wir konnten uns nicht mit Euch verständigen. — Ach! bedenkt, es ist eine eigene Sache um die Verständigung. Auch über Euch ist eine höhere Macht. Seid Ihr dessen gewiß Euch mit der so unbedingt verständigt zu haben? Nun, ich wills glauben, ich die Unbegnadigte. Aber auf allen Fall will ich für Euch beten. Es kann Euch nichts schaden, auch wenn Ihr recht habt. Der Himmel straft freilich, aber — er begnadigt."

Auf einem dritten, späteren Blatte fand sich Folgendes.

„Er ist fort, — aber er wird wiederkommen, ich werde ihn wiedersehen. Ich habe wieder eine Zukunft, ich bin nicht mehr unbegnadigt auf Erden, denn die ganze reiche Fülle der Gnade ist in der Liebe. — Welches Wort entschlüpft meiner Feder! — und doch, — es steht da, — und wenn ich es auch durchstriche, stände das doch unter dem Striche, und wenn ich Strich und Wort ätzend vertilgte, es hätte doch dagestanden.

Ein so eigener Zauber ist in dem Worte. Einmal ausgesprochen, aus inniger reiner Brust, tönt es hinein in die Ewigkeit. Einmal geschrieben, wirft es sein Abbild zurück in den Spiegel der Seele, und dieses Abbild bleibt in unauslöschlichen Zügen, ob auch Feuer das Blatt der vorlauten Handschrift in Staub verwandele.

Aber wäre er denn wirklich fort? — Nein, — er ist nicht fort, er ist nur nicht hier. Seine Gegenwart ist zurückgeblieben, denn ich sehe ihn überall, wo ich ihn seither erblickte. Ach! solche Gegenwart beleidigt Niemand, verletzt keine Sitte, keine Förmlichkeit. Sei er auch nicht hier, ich besitze ihn erst ganz seit er gegangen ist. Er ist immer bei mir, seit er fern ist.

Indessen welche Zukunft habe ich? — Will ich denn, darf ihn denn besitzen? — Wer darf, wer kann ihn mir denn rauben, da ich ihn erst recht besitze nun er fern ist? Schöne Zukunft, befriedigende Zukunft, in der Er mir immer angehören wird, was auch sonst geschehe, — in der Er immer bei mir sein wird, ob Er auch noch so fern sei. Unglückliche Zenaide, wie glücklich bist du! Unbegnadigte, wie bist du begnadet. Alfred, mein Segen folgt Dir nach, überall nach. Meine Seele ist nur bei Dir."

Aehnlichen Inhaltes waren fast alle Blätter, Veränderungen eines Themas seligen Schmerzes, und schmerz-

voller Wonnen. Was Alfred hiebei empfand, sollen wir es schildern? — Am nächsten Morgen reiste er ab, aber wir wissen nicht wohin er sich begab, denn über einen Zeitraum von mehr als zwei Jahren fehlen die Nachrichten.

Wir befanden uns vor nicht gar langer Zeit in einer gewissen deutschen Haupt- und Residenzstadt, deren mäßiger Umfang die Personen, welche in der Gesellschaft auftraten, bald allgemein bekannt werden läßt. Man sprach viel von eines jungen Gelehrten höchst anziehender Persönlichkeit, der dort vor Kurzem erschienen, und durch einen berühmten Mann in die besten Zirkel eingeführt worden war. Alle Welt wollte ihn bei sich sehen, und man drängte sich ihm im recht eigentlichen Sinne auf, während er selbst, wie wir von Verständigen in Erfahrung brachten, nur mit Widerstreben dieser allgemeinen Nachfrage, die sich durchaus nicht abweisen ließ, nachgab, und eher Stille und Zurückgezogenheit zu wünschen schien. Nicht ohne Begierde waren wir zur Einsicht darüber zu gelangen, w a s denn eigentlich in diesem jungen Fremden solche bedenkliche Anziehungskraft für alle Leute ergebe, denn er war so wenig

in literarischer als in artistischer Beziehung eine Notabilität, machte nicht einmal hervorstechende Dilettantenvirtuosität in irgend einer der geselligen Künste geltend, ja er spielte nicht einmal Whist. Das erste mal indessen, als wir ihm irgendwo begegneten, kamen wir über diesen Punkt völlig ins Klare, ja sogar Alfreds erstes Eintreten, — denn er war jener Phönix, — genügte schon, uns zu belehren.

Wir sahen einen hohen, schlanken, einnehmenden, aber todblassen, höchst leidend aussehenden jungen Mann, mit einem tiefen Ausdrucke wehmüthigen Schmerzes in den edeln Zügen, mit einer Haltung, die bei aller Sicherheit und Uebung, doch ein gewisses zerstreutes Sichgehenlassen offenbarte. Da die Stattlichkeit seiner Erscheinung neben dem Rufe seiner Wohlhabenheit, mit diesem Gepräge des Seelenleidens nicht in gewöhnlicher Weise zusammenstimmte, erschien er interessant, weil er der müßigen Neugierde zu rathen gab.

„Was fehlt, — so hieß es, — diesem bedeutenden, reichen Manne?“

„Er ist zerrissen, blasirt.“

„Aber warum? Was steckt dahinter? Unglückliche Liebe etwa? — Die ist nicht mehr Mode. Wer liebt heut noch unglücklich, vollends in guten Umständen.

Ueberglückliche Liebe aber, das heißt, zu viel glückliche Liebe auf einmal, oder hintereinander, bis zum

Degout: Ja freilich, das wäre schon Etwas. Könnte nicht so ein klein wenig Mord, so ein gewisser Hautgout von fashionabeln Verbrechen dabei sein? — so Etwas von Faust, oder Manfred oder dem Giaur: oder alle das zusammen mit einer kleinen Beimischung von Don Juan. Das wäre zum Küssen."

Armer Alfred, du hattest wenig davon als zweiter Lord Byron verkündet zu werden, nicht wie er wirklich war, sondern wie die „guten, gelangweilten, müßigen Leute" sich gern einbilden, daß er gewesen.

Noch nicht dreimal waren wir unserem Freunde begegnet, als wir wahrnahmen, wie ihn die Neugierde der modernen feinen Welt verletzte, die bedenkliche Vermuthung ihn beleidigte, mit der man ihn, in der wohlwollendsten Absicht, beehrte, und nach der man ihn indiskret zu trösten suchte. Da wir hierin mit Recht ein Zeugniß seines edeln und tüchtigen Gemüthes, so wie seines richtigen Verstandes wahrnahmen, suchten wir um so beflissener, wiewohl ohne Aufdringung, seine nähere Bekanntschaft, und gewannen sie bald, während er sich aus der Gemeinschaft, die ihn belästigte, nach und nach zurück, und in die Einsamkeit zog, die seiner allerdings sehr schwermüthigen Stimmung zusagte.

Da unser Umgang mit ihm bald sehr vertraut wurde, erfuhren wir in Kurzem aus seinen herzlichen Mittheilungen, was in diesen Blättern seither berichtet

worden. Der treffliche Mann war krank an Leib und Seele, und leider ohne alle Einbildung. Die Wunde, die ihm jener Meuchelmörder beigebracht, ließ sein körperliches Befinden nicht mehr gedeihen. Sie schmerzte ihn nur zu oft, und eine Ueberreizung, ja Schwächung seiner Nerven, war die natürliche Folge. Um so übler empfand er sich, als jene Ueberreizung durch den unbefriedigten, ja kummervollen Zustand seines Gemüthes noch außerdem genährt wurde. Er hatte Zenaiden in halb Europa seitdem gesucht, und nirgend gefunden. Ihr Vater, und sie schienen nach der Verhaftung des ersten völlig verschwunden. Die Staatsbehörden, welche jene Maasregel verhängt, hatten, auf die an sie deshalb gerichtete Anfragen, keinesweges sich im Geheimthun gefallen, die ohnehin nicht ihre Art ist. Klissok war in eine anständige Haft an einem nicht sehr entlegenen Orte gebracht, und seine Tochter hatte unterdessen an einem dort befindlichen Kloster von Ursulinerinnen gastfreie Aufnahme, sogar Erwerb, gefunden. Er selbst wurde zur Untersuchung gezogen, weil man ihn als Theilnehmer der gefährlichen Umtriebe Leos und Dappenbröcks ansprechen mußte. Doch schon nach einigen Monaten wurde er ganz frei gelassen, indem man ihm den unterdessen erduldeten Untersuchungsarrest auf die Strafe, die ihm zuzuerkennen war, anrechnete, denn es ergab sich, daß er bei den gefährlichen Planen jener

beiden nur ein gezwungener schüchterner Mitwisser gewesen, an dem Mordanfalle auf Alfred aber gar keinen Theil gehabt habe. Er wurde freilich über die Grenze gewiesen, und ihm die Wiederkehr in den Staat, in dem er gefehlt, für immer untersagt. Er hatte sich mit seiner Tochter auch entfernt, aber jenseits des Grenzortes, an den man beide geleitet, war jede Spur von ihnen verloren.

Leo war es gelungen aus seinem Kerker zu entspringen, und man war seiner nicht mehr habhaft geworden.

Dappenbröck allein duldete die Strafe, die er verdient, und büßte sie durch zwanzigjährige schwere Haft in einer Festung, da ihm das Leben nicht abgesprochen worden. Es versteht sich, daß jener Name ein angenommener, und er Pole war wie die Andern.

Alfreds Gefühle für Zenaide waren nicht nur nicht geschwächt, sie schienen sich vielmehr mit der Zeit, und zwar in dem Maaße zu steigern, als, bei geschwächter Gesundheit, Lebensmuth und Kraft sich auflösten. In einer Richtung konnte man aber auch noch heut den Leidenden rüstig, kräftig und gesund nennen; im Bestreben nämlich, Wissenschaft anzubauen, und sich durch Eindringen in Gutes und Schönes zu veredeln, und geistig aufzurichten.

In den Künsten war er, was eigene Ausübung betrifft, nur Dilettant, und nicht einmal ein sehr eifriger.

Desto gründlicher war aber seine Einsicht, und da er viel Trefflichstes mit großer Aufmerksamkeit gesehen, und ein ausgezeichnet feiner Geschmack sich in ihm mit seltenem Scharfsinne paarte, konnte man ihn mit Recht einen vorzüglichen Kenner nennen, und da in der Stadt, die er eben bewohnte, die Neigung für die schönen Künste durch große öffentliche Sammlungen geweckt war, so daß es an Liebhabern nicht fehlte, welche schätzenswerthe Gegenstände für sich zusammenzubringen suchten, gewann er bei diesen bald das Ansehen eines Orakels, das in bedenklichen Fällen zu befragen blieb.

So geschah es einst, daß, als wir eben uns bei unserem Freunde befanden, der Vorsteher des öffentlichen Museums bei ihm eintrat, um mit ihm Rath über die Echtheit und Preiswürdigkeit einiger, antik sein sollender, geschnittener Steine zu pflegen, welche zum Ankaufe angeboten worden.

Alfred eröffnete die Schachtel, und zuerst fiel ihm ein großer Beryl in die Augen, der den Kopf der schönen und unglücklichen Julia, Tochter des Augustus, darstellte, von der bewunderungswürdigsten Arbeit, und so ausgezeichneter Erhaltung, daß eben deshalb seine antike Echtheit bezweifelt wurde.

Unser Freund wurde blässer als gewöhnlich, dann wieder roth, doch bemeisterte er sich sofort vollkommen, und bewies dem Zweifler einmal jene Echtheit, und dann

den hohen Werth dieser Antike, von der er beiläufig hinwarf, daß er sie heute nicht zum ersten male sehe.

Bei den übrigen Steinen erfolgte ein ähnliches Urtheil. Auch sie wurden von ihm als alte Bekanntschaften angesprochen, dabei aber bedauert, daß er sie nicht mehr in Gemeinschaft mit manchem Anderen vorfinde, das vor wenig Jahren noch den Inhalt einer, zwar der Zahl nach nur mäßigen, dem Werthe nach aber kostbaren Privatsammlung ausgemacht, die er, dem Anscheine nach, nun als zerstückt und vereinzelt bedauern müsse.

Den Fragen, wo er jene Sammlung angetroffen, wich er aus, erkundigte sich dagegen nach dem gegenwärtigen Inhaber und Feilsteller dieser Kostbarkeiten. Man nannte ihm einen, am Orte ansässigen Kunsthändler, und er begnügte sich ohne Rückhalt seinen Rath dahin abzugeben, daß man nicht anstehen dürfe solche vorzügliche Dinge sich um jeden Preis anzueignen.

Kaum hatte sich der Fremde entfernt, als Alfred uns ersuchte ihn zu jenem Kunsthändler zu begleiten, der ja wohl noch mehr von dergleichen haben könne.

Wir gingen hin, und noch genug geschnittene Steine wurden dort vorgewiesen, aber weder antik, noch von besonderem Werthe, und keiner davon konnte das Interesse unseres Freundes ansprechen.

Er brachte demnächst die Rede auf jene seltenen Gem=

men, und erkundigte sich woher, und von wem sie zum Wiederabsatze erworben worden?

Die Auskunft, die darauf erfolgte, war nur allgemein. Ein Unbekannter habe sie angeboten, der weder vor noch nachher gesehen worden.

Seit dieser Zeit fanden wir Alfred beunruhigt. Er war viel aus, schien nicht Sammlung zu seinen gewöhnlichen Arbeiten zu besitzen, und da uns eine Reise abrief, konnten wir erst später, nach unserer Rückkehr Folgendes in Erfahrung bringen.

Die geschnittenen Steine, von denen oben die Rede war, hatten einst zu der Sammlung Klissoks gehört, welche er Alfred vorgezeigt, und erklärt. Augenblicklich hatte dieser sie erkannt, und daraus, mit tiefer, aber wohlverhehlter Bewegung, den Schluß gezogen, daß Klissok mit Zenaiden hier gewesen, und sich in großer Bedrängniß befunden haben müsse, weil er sich sonst schwerlich dieser Besitzthümer hätte entäußern mögen, auf die seine Liebhaberei einen so hohen Werth legte. Wer aber hier gewesen, konnte auch noch hier sein, und von nun ab war der Freund von keiner anderen Bestrebung mehr beseelt, als den lang Vermißten, und mit ihm das geliebte Ziel seiner sehnsüchtigsten Wünsche, aufzufinden.

Da aber keine feste Spur die Richtung des emsigen

Suchens bezeichnen konnte, schweifte er in bänglichster Spannung in der Irre.

Bisweilen pflegt aber der Zufall wider alles Erwarten, gleichsam launenhaft und plötzlich, zu gewähren, was der rastlosesten Bemühung unerreichbar geblieben, und zwar in dem Augenblicke, da Verzweiflung am Gelingen Muth und Kräfte lähmt.

Alfred hatte im einsamen Genusse der freien Natur von jeher den linderndsten Balsam seines Wehs gefunden, und durchstreifte daher auch nun, oft ganze Nachmittage hindurch, die schönen Umgebungen der Stadt, gemeinhin die abgelegensten Gegenden suchend. Blanc, sein treuer Gefährte auf allen seinen Querzügen, war mit ihm, und wich niemals von seiner Seite.

Einstmals, heimkehrend, nahm der Freund seinen Weg durch eine wenig besuchte Vorstadt, die aus geringen, fast dürftigen Gebäuden bestehend, nur von Personen der untersten Volksklasse bewohnt wurde. Er war noch niemals hier gewesen, und würde auch jetzt nicht dahin gekommen sein, hätte er, in Gedanken wandelnd, nicht den richtigen Weg verfehlt.

Als er die lange, nicht gepflasterte Straße verfolgte, und von allen Seiten, vor allen Wohnungen, Merkzeichen des Elendes wahrnahm, die, ungehindert von der Polizei, welche diesen entlegenen Winkel unbeachtet und ungestört ließ, gleichsam exclusiv berechtigt, sich hier zur

Schau stellten: als er die kümmerlich aussehenden, schlecht bekleideten Frauen und Männer in den offenen Häusern, bei ihrem erdrückenden Tagewerke, die halbverhungerten, halbnackten, zerlumpten Kinder, blaß, wie Blumen die ohne Sonne wachsen, vor den Thüren im Sande ihr Wesen treiben sah, ergriff ihn eine bängliche Wehmuth.

„Das ist, — so sagte er sich, — die große Masse des Volkes, die Unterlage der ganzen, so viel gepriesenen, so schimmernd aufgeputzten, heutigen Civilisation. Dieser schweiß- und thränenfeuchte Boden, unscheinbar, unsauber, angebaut von der Noth, durchfurcht von Hoffnungslosigkeit, ja Verzweiflung, hält in sich die Wurzeln jener prächtigen, vornehm sich brüstenden Pflanzen der hohen, gepriesenen, überverfeinerten geselligen Zustände, und nährt sie mit seinem Jammer. Während die begünstigte Gemeinschaft der Vielberechtigten von reicher Entwickelung einer erhabenen Zukunft träumt, hat diese größte Masse der vernunftbegabten Geschöpfe Gottes, diese weit überwiegende Zahl der Staatsgenossen, gar keine, sondern pflanzt von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, eine von allen Reizen des Lebens, von allem Behagen entblößte, kummervolle Gegenwart, voll der bittersten Entbehrungen fort, und wenig hundert Schritte vom Schauplatze ihres schweren Kampfes um Fristung des täglichen Lebens, prunkt, rollt, rauscht der immer

wechselnde Strom des Luxus und der schwelgerischen Genüsse von Pallast zu Pallast, von Zerstreuung zur Zerstreuung, von der Uebersättigung bis zum Verdruß. Und wenn der Schwerbelastete nun Vergleichungen seines Looses anstellt mit dem anderen, das ihm so nahe, und doch so völlig unerreichbar, vor Augen liegt, können Erbitterung und Haß ausbleiben? Können jene sanften Tugenden bescheidener Resignation, können Sitte und Nüchternheit gedeihen, welche die Begüerten und Mächtigen so eindringlich dem Volke empfehlen, deren Mangel sie mit so bitteren Beziehungen schelten? Und wenn die Trunksucht, an sich freilich verabscheuungswerth, das Aufbrausen des feindlichen Ingrimms beschwichtigt, der sonst mit Bränden drohend einherschritte; die Nerven einer Kraft lähmt oder durchschneidet, die sich ihrer nur bewußt werden dürfte um zu zerstören? Wenn die Unsitte, im augenblicklichen Taumel der rohen Lust, nur abzieht von gefahrdrohendem Grübeln über den entsetzlichen Riß, welcher die gerühmte Ordnung der Dinge durchklüftet? — Nein, billigt nicht, was nie zu billigen ist, aber verachtet, verdammt nicht lieblos, wo ihr beklagen solltet, was ihr mit aller eurer anmaaslichen Weisheit nicht zu bessern versteht. Ihr Gesättigten, wenn ihr das Geheul des Hungers, oder das wilde Freudengeschrei seiner augenblicklichen Betäubung, nicht melodisch finden könnt und

sollt, schimpft und entwürdigt nicht den Hungrigen, dem ihr kein Mahl zu geben habt."

Mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigte sich Alfred, während er still daher ging, und einige kleine Gaben an Kinder austheilte, die angelockt durch seine milde Miene sich stumm bettelnd in seinen Weg stellten, als ein eigenes Verhalten seines Hundes plötzlich seine Aufmerksamkeit auf einen besondern Punkt in dieser Allgemeinheit der Noth heftete.

Blanc war in seiner gewohnten Weise stattlich vor dem Herrn daher geschritten, als er plötzlich stutzte, stehn blieb, mit dem Schweife wedelte, und dann im vollen Lauf auf ein kleines armseliges, aber verschlossenes und verlassen aussehendes Haus zufuhr, das abgelegen stand, mit Heftigkeit an dessen Thüre scharrte, und ein paar mal tief anschlug. Da man, wie natürlich, nicht öffnete, wich er ein wenig zurück, stellte sich vor dem Hause auf, sah zu dessen blind gewordenen Fenstern empor, und hub ein jammerndes Geheul an, wie es seither noch niemals von ihm vernommen worden.

Zwei Frauen gingen vorbei und sagten: „seht den klugen Hund, er merkt was da drinnen sich begeben wird, und sagt es an. Nun ist es gewiß, der da wird nun doch daran müssen. Sie dürfen nur das Grab und den Nasendrücker bestellen."

Daß unter dem gemeinen Mann der Aberglaube

herrsche, wie Hunde den Tod eines Kranken voraus merken, und ihn durch eigenes schauerliches Geheul anmelden, war dem Freunde wohlbekannt. Er fragte daher die Frauen, ob darin Jemand auf dem Siechbette liege?

„Ja, — ein Mann," — war die Antwort. —

„Ist er arm?"

„Hinlänglich. — Nichts zu beißen, nichts zu brechen."

„Hat er Niemand, der ihm beisteht?"

„Die ihm beisteht, kann ihm nicht helfen, und die es können, mögen nicht."

„Wer ist es?"

„Kennen ihn nicht, sind fremde Leute, kürzlich erst hergezogen."

„Welchen Standes?"

„Heruntergekommenen. Vielleicht einmal vornehm, nun, — daß sich Gott erbarme."

Die Frauen gingen vorüber. Alfred ergriff den Drücker der Thüre, Blanc sprang freudewinselnd an ihm empor, und so trat er ein.

Ein enger dämmernder Flur. Thüren von beiden Seiten. Blanc schnöberte an der einen, und kratzte mit der Pfote.

Alfred pochte leise an dieser Thüre.

Es war still.

Er pochte lauter, dann noch lauter. Endlich rief eine sanfte Stimme: „Herein.“ — Alfred öffnete, und — betrat ein Gemach, zwar reinlich und aufgeräumt, aber nur mit armseligstem Hausrathe nothdürftig versehen, der eigentliche scharf ausgeprägte Schlupfwinkel verschämter Armuth, die bessere Tage gekannt.

Auf einem kaum mit geringen Betten ausgestatteten Lager befand sich ein leichengleicher, schwer kranker Mann, mit weiß gewordenen Haaren, ein Wasserkrug auf einem Schemmel war ihm zur Seite, und daneben der Rest eines schwarzen trockenen Brodes. Ehe er noch Zeit zur Anrede gewann, trat hinter dem Bette eine schlanke, sehr dürftig, aber überaus reinlich gekleidete Mädchengestalt hervor, und fragte mit wohltönender Stimme nach seinem Begehr.

Alfred fuhr zusammen. Die Gestalt hätte er nicht wieder erkannt, aber die Stimme war die Zenaidens. — Was er so lange gesucht, hier fand er es.

Am nächsten Tage gewährte die abgelegene kümmerliche, bisher von aller Welt verlassene und gemiedene Wohnung Klissoks einen anderen Anblick.

Sie war mit allen Bequemlichkeiten einer bescheidenen Häuslichkeit versehen. Eine angenommene Dienerin

war beflissen Alles zu ordnen. Vor des Kranken sauber und behaglich eingerichtetem Bette stand ein berühmter Arzt, zwischen Alfred und Zenaide. Der Blick des Leidenden wich nicht von seinem jungen Freunde, der ihm wie ein Engel erschienen war, und in dem eingesunkenen matten Auge glänzte ein Strahl von unaussprechlicher Freude. Das Zenaidens war emporgerichtet, wie verklärt. Der Gegenwart entrückt, schien ihr Geist die Gemeinschaft höherer, ihr verwandten Wesen zu suchen, um mit ihnen Zwiesprache zu halten, über die Bedeutung, und das Endziel ihrer unverschuldeten herzzerreißenden Geschicke.

Der Arzt hatte den Kranken eine Weile beobachtet, dann verordnete er, ohne sich laut über seine Zustände auszusprechen, einige Arzeneien, und ging mit dem Versprechen, entweder noch heute am Abend, oder morgen ganz früh, seinen Besuch wiederholen zu wollen.

Alfred begleitete ihn vor die Thüre, und an den Wagen, um seine Meinung zu vernehmen. Der erfahrene Mann schüttelte das Haupt; das Befinden Klissoks gestatte keine Hoffnungen mehr. Sein Körper sei durch Leiden, Kummer und Entbehrungen aller gewöhnten Bequemlichkeiten gänzlich herabgebracht, und in wenig Tagen werde sein Leben verlöschen wie ein Licht, dessen Docht abgebrannt sei.

Unser Freund kehrte mit schwerem Herzen zurück,

und Klissok, mit dem gewöhnlichen Scharfblick Todtkranker, die ihres Bewußtseins mächtig sind, las sofort aus den Mienen des jungen Freundes, was ihm bevorstehe. Aber er lächelte, winkte diesen zu sich heran, ergriff seine Hand, und sagte mit schwacher Stimme.

„Kein Bedauern darüber, edler Mann, daß das Ziel meiner Trübsale endlich erreicht ist. Ich hadre nicht mit der Vorsehung. Ich handelte wie ich es zu müssen meinte, ich litt, was die natürliche Folge meiner Handlungen war. Ich schien schuldiger als ich war, und sofern ich gefehlt, wird eine höhere Macht, wenn sie mich bald richtet, hoffentlich das Gewicht meiner Thaten, mit der Reinheit meiner Absichten aufwiegen. Nur die Sterblichen richten nach dem Erfolge. Ich sterbe zwar unbegnadigt; aber ohne Reue, und dürfte ich mein Dasein unter gleichen Umständen wiederholen, ich würde abermals thun was ich gethan, auf die Gefahr zu leiden was ich litt. Für die Befangenheit der Menge allein sind Unglück und Schuld gleichbedeutend. Die Geschichte wird mit anderen Maasstäben messen, und so würde ich gern den Schauplatz verlassen, auf dem das Ziel meines eifrigsten Strebens, meiner glühendsten Wünsche, nicht zu erreichen war; — a b e r —." Hier stockte seine schwache Stimme, und er warf einen Blick unsäglichen Schmerzes auf Z e n a i d e n.

Dann fuhr er weicher fort.

„Wer aber trat wie ein Bote des Ewigen in unser hülfloses Elend, als es am größesten war; als Verzweiflung uns ergriff, uns, die wir eine so schwere Schule der Leiden mit Muth und Ergebung bestanden? Sie unveränderlicher Freund. Ich weiß, Ihr Edelmuth wird nicht abschließen mit meinem Leben, und was so sehr, so schauderhaft verlassen sein würde ohne Sie, wird den Trost Ihres brüderlichen Beistandes nicht entbehren."

Alfred, tief ergriffen, sank auf die Knie vor Klissoks Bette. Alles was ein edles Herz Treffliches hegen, ein würdiger Entschluß Lobenswerthes, Tröstliches bezwecken konnte, legte er dem Hinschwindenden zur Befriedigung und Erhebung vor, und als ein seliges Lächeln um dessen Züge spielte, als seine Hand segnend auf dem Haupte des Jünglinges ruhte, war die Stille beredter, als der Fluß begeisterter Sprache es hätte sein können.

Aber Zenaide?

Sie schwieg, stand still und in sich gekehrt da wie immer, und Alfred, der ihr Benehmen nicht faßte, in ihr Wesen, das völlig theilnahmlos schien, sich nicht finden konnte, erduldete die peinlichste Qual.

Sie war das glänzende, in jugendlicher zarter Kraft blühende Geschöpf nicht mehr, das er einst bewundert. Ihre Farbe war geschwunden; die sanft gerundete

Wange eingesunken; der holde Mund ohne Lächeln; das einst so strahlende muntere Auge müde gesenkt, und die langen dunkeln Wimpern verbreiteten darüber eine ahnungsbange Dämmerung. Aber dennoch war sie rührend, wehmutherregend schön. Ihre ganze Erscheinung trug den Ausdruck des Ueberirdischen, Wunderbaren, mußte auf jeden Gefühlvollen einen unauslöschlichen, wenn auch sanft schmerzlichen Eindruck machen.

Sie schien der Erde nur noch halb anzugehören. Klissok war in Schlummer gesunken. Unser Freund beschied die von ihm angenommene Dienerin, eine wohlbewährte, vom Arzte empfohlene ältliche Frau, bei ihm zu verweilen, und führte Zenaiden aus dem Hause, in den Garten hinter demselben, zu einer Laube; der einzigen Zierlichkeit neben Gemüsebeten, und anderen landwirthschaftlichen Pflanzungen.

Sie folgte ihm willig, aber schweigend. Als die grüne Dämmerung sie empfing, durch welche nur einzelne scharfe Lichter sich durch das Laub stahlen, und Zenaidens Haupt umleuchteten, ihr bleiches zartes Antlitz verklärten, bezwang Alfred sich nicht mehr. Die so lange mit Sehnsucht gesuchte Heißgeliebte erschien ihm, in diesem magischen Glanze, mit diesem Ausdrucke in ihren Zügen, allen irdischen Wünschen und Bestrebungen weit entrückt, und von Schmerz zerrissen sank er stumm zu ihren Füßen.

Diese unwillkührliche Aeußerung des tiefsten Gefühles sprengte die eisige Hülle, die das Herz Zenaidens, — ach diese bestand ja ohnehin nur aus erstarrten Thränen, — seither umfangen. Die ganze, in das innerste Mark zurückgedrängte Empfindung brach glühend hervor, und bemächtigte sich ihres ganzen Wesens.

„Alfred! — Alfred! — rief sie, in bittere Thränen ausbrechend, und zog ihn zu sich empor — wozu reißen Sie mich hin. Jahrelang habe ich vor diesem Augenblicke gezittert, in so viel schlaflosen durchwachten Nächten mich darauf vorbereitet, ihm die ganze Rüstung der Vernunft entgegen zu stellen, und nun, — da er eingetreten ist, — gehorcht meine Seele keinen anderen Geboten als denen meiner Liebe."

„Liebe! — Liebe! — rief er, aus seiner Qual auf den Gipfel aller Entzückungen gerissen, — also Sie lieben mich noch Zenaide! — O dann ist alles gut, wird alles gut werden —."

Nein, — unterbrach sie ihn, — es wird nicht Alles gut werden. — Das große Unglück hat mit dem vollen Glücke dieses gemein, daß es sich über alle Rücksichten frei erheben darf. — So darf ich Ihnen wiederholen, was mir schon einmal in äußerster Bedrängniß entschlüpfte, — ich darf wiederholen, daß ich Sie liebe, daß Sie meine erste und einzige Liebe sind." —

„Nicht weiter, — o nicht weiter, Zenaide, — fiel

er ihr ins Wort. — Nur diese schönen Worte enthalten die einzige rein menschliche Wahrheit, die Ihre gegenwärtige Stimmung frei verkünden kann. Alles, was dem sich hier noch anschließen könnte, dürfte verneinend sein, und so nur den Vorurtheilen, den Selbsttäuschungen, angehören, denen wir niemals leichter anheimfallen, als wenn ein niederwerfendes Mißgeschick uns hinreißt, mit der Welt, und uns selbst zu hadern. Der Argwohn ist der peinigende Begleiter des Kummers in der Verlassenheit. Sie sind nun nicht mehr verlassen, — ich bin bei Ihnen, und weise die Gegner Ihrer Befriedigung muthig aus dem stillen friedlichen Gehege, in dem ich das Asyl Ihres Glückes thatkräftig begründen will."

„Glück, — mein edler Freund? — Täuschen Sie sich nicht. Für Sie giebt es kein Glück an meiner Seite, und ich habe nur noch Wünsche für das Ihrige. — Sie suchten uns rastlos. Mehrmals waren wir in Ihrer Nähe. Sie hätten uns finden, — Sie hätten selbst ohne Suchen uns begegnen müssen, wenn ich es nicht verhindert hätte. — Ihre Stirne verfinstert sich. Ich lese den schweren Vorwurf in Ihren Zügen, daß ich Ihr Herz wohl nicht verstanden: daß, mit der sträflichsten Lieblosigkeit, ich Ihr schönes Gefühl nicht schonungsloser hätte mißhandeln können: daß ich den schwärzesten Undank verschuldet. — Alfred, solche Vorwürfe wären

ungerecht. Liebe und Dankbarkeit, in ihrer höchsten Uneigennützigkeit, haben mich bestimmt. Lernen Sie ein treues weibliches Herz verstehen, ehe Sie Handlungen richten, in denen es seinen wahren Gehalt ausprägt."

„Seien Sie deutlicher, Zenaide, wenn ich nicht irre werden soll an Ihnen, der Welt, und mir selbst."

„Alfred, — Sie sind ein Deutscher, — ich bin eine Polin. Nur ein Thor, oder ein Unwissender kann die hohe und edle Bedeutung Ihres Volkes verkennen, — aber es ist doch nicht mein Volk. — Ich bin eine Polin, und das ist im Elende mein letzter Stolz. Bei uns ist die Liebe zum Vaterlande eine Inbrunst, und unsere Frauen sind es, in deren Gemüthern sie am glühendsten, am mächtigsten sich regt. Unsere Männer wissen, achten es, darum bedeuten die Frauen so viel in den geselligen Verhältnissen unseres Volkes, so viel in unserer Geschichte. Die Frauen haben bei uns nicht blos die Helden geboren, sondern auch ihr Heldenthum. — Diesem Heldenthume verdankt Ihr Volk den heutigen Bestand seiner Freiheit, seiner Einrichtungen. Ohne unseren heroischen unermüdeten Kampf mit dem Halbmonde, ohne Sobieski's Sieg vor Wien, wären die Ufer der Donau und des Rheines jetzt wahrscheinlich von der nämlichen Nacht der Verwesung bedeckt, welche die Gefilde des Euphrat und Tigris überdunkelt. Wir haben keine Beweise von der Dankbarkeit, der brüderlichen Ge-

sinnung der Deutschen in unseren Schicksalen; — können wir sie lieben?"

„Zenaide, die wahre Liebe, welche Gott gefällt, und die Menschen beseligt, schwebt über den Geschicken der Völker. Sie ist individuell, vom reinen Herzen zum reinen Herzen gehend, welche Nationalantipathien diese Herzen auch sonst mit dem vergoldeten zwar, aber starren Erzen des Stolzes umgeben. In der Liebe ist ein Strahl, der solch dreifaches Erz durchbricht, weil jener göttlich, dieses nur menschlich ist."

„Wahr, Alfred, — und solcher Strahl vereinigt Sie und mich auf ewig, — aber nur für das Gefühl, nicht den gegenseitigen Besitz. Ohne das Mißgeschick meines Vaterlandes wären Sie und ich uns unerreichbar fern geblieben. Wir hätten uns schwerlich jemals gekannt, erkannt niemals. Der deutsche Bürger hätte keinen Sympathien sich hingegeben für die Tochter der polnischen Starosten. Diese hätte einen deutschen Fürsten verschmäht. — Was änderte diese schneidende Sonderung der persönlichen und volksmäßigen Zustände? — Was vereinte das ursprünglich so weit Auseinandergestellte? — Das Unglück. — Wessen Unglück? — nicht das Ihre, — das meine. — Das Unglück aber gewährt den Boden nicht, auf dem es gut ist, Hütten zu bauen. Es gleicht jener fabelhaften Scylla; ergreift mit schonungsloser unvermeidlicher Gewalt, was sich

ihm annähert, und reißt es in seine dunkeln Tiefen. Hat der Dolch jenes Frevlers, der sich Dappenbröck nannte, Sie nicht belehrt, wie gefährlich es ist Gemeinschaft zu machen mit dem Unglücke? Nicht zweimal warnt das Geschick denjenigen, welcher die erste Lehre in den Wind schlägt. — Bemitleiden Sie das Unglück, trösten Sie es, aber halten Sie sich über ihm. Vor Allem hüten Sie sich die höchste Bestimmung Ihres Lebens an das der Unglücklichen für immer zu knüpfen. Ihr Glück wäre unwiederbringlich vernichtet."

„Es giebt keine Unglücklichen für immer, Zenaide."

„Es giebt deren. Der aus seinem Vaterlande Verwiesene ist sehr unglücklich, aber nicht für immer. Die Gnade der Machthaber enthält einen gewaltigen Zauber. Ein mildes Wort, der Verwiesene hat Alles wieder was er entbehrte. Er wird zurückgegeben dem heiligen Boden, auf dem seine Kindheit träumte, den lieben gewöhnten Zuständen, den Umarmungen der Freunde, der Brüder. Der von aller Vergebung Ausgestoßene, der Unbegnadigte für immer, ist auch der Unglückselige für immer. Er hat auf Erden keine Heimath, er hat keine Rechte, keine Hoffnung mehr. Er ist abgeschieden von jeder Gemeinschaft, die selbst den Bedürftigsten, der ihr noch angehören darf, schirmt und trägt. Nur das Mitleiden höchstens hält den Fuß zurück, mit dem die Gewalt, der er schutzlos preisgegeben, ihn zertreten

könnte. Im Herzen des Unbegnadigten ist die Stelle getödtet, auf der das Glück Wurzel schlagen könnte. Er kann dieses weder empfangen, noch wiedergeben. Schelten wir deshalb die Machthaber nicht. Könnten sie denn den wahrhaft Unbegnadigten begnadigen, wenn sie auch wollten? — Riefen sie ihn auch zurück in seine Heimath, erstatteten sie ihm freigebig die verlornen Güter. Sein Gefühl können sie doch nicht begnadigen, auch nicht seine Ueberzeugungen, die mit den ihren, und ihrer Gnade nicht bestehen. Weil sie ihm für seine Gnade niemals danken, weil sie ihm nie vergeben könnten, sind sie ewig unbegnadigt. Und an die Unbegnadigten, Alfred, sollten Sie, der Beglückte, der Begnadigte, sich fesseln wollen? Um aller Heiligen willen fliehen Sie mich, überlassen Sie mich meinem Geschicke. — Sehen Sie mich niemals wieder."

„Zenaide, Sie sind groß und edel, aber, — Sie verstehen nicht zu lieben."

„Es liegt einige Wahrheit in Ihrem bitteren Vorwurfe. In der That, ich verstehe nicht zu lieben, wie Ihre deutschen Mädchen. Ich liebe wie eine Polin. Ihre Jungfrauen vergessen Alles neben dem geliebten Gegenstande. Wir bedenken, mit zärtlichster Sorge für den Geliebten, unsere Sache, inwiefern sie das Glück ergeben könnte, das wir ihm bereiten möchten. Ihre Mädchen wollen um jeden Preis nur den Besitz, wir

um jeden Preis nur das Heil unseres Freundes. Aber kein Heil besteht für uns ohne das Heil des Vaterlandes. — Alfred, mein Vaterland ist vernichtet, ich die Unbegnadigte bin es mit ihm. Die eben zerschmetterte Ruine trägt keine Rosen des häuslichen Glückes. Sie sind aber zu edel, Sie müssen glücklich sein. — Ich liebe Sie zu innig, und so will ich, daß Sie glücklich seien. — Alfred — leben Sie wohl — auf ewig."

Er stand einen Augenblick erschüttert, dann aber erhob er sich mit voller männlicher Kraft. „Zenaide — sagte er — Sie lieben, wie eine Polin, — es sei. — Ich liebe wie ein Deutscher, und feste, furchtlose, besonnene Beharrlichkeit bei dem, was wir für edel, schön und recht erkennen, ist die Eigenschaft deutscher Männer. In Ihrem Sinne können Wir daher nie unbegnadigt sein. Verbannen Sie den Deutschen aus seinem Vaterlande, er nimmt es mit sich, weil es in seinem Herzen, in seiner Gesinnung ist. Und wo er in dieser besteht, ist er heimathlich, und kann einen sicheren friedlichen Heerd bauen für seine Liebe, und daran glücklich sein. — So fürchte ich dasjenige nicht, womit Sie mich abzuschrecken meinen. — Sie hätten kein Vaterland? — Ihr Vaterland ist in meinen Armen, denn es ist die Liebe. — Ihr Widerstreben ist umsonst. Ich lasse Sie nicht. Weil Sie meine Liebe sind, achte ich es nicht, mit Ihnen unterzugehen, weil ich ohne Sie nicht bestehen kann.

Vertrauen Sie mir, und — auch Sie sollen, auch Sie werden glücklich sein."

Da ging ein Zug unaussprechlicher Wehmuth über ihr Antlitz, und große Thränen hingen an ihren Wimpern. Er war zu mächtig für ihren Widerstand. Ihre Kraft sank zusammen, sie willenlos in seine Arme, — und der Bund ward geschlossen.

Wenig Wochen nachher wurde Alfred mit Zenaiden am Bette des hinwelkenden Vaters, in stiller Feierlichkeit vermählt. Nur der Arzt, seine Tochter, die Zenaidens Vertraulichkeit bald gewonnen, und ein Freund Alfreds, waren als Zeugen zugegen.

Klissoks verblichenes Antlitz leuchtete noch einmal von seliger Freude. Er versuchte zu sprechen, aber — er vermochte es nicht mehr. Er segnete die Verbundenen, leise, betend, — hob sich noch einmal, küßte das Kruzifix, das der Geistliche ihm hinhielt, und sank zurück. —

Der Unbegnadigte war nicht mehr. Zenaide beugte sich, ihm die Augen mit Küssen zu schließen.

Ihr Brautkranz fiel ihr vom Haupte, auf die Brust des Todten.

Eine Vorbedeutung.

Nach einem Jahre, das sie in stiller Wehmuth an der Seite des zärtlichen, sorgenden Gatten verlebt, riß nach kurzem Siechthum ein zehrendes Fieber sie dem Vater nach. Sie hatte zu viel gelitten, um die Fülle des Glückes noch überdauern zu können.

Was sollte Alfred in den Finsternissen des Lebens ohne Sie. — Er welkte dahin. — Seine alte Wunde brach auf, — unheilbar. Nach wenig Monden schlummerte er an Zenaidens Seite.

Er folgte den Unbegnadigten.

Cesarone.

Erzählung.

(Aus dem Tagebuche eines Reisenden.)

Des Herrn P—, Maler in Mailand, werde ich mich stets mit Vergnügen erinnern. Seine Kunstleistungen verdienten alles Lob, sein Gespräch aber war es, welches vorzüglich für ihn einnahm. Den Landschaften, welche er ausstellte, konnte ein gewisses Aneignen der Manier des Salvator Rosa nicht stets günstig sein, denn die Nachahmung dieses seltsamen Meisters mußte bisweilen in Uebertreibung ausarten. Seine historischen Compositionen empfahlen sich durch Richtigkeit der Zeichnung, gute Anordnung und ein prächtiges Colorit. Man durfte sagen, daß er sich aus der venezianischen und lombardischen Schule gewissermaßen einen Collectivstyl gebildet. Er war aber darauf nach Paris gekommen, und hatte eben so viel Schwülstiges als Tüchtiges von David sich angeeignet, so daß er dadurch hin und wieder seine eigne gute Natur beeinträchtigte. Er malte nur Scenen aus Mythologie und römischer oder griechischer Geschichte, absichtlich christliche Ge-

genstände vermeidend. Man ist jetzt so ziemlich darüber einig, daß eine solche Richtung zur Seelenlosigkeit und Kälte führt, welche durch Ueberladung und glänzende Effecte nicht verdeckt werden. Aber seine Portraits waren hohe Meisterwerke. Er wußte das geistige Leben der Personen, welche er darstellte, so unvergleichlich aufzufassen und mit einer so täuschenden würdigen Aehnlichkeit der Formen zu verbinden, daß seine Bildnisse wahre Charakterzeichnungen wurden, und überall die größte Bewunderung und den reichsten Lohn erwarben, besonders da er mit dem feinsten Geschmacke und auf die gefälligste Weise sie zu stylisiren und aufzuschmücken verstand, ohne der physiognomischen Wahrheit den mindesten Eintrag zu thun. Da Jeder, den er darstellte, sich im Bilde gefallen mußte, und doch alle andern Leute die täuschende Aehnlichkeit laut bekräftigten, so durfte er sich sagen, daß er nicht einen Kunden gehabt, welchen er nicht höchlich zufriedengestellt. Er hatte daher, nachdem er so ziemlich alle Höfe und großen Städte zwischen Petersburg und Lissabon bereisen dürfen, beinahe alle Personen gemalt, welche zu seiner Zeit in Europa etwas bedeuteten, und da er bei dieser Gelegenheit eine Menge vornehmer Bekanntschaften gemacht, in den verschiedensten gesellschaftlichen Beziehungen gelebt, und mit einem gewandten gefälligen Betragen, so wie mit feiner Beobachtungsgabe ausgerüstet, aufgetreten, mußte sich

jenes schon erwähnte überwiegende Talent des Gesprächs ergeben. Es ist wahr, er raisonnirte weniger als er erzählte, aber er erzählte gut. Alles was er wußte, wollte er selbst erlebt haben. Letzteres mochte man hinterdrein dahin gestellt sein lassen, aber während seines Berichtes ließ die Lebhaftigkeit, das Charakteristische der Darstellung im Zuhörer das si non vero, ben trovato nicht aufkommen. Ich reiste mit ihm von Mailand nach Florenz in einem Wagen, und bin niemals besser unterhalten, und der Belästigung, meiner Seits sprechen zu müssen, so reizend überhoben worden. Dabei wiederholte er sich auf keine Weise, und man muß sagen, daß Alles, was er vorbrachte, so in sich abgerundet, so verhältnißmäßig in seinen Theilen, so berechnet in seinen Wirkungen erschien, daß seine Stoffe sich unvermerkt zu den artigsten großen oder kleinen Novellen gestalteten. Ich könnte ein paar Bände anfüllen mit Demjenigen, welches er mir auf jener angenehmen Reise erzählt, ich will hier aber nur eine dieser Mittheilungen vorlegen, die freilich, wie ich sie niederzuschreiben nur vermag, kaum einen Schatten von seiner Darstellung gewähren kann. Dieses mag der geneigte Leser bedenken, falls ich mit meinem Berichte nicht sonderlich Ehre einlegen sollte.

Herr P— befand sich in den ersten Regierungsjahren Napoleons zu Paris, hatte so ziemlich die ganze schöne Welt gemalt, und seine Portraits fanden den lautesten Beifall, wie den reichsten Lohn. Einst empfing er einen Besuch von einem Herrn Lenoir, Erzieher der Kinder des Generals G—spini, mit der Bitte, sich auf das Landhaus seines Gebieters zu begeben, um die drei Kinder auf einem Bilde in ganzer Figur zu malen. — „Kinder? — warum denn nur Kinder?" fragte der Maler. „Ich gestehe, daß ich mich mit Kinderbildnissen nicht gern befasse. Es ist gewöhnlich langweilige Arbeit, und die kleinen Creaturen sitzen nicht still. Wenn der Herr General sein oder seiner Gemahlinn Bild verlangt, so werde ich um so lieber zu Diensten sein, als der italienische Namen auf einen Landsmann schließen läßt. — Aber die Kinder; — entschuldigen Sie. — Madame Recamier will noch einmal, und in einer andern Stellung von mir gemalt sein. Ich bin so besetzt. Ich kann Ihnen nicht dienen."

Der Erzieher erörterte, den Bildern der Kinder dürften wohl auch die der Eltern folgen, jetzt aber könne nur von den ersten die Rede sein, denn der General und seine Gattinn befänden sich eben in Italien, einer Familienangelegenheit wegen, würden aber bald zurückkehren. Die Kleinen seien auf dem Landhause. Madame habe geschrieben, und befohlen, ihre Bildnisse anfertigen

zu lassen, mit welchen sie bei der Rückkehr den davon nichts ahnenden Gemahl in seinem Zimmer überraschen wolle.

Diese zarte Aufmerksamkeit gefiel dem Maler. Es war ohnehin Frühling. Ein paar ungestörte Wochen auf einem schön gelegenen Landhause waren mitzunehmen. Er versprach zu kommen, die Kinder zu sehen und dann sich zu bestimmen.

Das Landhaus war wenige Lieus von Paris. Eine elegante Equipage holte ihn anderen Tages ab, und er fuhr hinaus. Die Umgebungen dieser Villa waren reizend, die Gartenanlagen bezaubernd, und das Haus selbst bot Alles im schönsten Vereine dar, welches Geschmack, Liebe zum Luxus, und reiche Mittel irgend erschwingen können. Es war ein Feensitz, in welchen ihn der Zufall geführt. — „Der General scheint sehr reich zu sein?“ fragte er. — „Die Herrn vom Militair in hohen Stellen und in Gunst sind das jetzt gewöhnlich,“ hieß es zur Antwort. Niemand war eben hier vorhanden, als Herr Lenoir, der Erzieher, und Madame Leblanc, die Gouvernante, ein Haushofmeister und ein paar Bediente. Alle freundliche Leute. — „Aber wo sind die Kinder?“ — „Sie werden im Gartensaale spielen.“ — Der Maler wurde durch eine Reihe mit der üppigsten Pracht meublirter Zimmer in einen runden Gartensaal geführt, der alles bisher im Hause Gesehene an Geschmack

der Einrichtung überbot. Die Kinder waren wirklich im Saale. Welche reizende Gruppe! Ein Mädchen von etwa fünf Jahren, idealisch gekleidet, in einer dunkelroth drappirten Nische sitzend, auf einem türkischen Polster von gelbem Atlas. Zwei ältere Knaben ihr zu Füßen knieend, und ihr Blumen reichend, welche die Kleine in einen Kranz verwindet. Alle drei schön wie der Tag. — „Gut," sagte der Maler. „Das ist ein Anderes. Diese Kinder will ich malen, und zwar so, wie sie eben sind." —

Es geschah also. Das Bild, versicherte Herr P., sei eins von Denjenigen, in welchen er sich am meisten Genüge geleistet, und er dachte noch mit Vergnügen an die Naivetät der Kleinen, und den angenehmen Aufenthalt in dieser jetzt so stillen und reizenden Villa.

Einige Zeit nachher war Herr P — eben im Begriffe seine Reise nach Spanien anzutreten, als Herr Lenoir ihm einen Besuch abstattete, und ihm meldete, wie der General seit zwei Tagen aus Italien zurückgekehrt sei, und eine so außerordentliche Freude über das Bild seiner Kinder empfunden, daß er den Augenblick nicht erwarten könne, den trefflichen Künstler selbst zu begrüßen, welcher ihm solche Freude bereitet. Dieser werde daher eingeladen, morgen Nachmittags auf dem Landhause sich einzufinden, und dort einen neuen Aufenthalt von mehreren Wochen in der schönen Herbstzeit

sich gefallen zu lassen, indem nun auch gewünscht werde, das Bild des Ehepaares selbst von seiner Hand zu besitzen. — P — kam gewissermaßen in Verlegenheit. Seine Abreise war festgesetzt, und er mußte sich zuletzt ein Herz fassen, die lockende Bestellung abzulehnen. Um indeß nicht unhöflich zu erscheinen, nahm er die Einladung, auf der Villa den Abend zuzubringen, an, jedoch unter der Bedingung, noch dieselbe Nacht wieder zurückkehren zu dürfen, da den Mittag darauf die Diligence nach Bayonne abgehe, auf welcher sein Platz bereits bezahlt sei.

Am folgenden Nachmittage traf der Maler auf dem wohlbekannten Landhause ein. Die Scene hatte sich verändert. Viele Equipagen standen im Hofe und im Park. Vor dem Hause war geschäftige Bewegung von Dienern. Alles deutete auf eine große und glänzende Versammlung.

Der General erschien im Säulengang, den Gast zu empfangen. Eine herrliche, vornehme Gestalt, gehoben durch den prächtigen Anzug seiner Würde. Die Physiognomie höchst sprechend; die Züge von ausgezeichneter männlicher Schönheit; der Anstand majestätisch; das Betragen fein, in voller Abgeschliffenheit der großen Welt; das Alter wenig über dreißig. Er sagte dem Maler in zierlichem Französisch die angenehmsten Dinge, die feinsten Lobsprüche über sein Werk, und äußerte in Bezug auf die Unmöglichkeit, eine so werthe und ange-

nehme neue Bekanntschaft sich auf längere Zeit Nutze machen zu dürfen, das verbindlichste Bedauern, indeß er den höchlich Geschmeichelten in den Saal führte.

Hier fand sich eine zahlreiche Gesellschaft aus Paris, und so ziemlich Alles, welches dort eben als die Blume der feinen Gesellschaft galt, Männer und Frauen, und der Maler sah sich im Kreise alter Bekannten. Grüße, Komplimente, Fragen, erfüllten die ersten Augenblicke, bis er Raum zu der Bemerkung fand, daß er der Dame vom Hause noch nicht vorgestellt sei. Sein Befremden muß in seinen Zügen erschienen sein, denn der General unterrichtete ihn, seine Gemahlinn sei schon vor einiger Zeit in ihr Cabinet gegangen, um ein an sie gelangtes Billet einer Freundinn zu beantworten. Sie verweile zu lange, er wolle zu ihr gehen, um sie zur Rückkehr einzuladen. Er kehrte nach einiger Zeit, sichtlich betroffen, mit der Aeußerung zurück, Madame S — spini sei plötzlich von einer Unpäßlichkeit befallen, die zwar gefahrlos, doch aber leider empfindlich genug sei, um sie der Freude der Theilnahme an diesem bezaubernden Zirkel zu berauben. Sie bitte Madame D*** an ihrer Stelle die Wirthinn zu machen. Da in Frankreich bei der herrschenden Caprice und Empfindelei der Frauen solche Dinge oft vorkommen, beachtete man diesen Fall nach einigem kurzen aber emphatischen Bedauern ferner nicht sehr, und die Statthalterinn übte ihre provisorische

Hausfrauenpflicht mit so vieler Grazie, daß die eigentliche Inhaberinn des Regimentes nicht sehr vermißt wurde.

Das laute Gespräch drehte sich anfangs um viele allgemeine Dinge. Ein französischer Zirkel will aber amüsirt sein, und da Herr P— aus Erfahrung wußte, daß die Künstler gewöhnlich in die Gesellschaft geladen werden, nicht um sich amüsiren zu lassen, sondern um ihrer Seits auf eigene Kosten zu amüsiren, so ging er niemals in solche Versammlung, ohne sich mit dem erforderlichen Apparate, welchen ihm seine Kunst darbot, zu versehen. Man war daher auch bald dahin gelangt, sich um einen großen runden Tisch zu versammeln, um mit unendlicher Neugier die Zeichnungen sich vorlegen zu lassen, welche Herr P — mitgebracht, und anziehend und lebendig zu erklären beflissen war. Portraits merkwürdiger oder komischer Personen, Landschaftsskizzen, Volksscenen aus Rom, Neapel, Sicilien, Griechenland, Constantinopel, welche der fleißige, aufmerksame Künstler gesammelt, Entwürfe eigener Compositionen, ja sogar Caricaturen, machten bunt durcheinander die Runde, und fanden lauten, lebhaften Beifall. Ein Blatt indeß, das mit hoher Sorgfalt und Zierlichkeit, und zwar in Aquarelfarben ausgeführt war, brachte ein allgemeines Ah! — dem bald ein superbe, magnifique, admirable folgte, zu Wege. Es war — ich habe es nachher selbst gesehen — wirklich allerliebst, und würde heute,

schon des Gegenstandes wegen, auf unseren Kunstausstellungen furore machen, an deren Wänden es ja oft so polizeiwidrig aussieht. Es stellte nämlich einen italienischen Räuber mit Frau und Kind vor. Der Mann, eine überaus schöne, noch ganz jugendliche Gestalt, sehr phantastisch, bunt und mit Auswahl gekleidet, — die Leser kennen ja das costume de briganti, — den grünen spitzen Hut mit drei rothen Hahnenfedern auf dem Kopfe, mit Dolchen und Pistolen wohl bewehrt, auf den zierlichen Trombon gestützt, betrachtet das junge, ebenfalls blendend schöne Weib in nicht minder maskenartigem Anzuge, welche den ganz nackten Knaben mit Entzücken zu hegen scheint. Durch die Wildheit in den Zügen des jungen Räubers blickt ein Ausdruck des innigen Gefühls für die beiden Gegenstände seiner zärtlichen Sorge. Das junge Weib und ihr Kind beinahe völlig Madonna a bambino. Die Umgebung rauhe, aber malerische Gebirgsgegend der Abruzzen, ein alter Thurm nicht entfernt. Der Standpunct hoch. Tiefe und weite Aussicht in die Ebene.

Der General betrachtete das Bild, nachdem es Alle bewundert, lange mit schweigender Aufmerksamkeit, und warf dann einen schnellen aber durchbohrenden Forscherblick auf den Maler. Zuletzt sagte er: „Allerliebst. Wohl Zeichnung nach der Natur?" — „Zu Ihrem Befehl, mein General." — „Nun sehen Sie, da sind Sie ja auch mit

diesen Geradmachern alles Ungeraden, mit diesen wilden Schößlingen aus der vertrockneten Wurzel des alten Römerthums, mit diesen Gespenstern mitten im Gebiete der Behaglichkeit, mit diesen Heroen aller Schulknaben, diesen Halbgöttern für das Lumpengesindel, in Verkehr gekommen? — Ich will hoffen zu gegenseitiger Zufriedenheit, denn nach meiner kleinen Erfahrung sind diese Schelme, wenn man sie zu behandeln weiß, so übel eben nicht, und ich weiß Manchen in der großen Gesellschaft, der ihre Höflichkeit zu rühmen haben möchte. Aber wie kamen Sie unter diese Leutchen? Das giebt vielleicht eine Geschichte, welche die Gesellschaft entzückt, da Ihre Mappe leider ohnehin zu Ende ist. Darf ich mir erlauben, Sie um Ihr Abentheuer zu bitten?" — Obgleich der General dieses Gesuch sichtlich nicht im Ernste, vielmehr scharf ironisch und fast ein wenig ärgerlich ergehen ließ, so war der Erfolg, wahrscheinlich wider seine eigentliche Absicht, entscheidend.

„Eine Räubergeschichte!" ging es durch die Gesellschaft. „O das ist entzückend, das ist bezaubernd. — Erzählen Sie doch, mein Herr. — Nun, so erzählen Sie doch. — Sie sehen, wir sterben vor Ungeduld." — Der Maler, wohl oder übel, mußte daher folgende Begebenheit zum Besten geben, die auch hier vielleicht am Leben gewinnt, wenn wir Herrn P— selbst reden lassen.

Vor zehn Jahren befand ich mich zu Rom. Es war eine eigene Zeit damals in Italien. Die französische Revolution hatte in jenem Boden, den Unzufriedenheit mit dem Bestehenden überwucherte und versumpfte, das günstigste Terrain zur geheimen Verbreitung ihrer Wurzeln und Fasern finden müssen, und dem dort noch geltenden gesetzlichen Zustande, trat eine immer erfolgreichere Opposition entgegen. Zahllose Räuberbanden hatten sich vom Staate, wiewohl keineswegs von der Kirche losgerissen, und bildeten in den Gebirgen unabhängige, auf Gewalt und Frevel gegründete Staaten, und alle Hitzköpfe, welche mit dem Gesetze zerfallen waren, liefen ihnen zu. Ohnehin ist in dem Räuberleben jener Gegenden etwas, das der Sinnesweise der Italiener gefällt. Wir sind und bleiben ein poetisches Volk. Die gerade, ebene Straße, die oft pedantisch genug bei uns eingefaßt war, giebt der Einbildungskraft, die bei uns allmächtig ist, nichts. Wir lieben, wenn auch nicht die Freiheit, so doch die Ungebundenheit. Wo könnte eine beitzendere Nahrung für diese Geschmackseigenthümlichkeiten geboten werden, als in einem Gewerbe, bei welchem beinahe jeder Schritt ein hohes Spiel ist, in einer freien, zwar wilden, aber erhabenen Natur, unter dem herrlichsten Himmel der Erde. Die Räuber anderer Gegenden sind scheußlich, in Italien sind sie geschmückt und brillant. Anderswo sind sie feig, niederträchtig, gemein, in Ita-

lien tapfer, großthuend und vornehm; anderswo stehlen sie kleinlich, in Italien machen sie Beute im Großen; anderswo verderben sie, unfähig jeder Besserung, in Italien werden sie ohne weiteres Zuthun die besten, ruhigsten, ehrlichsten Leute von der Welt, wenn sie ihr Glück gemacht haben. Unsere Räuber und unsere Improvisatoren haben viel Aehnlichkeit mit einander. Die Letztern improvisiren dichterisch den ihnen gegebenen Stoff, die Erstern nicht minder dichterisch ihr ganzes Leben. Der Erfolg ist bei beiden ein Triumph, und gilt es durchzufallen, so ist es gleich, ob durch den Wurf der faulen Orange eines Gassenbuben, oder durch die Flintenkugel eines Carabiniers.

Es hieß damals allgemein, diese Räuberbanden, welche vornehme begüterte Reisende anhielten und plünderten, ja sogar offen bei Tage und in großer Anzahl Dörfer, Klöster, Schlösser, ja sogar kleine Städte in aller Form brandschatzten, würden so keck ihr Wesen nicht treiben können, wenn die Grundherrn, auf deren Gebiet sie zu hausen pflegten, sie, gegen hohe Abgaben, nicht duldeten, heimlich schützten, ihnen Vorschub leisteten, und so sich gleichsam als Mitschuldige ihnen zur Seite stellten. Man darf diese, in keinem Falle auch nur scheinbar erwiesene Beschuldigung, eine unwahre nennen, sie erhöhte aber die Abneigung der Mittelclasse gegen den

Adel, welche auch in Italien, von Paris aus, an die Tagesordnung gekommen war.

Ein reicher Grundherr, dessen Güter halb dem päpstlichen, halb dem neapolitanischen Gebiete angehörten, der Markese Raspinella, wurde durch solche Nachrede um so mehr geärgert und verletzt, als der Theil der Gebirge, welcher zu seinem Besitzthume gehörte, wegen seiner Rauheit und Unzugänglichkeit, vorzugsweise den Banden zum Schlupfwinkel diente. Um einen offenen Beweis seines Ernstes, diese Plage abzuwehren, an den Tag zu legen, bethätigte er alle möglichen Maasregeln, welche dahin führen sollten, die Räuber zu fangen, oder zu vertreiben. Sie waren im Ganzen erfolglos, ja die Strenge zeigte sich in diesem Falle nachtheiliger als die Toleranz, denn wenn auch vier oder fünf Räuber gefangen und hingerichtet wurden, so hatte der Markese dafür die unversöhnliche Rache ihrer Cameraden zu dulden, welche sich um desto zahlreicher auf seinen Gütern festsetzten, seine Ortschaften plünderten, seine Heerden wegtrieben, sein übriges Eigenthum verheerten, und sogar seine Person bedrohten. Es blieb ihm, um mit dem Leben davon zu kommen, nichts übrig, als sein Schloß zu verlassen, und nach Rom zu ziehen. Ich entsinne mich als wäre es gestern gewesen, welchen Schrecken er verbreitete, als er in dem Zirkel des Fürsten Borghese, in welchem ich ihn zuerst sah, die Gräuel-

thaten in seiner Heimath und die Gefahren, denen er persönlich ausgesetzt gewesen, schilderte. Nach seinem Berichte waren die Banden jener Gegend vollkommen militairisch organisirt, trefflich bewaffnet, hatten eine strenge Disciplin, eine Abstufung von Befehlshabern und einen Commandeur en chef, in der Person eines gewissen Antonio Cesarone, den aber seine Schaaren, und die ganze Gegend mit ihnen, den großen Căsar nannten. Dieses Individuum sollte noch jung, kaum vier und zwanzig Jahre alt sein, alle Vorzüge der Gestalt und Manieren besitzen, mit einer Art von ritterlicher Vornehmheit groß thun, freigebig gegen die Armuth, gegen die bemittelten Personen, welche seine Brandschatzung oder seine Plünderung erfuhren, bei ihrer Nachgiebigkeit eben so höflich und galant, als bei ihrem Widerstande unerbittlich, wild und grausam sich bezeigen. Ueber seine zahlreichen Untergebenen sollte er ein despotisches Ansehen behaupten und auf strenge Ordnung halten, welche nur dazu dienen mußte, seine Macht zu vergrößern und sie desto unwiderstehlicher zu machen. Es war zwar sehr gewöhnlich, daß er theils Reisende, theils angesehene Leute aus der Umgegend aufheben und in seine Gebirge schleppen ließ, wo er sie dann nöthigte, sich durch große Summen loszukaufen, aber niemals hatte er hiebei Mordthaten begangen oder zugelassen. Das Blut, welches auf seine Rechnung kam, war im

freien Gefechte, bei entschlossen geleiteter Gegenwehr, oder bei Angriffen der Militairs geflossen, in welchen er noch immer unbesiegt geblieben.

Als der Markese Raspinella diesen Bericht erstattete, ahnte er nicht, wie viel ihn der große Cäsar noch kosten werde, aber er erfuhr es nur zu bald. Er hatte eine einzige Tochter, welche, wie die jungen adlichen Damen jener Gegend gewöhnlich, in einem Kloster im Neapolitanischen erzogen wurde, dessen Aebtissinn ihre Tante war. Dieses Fräulein konnte so schnell nicht herbeigeschafft werden, als ihr Vater genöthigt war, aus seinem Schlosse abzureisen, und es war beschlossen die schöne Annunziata besonders nach Rom kommen zu lassen, wo sie zugleich mit einem weder jungen noch liebenswürdigen, aber überaus reichen spanischen Granden, dem Herzoge von Bizonza, welchen sie niemals gesehen, verlobt und bald darauf vermählt werden sollte. Daß diese Reise der jungen Dame gefahrlos sein könne, dieses wäre eine Thorheit gewesen anzunehmen. Man mußte sich also vorsehen, und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß die Sicherheit ihrer Herüberkunft ein Gegenstand der Communication zwischen den Cabineten von Rom und Neapel gewesen ist. Eine zahlreiche Escorte neapolitanischer Dragoner sollte sie bis zur Grenze des Kirchenstaates bringen, dort sollte sie eine eben solche aus päpstlichen Carabiniers empfangen und weiter be-

fördern. Bei solcher Vorsicht glaubte man sicher zu sein, und die etwanigen Versuche des großen Cäsar, diese seltsame Prise zu capern, verlachen zu dürfen. Es kommt indeß Alles anders, als man denkt, und auch in diesem Falle täuschte man sich. Die Ankunft des Fräuleins in Rom verspätete sich bis zum Besorglichen, da ein Brief, welchen der gewöhnliche Courier brachte, ihre Abreise aus dem Kloster richtig angegeben hatte. Endlich kamen in Rom an: die Carabiniers der Escorte, die große Staatskutsche, welche zu dieser Reise hingeschickt war, mit zwei Bedienten auf dem Bocke, aber — die schöne Annunziata war nicht darin. Gerade an der Grenze, wo beide Escorten zusammentrafen, in einem nicht einmal für Gefechte günstigen Terrain, hatte der große Cäsar die Begleitung mit allen seinen Streitkräften angegriffen, sie, nach redlicher Gegenwehr, dennoch geschlagen, zersprengt, und sich des Fräuleins bemächtigt, um es gefangen in die Gebirge zu führen. Die Bedienten erzählten seltsame Geschichten. Als sich der Sieg für die Räuber entschieden und die Kutsche ohne Schutz gewesen, sei der große Cäsar selbst in einem bis zur Ueberladung reichen und glänzenden Räubercostüm, das dem schönen Manne trefflich gestanden, an den Schlag, den er geöffnet, getreten, und habe das weinende und zitternde Fräulein in der Mitte der heulenden und kreischenden Kammerfrauen angeredet.

„Eccellenza beschämt uns tief durch diese Zeichen der Schrecken. Wir sind der Unschuld und Schönheit niemals furchtbar. Zwar müssen wir Sie einladen, uns nach unseren Wohnungen zu begleiten; und dort zu verweilen, bis das Lösegeld, welches wir fordern werden, berichtigt ist, aber es würde uns zur größten Schande gereichen, wenn Eccellenza etwas von gewohnter Bequemlichkeit, Sicherheit und Anständigkeit bei uns vermissen sollte. Hochdieselbe soll bei uns eben dieselbe Sitte, und sogar noch etwas mehr Freiheit finden, als in Ihrem Kloster."

Als die junge Markesa erklärt habe, sie wolle sich eher hier erdolchen lassen, als ihm folgen, hat er gelächelt, sich ihrem Ohre genähert und ihr einige Secunden lang etwas zugeflüstert. Annunziata habe ihn erst mit Aufmerksamkeit, dann mit Spannung angehört, zuletzt sei sie sichtlich erschrocken, worauf sie ihn lange angesehen, doch nur um von neuem in Thränen und Wehklagen auszubrechen. Darauf hat der Räuber gesagt: „Wozu diese Thränen? Was fürchtet denn Eccellenza? Doch wohl nicht Gefährdung Ihrer Ehre? Hochdieselbe weiß also nicht, daß in diesem erschlafften, erniedrigten, entarteten Zeitalter nur bei uns hier zu Lande noch die Ehre anzutreffen ist. Die Kutsche kann nicht empor auf den Pfaden, die wir wandeln. Es ist ein Palankin in Bereitschaft. Wir tragen Eccellenza auf unsern

Schultern. Ihre beiden Kammerfrauen dürfen Sie begleiten. Von dem Gepäcke, was es auch enthalte, begehren wir nichts, aber zum Gebrauche, und als Eigenthum unseres erhabenen Gastes, wird es nachgebracht werden.“

Nach vielem Widerstreben habe das Fräulein am Ende sich doch entschließen müssen, dem kühnen Räuber zu folgen. Er habe es mit dem zierlichsten Anstande und der ausgesuchtesten Höflichkeit aus dem Wagen gehoben, zwei seiner Leute hätten den beiden Kammerfrauen den nämlichen Dienst erwiesen. Ein reich und höchst phantastisch ausgeschmückter Palankin sei herbeigebracht, dessen gestickten Decken und roth sammtenem, goldbefranztem Himmel man nur zu deutlich angesehen, daß er aus geraubtem Kirchenschmucke zusammengesetzt worden, und auf diesem habe Annunziata Platz nehmen müssen, um gleich einer indischen Königin auf den Schultern der Räuber in die Gebirge emporgetragen zu werden. Der große Cäsar sei zuvor an die Bedienten herangetreten, und habe ihnen befohlen: „Fahrt mit der Kutsche im Namen der heiligsten Madonna nach Rom, und empfehlt mich angelegentlichst Sr. Gnaden, dem sehr ehrenwerthen Herrn Markese, mit Ueberreichung dieses Zettels.“

Die Leute hatten aber doch gewartet, um dem Zuge nachzusehen, der sich langsam in die Gebirge heraufbe-

wegte. Die Räuber waren paarweise in eine große Colonne zusammengetreten. In ihrer Mitte wurde der Palankin mit der Signora getragen. Der große Cäsar ist ehrerbietig daneben gegangen, stets den Hut in der Hand. Die Schaar hat Lieder angestimmt, und lustig auf Waldhörnern geblasen, die vernommen worden, nachdem der Zug längst in den obern Schluchten verschwunden.

Ich brauche die Verzweiflung des Markese wohl nicht zu schildern, der wenig Ursache fand, den Prahlereien von Großmuth Seitens der Räuber zu trauen. Was stand aber in dem Zettel?

„Die Signora Markesa Annunziata Raspinella wird nur gegen 10,000 Scudi, 3 Paoli und 5 Bajocchi frei gegeben, aber auch nicht um einen Bajocco weniger. Wer das Geld bezahlen will, beeile sich, es den Mönchen im Kloster San Benedetto in Monte abzugeben, von wo ich es abholen lassen werde. Wird das Geld in vier Wochen nicht gezahlt, so wird deshalb der Signora Annunziata zwar kein Haar gekrümmt, ich werde vielmehr für sie sorgen, wie ein ehrliebender Bruder. Sie wird dann aber so wenig den Vater wiedersehen, als den albernen alten Herzog heirathen."

Antonio Cesarone.

10,000 Scudi, 3 Paoli, 5 Bajocchi, welches Geld! und der Markese, dessen allerdings großes Vermögen nur in Gütern bestand, war nichts weniger als in der Lage, solche baare Summen gleich aufbringen zu können. Und wozu denn noch 3 Paoli und 5 Bajocchi, und nicht einen weniger. Alle Welt zerbrach sich den Kopf, dieses Räthsel zu lösen, nur der Markese nicht. Es schien, als besitze er allein den Schlüssel dazu. In seinem großen Kummer brach er doch stets ab, wenn man auf diese Sonderbarkeit kam, oder suchte das Gespräch abzulenken, aber daß er stets dabei in unterdrücktem Ingrimm die Lippe biß, habe ich wohl bemerkt. Was war aber zu thun, man mußte, um das Geld zu beschaffen, sich endlich doch an den Bräutigam halten, indem man ihm auf den Kopf sagte, der Vater habe, und gebe nichts. Dem alten Herrn waren 10,000 Scudi, so ungeheuer reich er war, doch keineswegs gleichgültig, und vollends hatte er am wenigsten Lust, sie einem Manne an den Hals zu werfen, der ihm so empfindliche Complimente gemacht, indeß — wohl oder übel — er gab das Geld her, es wurde nach San Benedetto in Monte, einem kleinen Kloster geschafft, welches seine einsame Lage ganz in die Willkühr der Räuber stellte, und die schöne Annunziata sollte nun abgeholt werden, auch war es höchste Zeit dazu, weil die Frist der vier Wochen mit dem Bearbeiten des alten, zähen, geizigen

Herzogs beinahe darauf gegangen war. Die Räuber wollten sich zu nichts verstehen, als Annunziaten an dem Orte abzuliefern, wo sie sich ihrer bemächtigt, und sollten ihnen Geißeln gestellt werden, welche sie sicherten, daß kein Militair sie im Hinterhalte bedrohe.

Alles dieses geschah. Wer sollte aber die Dame in Empfang nehmen? — Ihr Vater? — es war räthselhaft, mit welchem Schauder er erklärte, lieber zu sterben, als Cesarone begegnen zu wollen: — der Herzog? — er zitterte, wenn er von Räubern hörte, sagte aber, er könne dem Elenden, der von ihm so beleidigende Dinge geschrieben, nicht begegnen, ohne in höchster Wuth ihm den Hals zu brechen, und das dürfte Annunziaten gefährlich werden. — Also Niemand.

Man schickte die Kutsche mit den beiden Bedienten wieder in den bewußten Grenzpaß. Annunziata wurde auf dem Palankin wieder herbeigetragen. Cesarone gab ihr den Arm, als sie abstieg, führte sie mit dem feinsten Anstand in den Wagen, empfahl sich ihr ehrerbietigst, und das Fräulein kam wohlbehalten, gesund frisch und heiter in Rom an.

Ich habe niemals ein schöneres und angenehmeres Geschöpf gesehen. Der Vater war außer sich vor Entzücken, sie endlich wieder zu besitzen. Der Herzog umtrippelte sie mit tausend Albernheiten, die seinen grauen Haaren nicht sonderlich standen, und erzählte

ihr hundertmal in einer Stunde, sie sei nun allein sein, er habe sie ja gekauft, und sie koste ihn baare 10,000 Scudi. — „Ich will sie erstatten,“ sagte sie schnippisch, „indem ich Ihnen meinen kleinen Finger zu küssen gebe. Das kostet aber 20,000 Scudi, und Sie zahlen mir entweder die Hälfte heraus, oder schweigen von solchen Albernheiten. Wenn ich Sie wirklich heirathe, denke ich Ihnen noch manche 10,000 zu verthun, ohne Ihnen zu erlauben, mich dafür zu langweilen.“ — Der Herzog stand, als sei er eben electrisirt, indeß er sprach nicht mehr von der Sache. Annunziata sollte nun erzählen, wie es ihr bei den Räubern ergangen. — „Ich weiß von nichts,“ antwortete sie. — Wie Cesarone aussehe, sich benehme? — „Nun, für einen, der sonst nach nichts aussieht, als nach Beute, und geübter ist im Nehmen, als im Benehmen, gut genug.“ — Ob er so galant fortgefahren, als er angefangen? — „Ich hätte ihn auf sein A B C zurückgeführt, wäre es ihm irgend in den Sinn gekommen, beim Buchstabiren die Conduite zu vergessen.“ — Kurz, es war nichts aus ihr herauszubringen, und man nahm an, sie habe einen Eid des Schweigens leisten müssen. — Aber die Kammerfrauen? Sie erzählten desto mehr, jedoch — wie Zofen erzählen. Cesarone sei der schönste und artigste Mann von der Welt. Er habe sie immer meine schönen Damen genannt. Er habe einen Räu=

der wollen todtschießen lassen, der Signora Paulina sonst nichts habe rauben wollen, als einen Kuß, der doch keinen Schuß Pulver unter Christen werth sei. Sie hätten in einem alten Castelle gewohnt, zu dem Niemand gelangen könne, den Cesarone nicht einlasse. Es führe ein unterirdischer Gang hinein. Von fern scheine das Gebäude eine Ruine, aber es seien bewohnbare Zimmer darin. Signora Annunziata habe zwei Räume gehabt, die mit Teppichen und Polstern versehen gewesen. Cesarone habe ihr täglich einen Besuch gemacht, bei dem aber nur französisch gesprochen worden, das die Zofen nicht verstanden. Nur einmal habe er mit der jungen Dame, und zwar öffentlich, im Freien gespeist. Ihre Tafel sei stets gut versehen gewesen, nur leider auch an den Fasttagen mit Fleisch. Musik hätten sie alle Tage gehabt. Signor Cesarone spiele die Mandoline und singe dazu wie ein Engel. Doch seien Signor Carlo und Signor Ludovico, seine beiden vertrautesten Genossen, auch Leute, die man nicht genug schätzen könne."

Die Vermählung Annunziatens mit dem Herzoge fand indeß nicht so ohne Verzug statt, als Anfangs beschlossen war. Sie wurde mehrere Monate hinaus verschoben, während welcher Zeit die junge Markesa, das verzogene Kind des Vaters, Raum gewann, die Freiheiten der großen Welt um so mehr zu genießen, als

ihre lebensfrohe Gemüthsrichtung, nach den Entbehrungen des Klosters, völlige Entschädigung verlangte. Sie kannte in dieser Bestrebung keine andern Gesetze, als ihre Laune, und nahm auf ihren Bräutigam keine andere Rücksicht, als daß sie jede Gelegenheit ergriff, ihn lächerlich zu machen, welches der gute alte Cavalier indeß mit der größten Geduld und Resignation zu ertragen verstand. Ich selbst bin Zeuge der zahllosen Mystificationen gewesen, welche der arme Mann, ohne zu mucken, hinnahm, und für welche der außerordentliche Reiz des grausamen Mädchens keinen Ersatz gewähren konnte. Dabei war Annunziata keineswegs ohne Geist und Tiefe der Empfindung. Ich mußte ihr Bild für ihren Vater verfertigen, sprach sie deßhalb oft und allein, und gewann ihre Freundschaft und ihr Zutrauen so sehr, daß sie mir oft ihr Herz auf die reizendste Weise öffnete, ja, ohne mir eine mehr als schwesterliche Zuneigung zu widmen, brachte sie es dahin, daß ich im Hause ihres Vaters bald wie ein Mitglied der Familie betrachtet wurde, und keine Gesellschaft, keine Landpartie ohne meine Theilnahme veranstaltet werden sollte.

Indeß ereignete sich auch in meinem künstlerischen Bestreben etwas Anziehendes. Lord B —, ein reicher Engländer, welcher zu jener Zeit aus wahrer Kunstliebe Maler und Bildhauer in Rom vielfach beschäftigte, fiel darauf, auch mir ein großes Gemälde aufzutragen.

Es sollte die Rhea Silvia, Mutter des Romulus und Remus, vorstellen, welcher, beim Wasserholen an der Quelle in der frühsten Morgendämmerung, der Gott Mars als glücklicher Liebhaber zum ersten Male erscheint. Ich gestehe, daß mich niemals eine Bestellung so erfreut und angezogen. Ich fühlte mich recht eigentlich in meinem Elemente. Bald war ich auch mit der Composition einig. Ein malerisch wilder Hain, ein Fels mit der frischen Quelle, blühende Gebüsche, das Plätzchen zu den heimlichsten Freuden der Liebe zu eignen. Ein magisches Helldunkel, vom roth untergehenden Monde hervorgebracht. Rhea Silvia, schön, kräftig und stolz, würdig die Gattin des Mars, die Mutter von Weltbezwingern zu sein, im süßen Schreck den Gott gewahrend, der in leuchtender Herrlichkeit plötzlich vor ihr steht. — Indeß bei der Ausführung fanden sich Schwierigkeiten. Zur Gestalt der Rhea Silvia reichte meine Einbildungskraft und Kenntniß größtentheils aus, mit der des Mars verhielt es sich anders. Ob ich sie gleich viermal entwarf, gelang es mir dennoch nicht, meiner Absicht zu entsprechen, und den Charakter des Mars, seiner Eigenthümlichkeit gemäß, in der ganzen Bildung würdig auszudrücken. Bei den lebenden Modellen, welche ich zu Rathe zog, fanden sich ganz die nämlichen Anstände. Entweder begegnete ich der graziösen Leichtigkeit des Apollo, oder der irdisch materiellen Tüchtig-

keit der Athleten. Ich fing an dafürzuhalten, daß in der Natur solche Formen, als sie dem Mars beigelegt werden, nirgends zu finden seien, und wollte schon zu antiken Statuen, wiewohl ungern, meine Zuflucht nehmen, weil der Kenner den Bildern nur zu leicht ansieht, daß sie nach einem Steine verfertigt, und mithin ohne Wärme und Leben geblieben sind. Da bezeichnete man mir einen jungen Schlächter, dessen sich andere Maler häufig als Modell für kräftige und doch jugendliche Gestalten zu bedienen pflegten, und der, wie es hieß, meinen Bedürfnissen so ziemlich entsprechen werde. Dieser junge Mann hielt einen Laden unfern der Kirche Trinita in Monte, und ich begab mich zu ihm. Ich fand allerdings einen schönen Mann, und machte ihm meinen Vorschlag, den er anhörte, während er einem jungen Menschen, der vor seinem Laden stand, eine Bratwurst verkaufte, und welcher also, ob er sich gleich scheinbar zurückzog, Ohrenzeuge unserer Verhandlung wurde. Signor Amadeo, so hieß der Schlächter, war sogleich zu Allem bereit, denn diese Art des Erwerbes war ihm schon geläufig. Indeß er war so eingenommen von seiner Schönheit, daß er nicht weniger als zwei Scudi für jeden Act forderte, deren ich doch mehrere bedingen mußte. Ich fand das entsetzlich theuer, und glaubte das Aeußerste zu thun, wenn ich ihm Einen bot. „Wie!" rief er, „heilige Madonna! —

ein Scudo für eine Gestalt, wie die meine? Wißt Ihr, Signor, daß Ihr mit einer Person sprecht, die in ganz Rom, — was sage ich, — in ganz Italien, — doch nichts davon, — in ganz Europa, nicht ihres Gleichen hat? — Wie heißt nur der große Bildhauer, der auf Piazza Novana sein Studium hat? — Er sollte einen Jupiter für die Kaiserin von Rußland machen. Bedenkt, Signor, einen Jupiter, und für die Kaiserin. Aber er wußte sich keinen Rath, als zu mir zu kommen. Auf Knien hat er vor mir gelegen und mich gebeten, ich möchte mich seiner erbarmen. Damals war ich noch ein Narr in solchen Dingen, und sagte: — nichts da, Signor, ich bin ein guter Christ, und lasse mich auf keinen Jupiter ein. Ich bin ein bescheidener Mensch und mache keine Profession von der Schönheit, die mir Gott gegeben. Geht eine Thüre weiter, um Eure Waare zu suchen. — Aber, — was blieb mir übrig. Er bot mir, — wie viel waren es gleich? — Vier Scudi. — Nein, damit ich nicht lüge, sechs Scudi waren es, die er mir für den Act bot, und, was wollte ich thun? — Wir Menschen sind da, uns einander aus der Noth zu helfen, und ich sah wohl, daß der gute Mann ohne mich mit seinem Jupiter im Schlamme sitzen geblieben wäre. Aus Christenpflicht that ich ihm für sechs Scudi den Gefallen. — Aber als die Statue fertig war, Ihr hättet den Lärm hören sol-

len, den die Kenner erhoben. — Ist es möglich, — hieß es. Solche Trefflichkeit der Gestalt ist nicht in der Natur, auch bisher nicht in der Kunst gewesen. Der Torso ist ein alter Scherben dagegen. Ich aber stand im Laden, und schnitt meine Salame, als wenn nichts gewesen wäre. Da war aber neulich Seine Excellenz Milordo A—. Er wollte einen Perseus haben. Ja, — aber ein Perseus! — Die Perseusse laufen nicht auf der Gasse umher, und schreien Portogalli aus. Man muß den Signor Amadeo ersuchen, hieß es auf der Akademie, vielleicht, daß er um zehn Scudi für den Act die Gefälligkeit hat. — Zehn Scudi sind eine Lumperei, aber — was wollte ich machen. Ich bin einmal ein Narr, der Niemand was abschlagen kann. — Da war ferner der deutsche Fürst auf dem spanischen Platze, mein Gott, wie heißt er gleich? mit dem langen Namen, in dem das N fünfmal vorkommt —"

— Ich hatte nicht Lust, diese Prahlereien des Gecken länger mit anzuhören, drehte ihm den Rücken und ging ärgerlich meiner Wege.

Nicht zwanzig Schritte mochte ich gemacht haben, als der junge Mensch, den ich vorhin im Laden gesehen, an mich herantrat, und freundlich grüßend mich anredete. —

„Signor hat gefunden, daß kein Fleisch in der Bude des Ser Amadeo theurer ist, als sein eignes. Was meint der Narr? Als ob es belohnte, zwei Scudi

daran zu wenden, um seine dicken Beine und quaplichten Arme zu zeichnen. Lasse ihn Ew. Gnaden bei seiner Bratwurst. Ich würde vielleicht Rath schaffen können, der Nachfrage zu genügen; aber freilich: — ich verstehe mich nicht darauf, das zu würdigen, welches Signor zu bedürfen scheint."

Ich sah den Menschen nur an, und fand mich von seiner Schönheit überrascht, und von der Gutmüthigkeit seiner edeln und regelmäßigen Physiognomie angezogen. Er mochte vierundzwanzig haben, und seine Gestalt trug er mit vielem Anstande. Sein Anzug war der in der Mittelclasse zu Rom, besonders in den Quartieren jenseits der Tiber gebräuchliche, und konnte als ordentlich, keineswegs aber als stattlich gelten. Das offne Hemd und die weißen Strümpfe hätten, wenn auch nicht reinlicher, so doch feiner, die Schuhe zierlicher, das schwarze Manchesterwamms, und die gleichen, an den Kniegürteln offenen Beinkleider hätten weniger getragen sein können, und was den Hut anbetraf, den er in der Hand trug, so machten ihn das neue Band und der Blumenstrauß, mit dem er eben erst verziert zu sein schien, nicht ansehnlicher.

„Guter Freund," sagte ich, „wenn Ihr etwa selbst das Modell seid, das Ihr meint verschaffen zu können, so käme es auf die Probe an. Wie viel würde ich Euch für jeden Act, den Ihr mir gestattet, zu zahlen haben?"

„Ach, deßhalb braucht sich Signor keine Sorge zu machen, und wenn es auch um gar nichts sein sollte. Ich habe in dieser Stunde, und so ziemlich den ganzen Tag nichts zu thun, und bin gern gefällig, wenn freilich nur sonst —"

„Nun, das laßt mich prüfen," erwiederte ich, „folgt mir in mein Atelier, das Uebrige findet sich dann. Ich werde mit einem Blicke sehen, ob Ihr meinen Zwecken dienlich sein könnt."

Als wir in meiner Werkstatt angekommen waren, und der junge Mensch sich bereit gemacht hatte, erstaunte ich selbst. Eine so vollkommene jugendliche Männerschönheit hatte ich noch niemals gesehen. Das Ebenmaaß und die Beweglichkeit dieser Glieder wurde durch majestätische Haltung gehoben, welche dem jungen Manne angeboren, und nur durch die dürftige Kleidung, welche ihn niedrigen Verhältnissen zuwies, unterdrückt zu sein schien. Ja, dieses war die Gestalt des Mars. Ich ergriff einen schönen vergoldeten Helm mit wallendem Purpurbusche und drückte ihn dem Jünglinge auf das stolze Haupt, indem ich sagte: „hiermit habe ich Euch unter die Götter geworben, denn Ihr tragt nun ihr Feldzeichen."

Da ich den Grundsatz befolge, immer zuerst zu versuchen, ob das Modell, nach der ihm gegebenen Andeutung der Situation, nicht selbst nach eigenem

Gefühle die ihm natürlichste, für den Fall passende malerische Stellung zu finden wisse, stellte ich auch dem jungen Manne die Aufgabe, als ein vom Himmel gestiegener Gott die Gunst eines durch seine Erscheinung überraschten Mädchens, selbst inbrünstig verlangend, zu gewinnen. — „Das ist schwer," sagte er, „ich bin so gelehrt nicht. Ich müßte Etwas sehen, das solchen Wunsch hervorbrächte, und so wie ich hier bin. — Hätte ich wenigstens ein schönes Bild." — Ich zeigte ihm einen Gypsabguß der medizäischen Venus. — „Das ist ja nur Kreide," sagte er, „und vollends so gefiele mir Keine, wenn ich ein Gott wäre." — Ich merkte, daß ihm, wie allen Personen, deren Schönheitsgefühl noch ungebildet ist, die Farbe über Alles gehe. Im Atelier befand sich aber so eben kein weibliches Bildniß, als das der jungen Markesa Annunziata, welches ich noch nicht abgeliefert hatte, und das gerade meinem Modell gegenüber mit einem Tuche verdeckt stand. Ich zog das Tuch weg und sagte: „nun, so versucht es mit dieser Dame." — Eine glühende Röthe überflog die Wangen des Jünglings. Er bog sich weit vorwärts, den rechten Fuß zurückgesetzt. Sein ganzes Leben schien sich im Auge, in der Function des Sehens zu concentriren. Unwillkührlich hob er den Arm, als wollte er die Hand des Bildes ergreifen. — „Bravo!" rief ich, „diese Stellung ist geeignet, haltet Euch nur

wenige Minuten darin." — „Verdeckt erst das Bild," bat er, „der Blick dieser schönen Dame beschämt mich." — Ich that es, und eilte, die Gestalt so schnell als möglich auf dem Papiere festzuhalten. Er stand unbeweglich, völlig zur Statue geworden, immer nach dem verdeckten Bilde sehend, bis ich ihm Ruhe gestattete. Er stieg langsam von dem Gestelle, und ging, wie er war, durch das ganze Gemach, um sein Haupt nachdenkend an eine Säule zu legen. Die schönste natürliche Stellung von der Welt. Ich ließ ihn einige Zeit gewähren, während ich meine Zeichnung prüfte, die ganz meinen Wünschen entsprach. Dann fragte ich ihn, wie er heiße und von wo er sei? indem ich ihm ein Glas Wein brachte. Er trank und sagte: „Battista Ridolfo heiße ich, aus Subiaco bin ich. Mein Vater hatte dort ein Haus, ein Paar Weinberge, und auch ein gut Stück Feld. Davon haben sie mir, als der Vater gestorben war, mehr als die Hälfte streitig gemacht. Es hieß, er habe die Grenze des Nachbars verdunkelt, und sich einen Theil von seinem Gebiete angemaßt. Nichts als Unwahrheit. Es kam zum Processe, aber der Nachbar hatte eine ehemalige Camariera der Principessa von S. zur Frau. Die Padrona nahm sich der Sache an bei den Herren Richtern" — (er machte das Zeichen der Bestechung) — „und ich verlor, ungeachtet meines unzweifelhaften Rechtes, den Proceß. Das

ertrage, wer es kann. Ich bin nach Rom gekommen, ich will über Unrecht schreien, ich will bis zum heiligen Vater durch alle seine Schweizer dringen, ich will ihm so lange die Füße küssen, bis er meinen Proceß vernichtet, die Richter auf die Galeere schickt, und die Principessa, sammt ihrer vormaligen Cameriera und ihrem Pinsel von Manne, aus dem Lande jagt. Seht, Signor, hier sind meine Papiere." Er flog wie ein Blitz und glühend vor Zorn nach der Stelle, wo seine Brieftasche lag, und breitete mir mehr als zehn Papiere auf den Tisch. — „Seid kein Thor," sagte ich ihm, „und ärgert Euch nicht um Dinge, die im Laufe der Welt sind. Vor Allem macht keine dummen Streiche. Ich verstehe zwar von dergleichen nichts, aber laßt mir die Papiere hier. Ich werde deßhalb mit einem Freunde sprechen, der ein Rechtsgelehrter ist." — Sein Zorn ging in die lebhaftesten Dankbezeugungen über, und ich mußte ihn zweimal daran erinnern, seine vorige Stellung wieder einzunehmen. Ich besserte nun noch Einiges an der Zeichnung, und brachte sie so weit, sie morgen auf die Leinwand übertragen zu können. Battista war in wenig Secunden zum Weggehen gerüstet, fragte, ob und wann ich ihn morgen etwa wieder brauche, indem er sich pünktlich einfinden werde, verschmähte jede Bezahlung, und bat nur um Erlaubniß, noch einmal das Bild der schönen Dame sehen zu dürfen. Ich er-

theilte sie. Er stand lange schweigend vor dem Bilde, dann wendete er sich plötzlich ab, nahm schnell seinen Hut, verneigte sich mehr gegen das Bild, als gegen mich, und war verschwunden.

Es dürfte zu weit führen, und wenig unterhalten, wenn ich ausführlich berichten wollte, wie ich nicht nur nach diesem schönen Muster das Bild meines Mars zu großer Freude der Kenner vollendete, und auch ferner noch viele Studien nach diesem jungen Manne machte, sondern auch, wie ich eine Art Vormundschaft über ihn gewann. Ich darf es sagen, Battista war der liebenswürdigste Junge von der Welt, offen, kindlich, immer fröhlich, nicht ohne Kenntnisse, ja sogar von bedeutendem Talente, Mutterwitze und Scharfsinne. Er hatte die treffendsten und drolligsten Einfälle, und verharrte in einer unermüdlichen Gefälligkeit gegen mich, aber nicht gegen Alle. Der Ruf seiner Schönheit hatte sich durch mein Bild in Rom verbreitet, und alle Künstler wollten nach ihm studiren. Er schlug es rund ab, obgleich sie ihm Geld über Geld boten. Nur mir wollte er auf diese Weise dienen, und selbst von mir hatte er bisher nichts angenommen. Wenn ich in ihn drang, unsere Rechnung zu berichtigen, hieß es stets: „Laßt doch. Es sind ja nur wenig Scudi höchstens. Ich möchte es lieber bei Euch stehen lassen. Ich brauche wenig und habe noch Mittel.“

Wohl drei Monate hatte ich mit ihm verkehrt, ohne eigentlich zu wissen, welches Gewerbe er noch sonst in Rom treibe, wiewohl solches in jener Stadt der Müßiggänger weniger auffiel, als es anderswo der Fall sein würde. Nicht einmal, wo er wohne, brachte ich heraus. „Bald hier, bald dort," sagte er. Er hatte auch Geld, allerhand Kindereien zu kaufen, die ihm gefielen, und sich besser zu kleiden, weil, wie er sagte, es sich nicht schicke, vor mir, seinem geehrtesten Padrone, als ein Spießbürger zu erscheinen. Wegen seines Prozesses hatte ich mit einem Rechtsgelehrten gesprochen, welcher versicherte, er habe ihn in aller Form Rechtens verloren, und es sei in der Sache nichts mehr zu thun. Als ich ihm das sagte, war er wild und tobte wie ein ungezogenes Kind, indessen er beruhigte sich dennoch, und hatte, leichtsinnig wie er war, die Sache bald vergessen. Er blieb die seltsamste Mischung von kindlicher nachgebender Anhänglichkeit und von unbeugsamem Stolze, je nachdem die Personen, mit denen er verkehrte, ihm theuer waren, oder ihn zu behandeln wußten, oder je nachdem sie ihm gleichgültig oder unangenehm erschienen. Da er sich viel auf den Plätzen, wo Ball geschlagen oder andere Volkslustbarkeiten vorgenommen wurden, umhertrieb, so hatte er eben so oft Gelegenheit, seine bewunderungswürdige Gewandtheit und außerordentliche Körperstärke zum Gegenstande des

lauten Beifalls der Menge zu machen, als sich Händel zuzuziehen, bei welchen er jederzeit blutige Köpfe zurückließ, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt worden wäre. Bald sollte er mir indeß noch mehr Nutzen gewähren, und tiefer in meine geselligen Beziehungen eingreifen, wie ich solches in Folgendem berichten werde.

Meine Verhältnisse zu dem Hause des Markese Raspinella waren immer inniger geworden. So lange die Familie in Rom lebte, verging keine Woche, in welcher ich nicht einige Abende bei ihr zubrachte. Die Gastfreundschaft war dort einheimisch, und begründete Beziehungen, wie sie in Frankreich häufig, in Italien nur selten anzutreffen sind. Auch als der Markese in Gesellschaft seiner Tochter und des Herzogs von Bizonza eine Villa bei Olevano bezogen, konnte die Entfernung von Rom den lebhaften Verkehr mit diesem Kreise nicht unterbrechen. Das Landleben vielmehr bot viel hundert Anlässe dar, die gewohnten Gäste anzulocken und durch immer neue Unterhaltung festzuhalten. Annunziata war die Seele der mannigfaltigen, gewöhnlich gut ersonnenen Lustbarkeiten, und ihr sie abgöttisch liebender Vater schien keine andern Gesetze in seinem Hauswesen, als die ihrer Laune zu kennen. Der Herzog seinerseits konnte, wiewohl in einem anderen Sinne, nicht minder als Mittelpunkt aller dieser geselligen Bestrebungen angesehen werden, denn er war darin das passive Prin-

zip, wie Annunziata das vorzugsweise active. Ihr unerbittlicher Witz, ihre schonungslose Schadenfreude wurden täglich aufgeboten, ihn zum Besten zu haben, und dennoch — bemerkenswerther Beweis von Einfalt, — fand er sich dadurch nicht nur befriedigt, sondern sogar geschmeichelt, da seine Eitelkeit den Stoff zu allen diesen Mystificationen hergeben mußte. Der Geburtsstolz der spanischen Großen ist ein doppelter, ein adeliger, den er mit den Standesgenossen aller Länder gemein hat, und ein christlicher, sofern kein Tropfen maurischen Blutes die Reinheit ihrer Abstammung compromittirt, und indem der Herzog uns dieses für sich, mit den Thaten seiner Vorfahren, zu welchen er aus eigenen Mitteln nicht das Mindeste hinzugethan, täglich in langweiliger Breite entwickelte, verdiente er die Streiche, die wir ihm spielten, ein wenig, wiewohl auch einer darunter war, der, als würdigere Schmeichelei, im Augenblicke zu gut erschien, nachher in seinen entfernteren Folgen aber desto Uebleres für ihn und seine gegenwärtigen Absichten ergab, so daß auch hier die Bemerkung sich bewährte, wie den Personen, mit welchen wir es einmal nicht wohl meinen, gerade das am wenigsten zu Gute kommt, was wir ausnahmsweise einmal ihnen in besserer Absicht angedeihen lassen wollen.

Unter den vielen Belustigungen, welche Annunziatens brausende Liebe zur Freude in Schwung brachte,

fanden sich auch Aufstellungen lebender Bilder. Lady Hamilton, ihre erste Erfinderin, bezauberte eben damit Neapel, und die junge Markesa wollte dieser Fee nicht nachstehen. Mein Beruf war und blieb die Anordnung dieser Gruppen, und wir hatten bereits die irgend darstellbaren Stoffe erschöpft, als dem Markese, zum größten Aerger seiner Tochter einfiel, den Namenstag des Herzogs mit einem glänzenden Feste zu feiern, und uns ein lebendes Bild, ihn besonders hoch zu ehren, zur Pflicht machte. Annunziata war von der übelsten Laune, und nach einigen boshaften Ausfällen auf ihren alten Verlobten, rief sie aus: „was sollten wir wohl Bildliches, das ihm angemessen sein möchte, ersinnen, wenn wir nicht etwa auf die Tollheit fielen, sein Wappen darzustellen?"

„Halt," entgegnete ich, „der Vorschlag ist so abgeschmackt nicht, als Sie meinen. Lassen Sie uns das Wappen prüfen."

Annunziata wurde aufmerksam, und brachte den Abdruck desselben auf einem Briefe herbei. Das rothe Schild zeigte eine maurische weibliche Gestalt. Ueber diesem die herzogliche Krone, welche ein geharnischter Mann überragte. Von beiden Seiten zwei Helme, der eine mit drei Straußfedern, der andere mit einem Pfauenschweife verziert. Als Schildhalter prangten rechts ein Wilder, den Federkrone und Schurz als einen Merika-

ner oder Peruaner bezeichneten, links ein Mohr in phantastischem Putze.

„Können wir es besser wünschen?“ rief ich aus. „Das Schild wird durch einen rothen Teppich gebildet, den wohl zu drappiren meine Sorge sein soll. Vor diesem sitzt oder thront die sehr verehrte Markesa Annunziata, geputzt wie die Königinn von Granada. Ein zierlicher Ritter in glänzender Rüstung ragt über dem Teppiche und hält die Krone über dem Haupt der schönen Schildfigur. Zwei Masken als Mohr und Wilder knien zu beiden Seiten, die Helme mit ihren Zierden haltend und der schönen Dame überreichend.“

Annunziata jubelte mir Beifall, der Markese war nicht karg mit dem seinigen. — Aber die Nebenfiguren? — Der geharnischte Mann veranlaßte keine Schwierigkeiten. Der Mohr war durch einen Schwarzen aus der Dienerschaft des Herzogs selbst leicht verwirklicht, — aber der Indianer? — Der italienische Kunstsinn erforderte für diese, das freie Ebenmaaß der Glieder gleichsam hüllenlos darbietende Gestalt die höchste Schönheit, und an allen Cavalieren, die ich vorschlug, war etwas zu tadeln. Mir blieb nichts übrig, als — mit meinem Battista hervorzutreten.

„Das Modell zu Ihrem Mars,“ hieß es, „köstlich! — Bringen Sie es herbei.“

Ich machte dem jungen Manne in Rom den Vor-

schlag, und er ging mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit darauf ein. Ich besorgte seine Kleidung, führte ihn nach der Villa und eine Probe wurde veranstaltet.

Das Wappentableau nahm sich artig genug aus. Annunziata, blitzend von Juwelen und Perlen war zum Entzücken. Battista, der sich mit einer etwas linkischen Ehrerbietung betrug, erschien in seinem Tricot und Federschmucke zu seinem großen Vortheile, und als die Schaustellung nun wirklich der vornehmsten Gesellschaft aus Rom dargeboten wurde, zollte man uns den lautesten Beifall. Der Herzog vollends war vor Entzücken fast närrisch geworden. Der Vorhang fiel kaum zum zweiten Male, denn mit einmaligem Anschauen begnügte man sich nicht, als er auf unsere Bühne sprang, wie ein Kind krähte, Annunziaten die Hände küßte, mich und Battista umarmte, den Mohren beschenkte, unter wiederholten Betheuerungen, diese Scene sei einzig im Hause der Bizonza.

Battista war aber hierdurch einmal bei dem Markese eingeführt, freilich in einer Stellung, die zwischen Dienstbarkeit und gastfreundlichem Wohlwollen schwankte, wie er es in seinen untergeordneten Verhältnissen nicht anders erwarten durfte, die aber dennoch ihm zusagen konnte, da er es Anfangs fast nur mit Annunziaten zu thun hatte, welche ihn gleich zu dreißig ähnlichen Schaustellungen, die nun erst recht in den Schwung kamen,

in Beschlag nahm. Sein nächster Beschützer blieb der Herzog, der, kindisch wie er war, immer etwas Neues bedurfte, um die glänzende Langeweile seines nichtigen Daseins zu ertragen, und der junge Mensch verstand ihn durch Taschenspielerkünste und allerhand Possen trefflich zu unterhalten. Daher kam es, daß auch der Markese nichts weiter gegen ihn einwendete, obgleich Anfangs er sich geradehin aussprach, man möge Battista beschenken und wieder fortschicken, da er Niemand diene, und deßhalb nicht wie ein Knecht, aber eben so wenig als Herr behandelt werden könne, weil er nirgend gebiete, was denn ein Mittelding ergebe, das im Umgange hundert Beschwerlichkeiten veranlasse. Zuletzt, als das Fortschicken erst von Tag zu Tag, und dann von Woche zu Woche verschoben wurde, und Battista, ich weiß nicht, ob absichtlich, sich endlich in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß zu mir stellte, das seinem Bleiben eine Art gab, lernte auch der Markese ihn nicht nur ertragen, sondern sich ganz wohl mit ihm einrichten, ja, er kam zuletzt sogar in Gunst, als ein unbändiges arabisches Roß, von außerordentlicher Schönheit, welchem alle Stallleute des Markese keine Folgsamkeit abgewonnen, zwischen seinen Knien, da er sich trefflich auf Pferdezurichten verstand, der zuverläßigste Jagdgaul wurde, welchen der Markese, ein leidenschaftlicher Waidmann und Pferdeliebhaber, jemals besessen. Sogar Dienste wur-

den ihm hienach angeboten, und — von Battista höflich abgelehnt, der dem Markese gegenüber immer eine gewisse Würde wohl zu behaupten wußte, wodurch er der, sonst ihm ziemlich nahe liegenden Gefahr, zu einem bloßen Spielzeuge herabzusinken, sicher entging.

Indeß während der junge Mann Jeden in seinem Sinne zufriedenstellte, mochte der fortgesetzte Aufenthalt in der Villa, oder neben derselben, da er mit mir in einem nahgelegnen, aber nicht dazu gehörenden kleinen Hause wohnte, das ich für mich gemiethet hatte, ihm selbst auf die Länge nicht eben sowohl behagen. Er versicherte zwar, wie er nur aus Gefälligkeit für mich, und aus tiefer Verehrung für Annunziata bleibe, erschien aber durch andere Bande gefesselt, die ihn schmerzten, ohne daß er sich davon loszumachen vermochte, denn seine Heiterkeit verging nach und nach, und Spuren einer glühenden Leidenschaft konnten meiner aufmerksamen Beobachtung nicht entgehen. Daß Annunziata der Gegenstand derselben sei, durfte ich annehmen, denn wie weit kann das Gefühl, vollends bei einem Menschen, der von den conventionellen Formen der Gesellschaft wenig Begriffe hatte, sich verirren, aber eine Entdeckung brachte mich davon ab, und führte mich auf eine andere Ueberzeugung.

Battista schlief in einer Kammer an meinem Schlafzimmer. Einst lag ich spät Abends schon im Bette,

konnte aber wider meine Gewohnheit nicht schlafen, und da hörte ich deutlich, daß mein Schützling leise aufstand, sich ankleidete, und durch sein Fenster entschlüpfte. Ich erhob mich nun auch, warf mich schnell in die Kleider, und schlich ihm nach. Er nahm seinen Weg in den Garten der Villa, durch eine Cypressenallee nach einer Laube, deren Heimlichkeit zu zärtlichen Bestellungen ganz geeignet war. Ich schlich mich, verdeckt durch Gebüsche, näher, und vernahm halb laut, aber nicht verständlich, Battista's lebhaftes, wie es mir schien, zärtliches Gespräch mit einer weiblichen Stimme. Ich mag nicht sagen, welche Gedanken mir dabei durch den Kopf gingen, und was ich in Beziehung auf selbige am nächsten Morgen zu thun beschloß. Nach kurzer Zeit trennte sich das Paar. Das Frauenzimmer schlüpfte, ohne mich zu sehen, an mir vorüber, es war Paulina, die Zofe Annunziatens. Gegen solche Verbindung war nichts auszusetzen, ich begnügte mich damit, für jetzt nach Hause zu schleichen, und es am Morgen bei einigen Neckereien bewenden zu lassen.

Unterdessen rückte der Zeitpunkt heran, der zur Vermählung Annunziatens mit dem Herzoge bestimmt war, und ich fand die junge Dame in dem Maße zur Traurigkeit geneigter, in welchem der Augenblick sich näherte, welcher über ihr ganzes Leben entscheiden sollte. Das herrliche Geschöpf dauerte mich von ganzer Seele. Welch

ein Loos konnte sie an der Seite des ihr an Alter, Verstand, Betragen, und selbst sittlichem Werth so ungleichen Lebensgefährten erwarten? Im Gefühle des tiefsten Mitleidens wagte ich es, als ich einmal mit ihr allein war, meine Besorgnisse vorsichtig zur Sprache zu bringen.

„Guter Don Antonio," antwortete sie mir, „wir müssen Muth haben, den des Duldens entweder, und dann müssen wir uns Alles in frommer Ergebung gefallen lassen, oder den Muth des Handelns, und dann müssen wir sogar vor gefährlichen Wagestücken nicht zurückschrecken, damit wir uns selbst helfen. Das erste Auskunftsmittel ist sicher, aber betrübt: das zweite höchst zweifelhaft, aber heroisch: das erste ist die Wahl der schwachen, das zweite die der starken Seelen. Ich meinerseits bin noch nicht einig mit mir, welchen der beiden Pfade ich gehen werde, so viel sehe ich nur, daß ich auf einem Mittelwege mich nicht halten kann, und daß nichts zweckloser ist, als die Halbheit. Laßt mich daher noch gewähren, mein würdiger Freund, und solltet Ihr doch dereinst Schritte von mir vernehmen, die Euch bedenklich scheinen, so verdammet mich nicht, wie mich die Welt vielleicht verdammen möchte, in der Ueberzeugung, daß sie nur Ergebnisse höchster Noth gewesen."

Der 15. October war endlich zur Vermählung die-

ses ungleichen Paares festgesetzt. Der Herzog sowohl, als der Markese, welche die Pracht liebten, hätten dieses Fest gern in Rom begehen mögen, Annunziata bestand aber darauf, daß es in der Villa geschehe, und man gab ihr nach. Nichtsdestoweniger war die Zahl der theils aus den benachbarten Landhäusern, auf welchen der Adel und die vornehmen Fremden so eben die schöne Herbstzeit zubrachten, theils aus der Stadt geladenen Gäste sehr groß, und mußte eine glänzende Versammlung gewähren, welche sich schon am Vorabende der eigentlichen Hochzeitsfeier zusammenfand. Diese Vereinigung sollte gleichsam die Einleitung zu dem großen Gastgebote des folgenden Tages gewähren, war zu einer ländlichen Lustbarkeit angeordnet, bei welcher Alles, was Geschmack und Liebe zum Genusse irgend erfinden mochte, beabsichtigt wurde. Die prächtigste Erleuchtung des großen Gartens der Villa, ein kostbares Feuerwerk, mancherlei Maskentänze im Freien waren in Bereitschaft. Der Markese betrieb die Vorbereitungen hiezu mit großem Eifer, der Herzog nicht minder, ob er gleich dabei mehr hinderlich als fördernd sich bewies, denn seine kindisch ungeduldige Geschäftigkeit verpuffte in Erbärmlichkeiten. Ich selbst mußte zur Verzierung des Gartens auf eine malerische Weise, zur Erfindung von Transparents und zu den übrigen Anordnungen mitwirken, und ich darf sagen, daß wir Alles aufboten, dem Gar-

ten und dem Pallaste ein reitzendes und feenhaftes Ansehn zu geben.

Abends um sieben Uhr war endlich die große und glänzende Gesellschaft am bestimmten Tage versammelt, und da es schon dunkel geworden, schien der ganze Garten in einem Meere von farbigem Feuer zu schwimmen. Die Bewunderung war laut, und die Gäste zogen in zahlreichen Gruppen durch die Gänge, um alle die Zurüstungen zu bewundern, welche wir zu ihrer Lust ersonnen. Annunziata, idealisch, aber prächtig gekleidet, war unter ihnen, und gab sich, wider Erwarten, einer stürmischen Fröhlichkeit hin. Ich hatte mich der Pflicht der Oberaufsicht unterzogen, und Battista war mir bisher mit dem bereitwilligsten Eifer behülflich gewesen. Alles ging auch nach Wunsch. Die Lampen brannten, die Transparents machten eine prächtige Wirkung, die als Landmädchen verkleideten jungen Damen wußten ihre Sonette wohl auswendig, und Niemand hatte die mindeste Ahnung davon, daß eine Störung dieser allgemeinen Freude bevorstehe, während dieselbe, wie die Folge bewies, mit beschleunigten Schritten herannahte.

Es mochte etwa 10 Uhr Abends sein, als sich die Gesellschaft in einem großen runden Bosket versammelt hatte, welches die herrlichsten Bäume bildeten, deren Stämme in Säulen eines Tempels verwandelt erschienen,

indem farbige Lampen sie von allen Seiten verkleideten, und große Festons von Blumen, an welche sich bunte Papierlaternen gleichsam als glühende Früchte reihten, sie mit einander vereinigten. In der dunkeln Krone dieser Bäume waren mehr als hundert ähnliche Laternen angebracht, welchen ich die Gestalt wunderbarer, prächtiger Vögel, oder kleiner Liebesgötter gegeben, die sich in den Zweigen zu schaukeln schienen. Hier wurde in einem großen Kreise Platz genommen, und während die köstlichsten Erfrischungen, die ausgesuchtesten Weine umhergereicht wurden, gewährte der Raum in der Mitte eine Scene zur Ausführung mancherlei pantomimischer Tänze in verschiedenen Maskentrachten, wie sie die Laune der Gäste zur allgemeinen Ueberraschung ersonnen. Der Andrang der Zuschauer, welche der Markese nicht ausschließen wollen, war hier so groß, daß es oft Mühe machte, sie davon abzuhalten, den Gästen beschwerlich zu werden, und der äußere Rund des Platzes, so wie alle in demselben zusammentreffende Alleen gewährten, im Scheine der Lampen, den Anblick der buntesten, bewegtesten Menge. Während aber alle Augen sich den Tänzen zuwendeten, ward ich plötzlich ein paar hohe dunkele Gestalten gewahr, welche, nicht dreißig Schritte von mir, einen Gang mit vorsichtiger Eile durchkreuzten. Sie trugen jene kurzen braunen Kittel mit über den Kopf gezogenen Kaputzen, welche in Italien stets für

sehr verdächtige Verhüllungen gehalten werden, und gehörten augenscheinlich nicht zu Denjenigen, welche nur harmlose Neugierde hiehergeführt hatte. Ich eilte ihnen in der Richtung zu folgen, welche ich sie einschlagen gesehen, sie schienen aber in die Erde gesunken zu sein. Ich machte sorgfältig einen Gang durch den Garten, bemerkte aber nichts Verdächtiges. Kaum war ich aber nach dem großen Bosket zurückgekehrt, als mein Blick auf zwei ganz gleiche Gestalten fiel, welche, halb von einem Baume verdeckt, mir gegenüber standen. Sie waren aber, ich weiß nicht, wie verschwunden, als ich sie ins Auge fassen wollte. Jetzt wurden ernstliche Besorgnisse in mir rege, aber ich wollte nicht zu früh störenden Lärm erheben, sondern eilte Battista aufzusuchen, um erst in Gemeinschaft mit ihm die Wahrscheinlichkeit einer Gefahr zu prüfen, indeß, — der junge Mensch war nirgend zu finden. Athemlos kam ich in das Bosket zurück, nicht wohl wissend, was ich beginnen solle. Hier zeigte eben ein Maskentanz die Lustbarkeit spanischer Landleute, die bald darauf von Corsaren aus der Barbarei überfallen werden. Die Feinde mußten jedoch ihrerseits dem Reitze der Frauen, und der Zierlichkeit ihres Betragens huldigen, sich mit Blumen fesseln lassen, und in die allgemeine Freude mit einstimmen. Diese reitzende Scene schien das Signal zu einer ähnlichen, aber im Ernste gemeinten, abgeben zu sollen, denn kaum

war sie beendigt, als sich von den Zuschauern, die am entferntesten vom Schauplatze in einem Hauptgange standen, das Geschrei: „Räuber, Räuber!!“ und — „heilige Madonna, beschütze uns,“ vernehmen ließ. Diesem folgte ein allgemeiner Aufruhr. Die Menge wiederholte jammernd den entsetzlichen Ruf, und stob aus einander wie eine Schaar zersprengter Vögel, um sich in dem Dickicht der Partien unter Gesträuchen und hohen Pflanzen zu bergen, oder wohl gar die Bäume zu besteigen. Die Gäste im Bosket blieben einen Augenblick in der Erstarrung, welche einem sehr überraschenden Ereignisse gewöhnlich beigegeben ist, dann wurde bei den Muthigen die Frage laut, woher der Lärm komme? und ob er nicht ein blinder sei? Bei den Furchtsamen zeigten sich die Angst und die Zurüstungen zur Flucht in mancherlei Gestalten, während der Markese, ich, und noch einige rüstige junge Leute uns bewaffneten, und mit einem Gefolge von Bedienten, welche den Befehlen des Gebieters schüchtern und unfreiwillig folgten, der Gegend zueilten, woher die Ankündigung der nahen Gefahr gekommen war. Wir hatten jedoch nur wenige Schritte gemacht, als wir im Scheine der Lampen, der mehr zu blenden als zu leuchten pflegt, einen Kneul von dunkeln Gestalten heranwogen, und Gewehre blitzen sahen. Wir konnten nicht berechnen, inwiefern der Feind uns überlegen sei, hofften auf Unterstützung von den

übrigen Gästen, die wenigstens durch Masse imponiren mochten, und warfen uns daher den Anrückenden mit gezogenen Klingen entgegen. Ein donnernder Ruf: „Zurück!" schreckte uns noch nicht ab, drei oder vier Schüsse aber, deren Kugeln vernehmlich über unseren Häuptern pfiffen, belehrten uns von der Uebermacht, besonders da wir nicht mit Schießgewehren versehen waren. Der Markese, dessen muthige Besonnenheit alles Lob verdiente, befahl nun selbst den Rückzug, um das Bosket wieder zu gewinnen, dessen Eingang nach Möglichkeit zu vertheidigen, bis der wehrlose Theil der Gesellschaft in Sicherheit gebracht, und wir mit Pistolen, Flinten und Büchsen, deren es genug in der Villa gab, ausgerüstet werden konnten. Wir bewegten uns also, oder besser gesagt, die Räuber drängten uns zurück, denn sie kamen uns so nah auf den Leib, daß wir uns das Weiße im Auge sahen. Im Bosket empfing uns Geschrei des Entsetzens, Jammer der Verzweiflung, und ein Blick belehrte uns von der völligen Hoffnungslosigkeit unserer Lage, denn alle Zugänge waren von Räubern, die von den übrigen Seiten herbeigekommen waren, bereits besetzt, und die ganze Scene der Verwirrung umgab ein Kranz von jenen dunkeln Kapuzengestalten, die mir schon zuvor einzeln erschienen waren, die Gewehre sämmtlich im Anschlage. Im Augenblicke wogte auch die Schaar heran, die uns bedrängt hatte,

und schloß den furchtbaren Ring, der uns in peinlicher Erwartung gebannt hielt. Die Anzahl, und vornehmlich die Streitbarkeit unserer Gegner ließen jeden Versuch eines Widerstandes chimärisch erscheinen, und die Muthigsten mußten einsehen, daß besonnene Ruhe die einzige Stimmung sei, in welcher die Dinge, welche bevorstanden, zu erwarten seien. Es war todtenstill geworden, man hörte nichts, als schwere Athemzüge aus so mancher gepreßten Brust. Ich fühlte mich am leichtesten, denn ich hatte wenig zu verlieren, und war der Unbedeutendste der Gesellschaft, deshalb konnte ich Betrachtungen anstellen, und flüsterte ziemlich vernehmbar einem Nebenstehenden zu: „Um was das Alles?"

„Um andere zehntausend Scudi, drei Paoli, fünfundzwanzig Bajocchi, die ich wohl wieder allein werde bezahlen sollen:" ächzte eine Stimme unter dem mit einem Tischtuche verhängten Büffet. Es war die des Herzogs, welcher sich dort verkrochen. Der Markese fuhr im nämlichen Augenblicke auf mich zu, und fragte: „um Gottes willen, wo ist Annunziata? — ich sehe sie nicht."

„Dort in der Mitte" — antwortete ich, und deutete eine Stelle an, auf welcher ich sie noch vor einem Augenblicke gesehen, aber nun war der Sessel leer, und das Fräulein nirgend mehr zu entdecken.

Im nämlichen Augenblicke ward der Ruf „Cesarone! Cesarone!" vernommen, welchen die Räuber,

die sich bisher schweigend verhalten, mit Jubelgeschrei begleiteten. Der Markese neben mir bebte zusammen, und lehnte sich an das Büffet, unter welchem die Seufzer des Herzogs nun deutlicher ertönten. Zugleich hörte man eine Stimme, die draußen laut und gebieterisch einige Befehle gab, während der Eingang frei wurde und bei dem wiederholten Geschrei „Cesarone! Cesarone!“ dieser berühmte gefürchtete Banditenhauptmann in den Kreis trat. Er war zwar als Räuber, aber bunt, reich, und prächtig gekleidet. Flimmernde Kleinode aller Art hingen von seinem bloßen Halse auf die halb offene Brust. Kostbare Pistolen und Dolche erschienen in seinem Gürtel. Sein Gang war majestätisch, sein Anstand stolz, sicher und frei. Er schritt in die Mitte, blieb stehen und ließ wilde triumphirende Blicke im Kreise umherfliegen, während er sich auf den Trombon stützte, mit welchem er bewaffnet war. Als ich ihn ins Auge faßte, glaubte ich, mir selbst nicht trauen zu dürfen, denn zu meinem höchsten Erstaunen erkannte ich unseren Battista. — Ja, er war's, — und dennoch hätte man ihn in dieser Gestalt für seinen ältern, ihm durchaus in den Zügen, aber nicht im Gemüthe und Betragen gleichenden Bruder halten mögen. Ich greife vor, wenn ich sage, daß der schlaue Abentheurer Monate lang die Rolle des harmlosen kindlichen unerfahrenen Jünglings mit solcher vollendeten Geschicklichkeit ge-

spielt, daß er selbst die geübtesten Menschenbeobachter täuschen können. Jetzt zeigte der erste Blick eine heroische Wildheit, eine trotzige Kühnheit, und einen gewaltigen unbeugsamen Stolz. Ich konnte mich bei dem Allen nicht vor ihm fürchten, und dann um so weniger, als er endlich sogar mir einen Blick widmete, den ein zutrauliches Lächeln, das aber wie ein Blitz vorüberging, begleitete. Auf alle Uebrigen wirkte der Strahl seines Auges, wie der des Basilisks, vornehmlich auf den Markese.

Cesarone heftete eine Weile auf ihn eine stumme, durchbohrende Aufmerksamkeit, dann trat er auf ihn zu mit der Frage:

„Kennen Sie mich, Raspinella?"

„Sie sind Cesarone, wie ich höre:" — antwortete dieser kleinlaut.

„Wer ist Cesarone? — Ahnen Sie nichts?"

„Nein."

„So lernen Sie ihn kennen. Hier ist das Bild meiner Mutter."

Er reichte dem Erblaßten ein kleines Miniaturbild in einer Kapsel. Der Markese richtete den Blick darauf, erbebte, und barg sein Gesicht in den Händen.

„Wie, Herr Markese," fuhr der Räuber fort, „Sie entfärben sich, Sie bedecken Ihr Antlitz? Doch nicht in Folge dieser Entdeckung, denn ich meine, Sie

haben schon mehr als ein Kennzeichen empfangen, welches Ihnen über die Persönlichkeit Ihres Feindes Gewißheit geben mußte. Jetzt sind Sie in meiner Gewalt, und ich befehle Ihnen Offenheit. — Kameraden, haltet Eure Gewehre in Bereitschaft für den Fall, daß Eccellenza meiner Aufforderung nicht Folge leisten möchte. — (Man hörte im Kreise das Knacken vom Spannen der Hähne.) — Stellen Sie mich Ihren Gästen vor, Raspinella."

Der Markese nahm die Hand des Räubers, führte ihn einige Schritte vorwärts, und sagte mit zitternder, aber lauter Stimme:

„Graf Cäsar Roccamarina, — mein Neffe, — Sohn meiner Schwester."

Es herrschte sichtbare Erschütterung und Ueberraschung in der Versammlung. Cesarone winkte mit dem Schnupftuche und rief zu den Seinen: „Hahn in Ruhe!" Dann veränderte er plötzlich Ton und Betragen, indem er sich mit der feinsten Geschliffenheit eines vornehmen Weltmannes, den Hut in der Hand, an die Gesellschaft wendete.

„Meine Damen und Herrn, ich bitte jede Besorgnisse schwinden zu lassen. Der furchtbare Cesarone kann Ihnen nicht mehr gefährlich sein, sobald er sich den Vorzug verschafft als Ihresgleichen in Ihren edeln Kreis geführt zu werden. Graf Roccamarina würde eine un=

verzeihliche Unschicklichkeit begehen, wenn er sich nach Diesem vor Ihnen als den Räuberfürsten der Abruzzen darstellen wollte. Hier gestattet ihm seine furchtbare Rolle eine Pause, denn ach! — Cesarone ist nur der Held eines lärmenden Schauspiels. Wenn dessen Aufführung den Boden unseres schönen Vaterlandes entwürdigt, so klagen Sie nicht mich, sondern hier meinen Oheim an, dessen Haß und Verfolgung mir keine Wahl gelassen, als zwischen der Niedrigkeit oder der Gewalt. Man hat mich aber einst Cäsar getauft, und dieser Name duldet seine Träger nicht im Staube, sondern nur im Grabe, oder jenseits des Rubicon. — Daß mein Vater und mein Oheim hier sich haßten, mögen beide dereinst dort verantworten, wie sie können. Daß mein Vater die Schwester seines Feindes aus dem Kloster entführte, ehe sie den Schleier nahm, in welches die Ränke ihres habsüchtigen Bruders sie gezwungen, kann ich nur loben, denn ich wäre ein Thor, wollte ich die Anlässe meines eigenen Daseins verdammen. Daß mein Vater, nachdem er zum Besitze meiner Mutter durch die Macht der Kirche und des Staates gelangt war, ihr Vermögen in Anspruch nahm und erhielt, ist ein Beweis, daß es damals Gerechtigkeit in Neapel gab. Daß mein Vater alles aufbot, um seinen Schwager zu versöhnen, ist mein größter Stolz: daß mein Oheim den Schein der Versöhnung annahm, um hinter

demselben desto sicherer das Geheimniß seiner Verfolgung zu betreiben, mein wüthendster Abscheu. Sie wissen das Schicksal meines Vaters. In jene gefährlichen Plane, die er aus verirrter Vaterlandsliebe hegte, lockte ihn mit heimlicher Hinterlist mein Oheim. Dieser war es aber auch, der ihn angab, und aufs Blutgerüst brachte. Der Besitz der Roccamarina gehörte nun der Krone, das Vermögen meiner vor Gram und Schreck gestorbenen Mutter meinem Oheime. Dem minderjährigen Sohne des unglücklichen Staatsverbrechers blieben noch 10,000 Scudi, 3 Paoli, 5 Bajocchi als spätere Erbschaft von einem Seitenverwandten meiner Mutter. Diese sollten seine Laufbahn begründen. Der Markese Raspinella hatte die Schändlichkeit, sie ihm in einem Processe streitig zu machen, und die bestochenen Richter begingen das Verbrechen, den Markese gewinnen zu lassen. Ich war ohne Unterhalt, 19 Jahre alt, und — hieß Cäsar. — Ich paßte meinem Oheime zur Nacht in seinem Garten, wo er einsam zu wandeln pflegte, auf, und ließ ihm die Wahl zwischen zwei Pistolen, oder der Rückgabe meines kleinen Vermögens. Der Markese war klüger als der Schulknabe, ließ mich festnehmen, und ich war auf dem Wege nach der Galeere, als ich mich freimachte, um den Cäsar in einen Cesarone zu verwandeln. — Jeder, meine Damen und Herrn, hilft sich, wie er kann. Meine 10,000 Scudi habe ich wieder, den übrigen

Mammon des Markese verachte ich, er mag ihn behalten, denn, selbst außer dem Gesetze, verehre ich doch die Form desselben, wo sie nicht blos zum Deckmantel von Schändlichkeiten dient. Meine Mutter hatte ihr Vermögen meinem Oheime abgetreten, als sie ins Kloster ging. Ich will unerörtert lassen, ob diese Abtretung freiwillig geschah, ob sie gültig sein konnte bei den besonderen Umständen. Indessen meine Mutter bereute später, das Kloster verlassen zu haben, und hegte den Glauben, begründet oder nicht, unrechtmäßig wieder in den Besitz ihres Antheils an dem Nachlasse ihrer verstorbenen Eltern gekommen zu sein. Ich will ihren heiligen Schatten nicht beleidigen."

Der Räuber hielt hier ein.

Der Markese kämpfte sichtlich mit einem Uebermaße entgegengesetzter Empfindungen. Endlich rief er wie wahnsinnig: „Wo ist Annunziata?"

„Wo?" sagte Cesarone stolz und kalt, „bei mir, und eher wird die Welt untergehen, als daß sie bei meinem Leben mir entrissen würde. Meinst Du, Raspinella, Roccamarina werde sich und seinen Vater nicht rächen? Aber seine Rache soll nur Dich vernichten, Annunziata ist mir theurer, als meine Seligkeit, jeder Blutstropfen in meinen Adern gehört ihr. Vernimm und verzweifle. Annunziata ist Theilnehmerin dieser Begebenheit, sie willigte in diesen Ueberfall, um sich von mir der entsetzlichen

Nothwendigkeit entreißen zu lassen, ein neues Opfer Deiner Habsucht durch die Vermählung mit einem Strohmanne zu werden.“

Der Herzog nieste unter dem Büffet. Cesarone fuhr fort:

„Annunziata ist bereits auf dem Wege zu den Gegenden, in welchen ich unangefochten gebiete. Wir liebten uns schon als Kinder, aber unsere Neigung entzündete sich unbesiegbar, als ein kühnes und gelungenes Unternehmen uns für einige Zeit wieder vereinigte. Du gabst einst, aufrichtig oder nicht, bei der Versöhnung mit meinem Vater Deine Einwilligung zu unserem, noch in der Kindheit geschlossenen Verlöbnisse. Du weißt, daß schon damals der päpstliche Dispens wegen des verbotenen Verwandtschaftsgrades erworben wurde. Dieser kann nicht zurückgenommen werden, und ist das einzige Eigenthum, das ich aus dem Schiffbruche meines Glückes gerettet. Du darfst also nicht sagen, daß Deine Tochter gegen Deinen Willen handelt, denn Dein damaliger ist der einzige natürliche und gültige. Glaube nicht, daß Deine Enkel die Kinder eines Räubers sein werden. Bald ist das Schauspiel Cesarone ausgespielt, und die Zukunft wird zeigen, ob ich würdig bin, das Blut der Roccamarina in meinen Adern zu tragen. Bemühe Dich nicht, meinen Vorsatz durch Verfolgung zu vereiteln;

sie würde vergeblich sein und morgen ist Annunziata meine Gattin."

Man hörte in diesem Augenblicke in einiger Entfernung einen Schuß.

„Ha, das Signal!" rief der Räuber, „Annunziata befiehlt mir. — Meine Damen und Herren, Graf Cäsar Roccamarina wünscht Ihnen wohl zu leben."

Er verneigte sich mit verbindlichem Anstande, schoß eine seiner Pistolen in die Luft und eilte davon. Die Seinen folgten ihm rasch, aber schweigend.

Was auf diese Scene in der verstörten Gesellschaft folgte, braucht nicht beschrieben zu werden. Der Herzog kroch unter dem Büffet hervor mit tausend abentheuerlichen Verwünschungen des Räubers, und drang in den Markese, alle Macht des Staates aufzubieten, um jenem Annunziaten abzujagen und ihn selbst an den Galgen zu bringen.

Der Markese fuhr auf wie aus einem Starrkrampfe, faßte den Herzog, schüttelte ihn, daß alle seine Glieder knackten, und rief mit fürchterlicher Stimme: „Nein! der ist des Todes, der ihr folgen will. Auch Raspinella will sich rächen. Ich fluche ihr, und er soll sie haben und leben."

Nun sank er aber zusammen, und ein langes hitziges Fieber, das ihn bald nachher ergriff, kündigte sich an.

Wir brachten den unglücklichen, aber leider schuldbeladenen Mann Tages darauf im Zustande völliger Bewußtlosigkeit nach Rom, und wenn auch der Herzog und die meisten seiner bisherigen Freunde ihn verließen, so hielt ich es für meine Pflicht, ihm im Unglücke zur Seite zu bleiben, nachdem ich gute Tage mit ihm genossen. Ein hinzugekommener Umstand bestärkte mich in diesem Entschlusse. Am dritten Tage nach unserer Wiederankunft zu Rom, hatte, in meiner Abwesenheit von Hause, ein unbekannter Mönch ein Billet an mich abgegeben, in dessen Aufschrift Annunziatens Schriftzüge unverkennbar waren. Ich löste in Eile das Siegel und las folgende Worte:

„Richtet mein Betragen nicht lieblos, guter Don Antonio, ich konnte nicht anders. Den Herzog konnte ich unmöglich heirathen, und die schwere Schuld meines Vaters mußte ich meinem Gemahl, so viel ich es im Stande war, vergüten. So schwer der Zorn meines Vaters jetzt auf mir lasten mag, so weiß ich doch, daß eine Zeit der Vergebung kommen wird, und schneller, als Ihr denkt. Verfolgung haben wir nicht zu fürchten, wir sind in völliger Sicherheit. An Euch nur eine Bitte. Verlaßt meinen armen Vater nicht, der jetzt nur zu sehr eines zuverlässigen Freundes bedürfen wird. Es schließt Euch in ihre brünstigsten Gebete Annunziata Roccamarina.“

Der Ort des Aufenthaltes war nicht angegeben.

Der Markese lag länger als drei Wochen fast hoffnungslos, erst dann brach eine gewaltsame Krisis die tödtliche Gewalt seiner Krankheit, und er genas langsam. In dieser Frist hatte ich Muße genug, über die Begebenheiten nachzudenken, welche mir anfangs räthselhaft erscheinen mußten. Der alte Kammerdiener des Markese, der von allen Begebenheiten in der Laufbahn seines Gebieters genaue Kunde, und nicht Anlaß hatte, gegen mich irgend einen Rückhalt zu beobachten, gab mir überall die gehörige Aufklärung. Er bekräftigte die Wahrheit der Beschuldigungen Cesaron'es in allen Stücken. Daß der Markese seinen gefürchteten Neffen, als er in der Rolle Battista's monatelang in seiner Nähe gelebt, nicht erkannt, erschien dem Diener natürlich. Sein Gebieter hatte den jungen Cäsar Roccamarina nur bis zu seinem achten Jahre öfter gesehen, von jener Zeit ab aber niemals mehr, weil damals die Feindschaft mit seinem Vater wieder ausgebrochen war. Der gewaltsame Ueberfall des Oheims, dessen der Neffe gedachte, war in dunkler Nacht erfolgt, als der Markese einsam im Garten seines Schlosses gewandelt. Was er dabei von den Zügen seines Feindes habe möglicher Weise wahrnehmen können, sei so unbestimmt gewesen, und habe um so weniger ein Bild in der Seele des Angegriffenen zurückgelassen, als in jenen Augenblicken seine Seele auf ganz andere Dinge

gerichtet sein mußte, als auf scharfe Beobachtung. Er war nämlich ohne Zweifel in der äußersten Lebensgefahr gewesen, und nur die ihm eigene Geistesgegenwart und das zufällige Hinzukommen einiger Diener, hatte ihn gerettet und den Gegner in seine Hand gegeben, den er gar nicht mehr sehen mögen, sondern den er der nächsten Obrigkeit mit einer Anklage, die er in Eile aufgesetzt, in der nämlichen Nacht überliefert. — Die Kammerfrauen Annunziatens mußten freilich genau wissen, welche Wirklichkeit hinter der Maske Battista's stecke, aber sie waren in dem Complot, und das Rendezvous mit Paulinen, welches ich belauschte, hatte vermuthlich keinen andern Zweck, als im Auftrage ihrer Gebieterinn die Entführung zu verabreden. Auch waren beide Mädchen mit Annunziaten verschwunden. Die beiden Bedienten, welche den Cesarone als Räuber zweimal, bei der Gefangennehmung und Auslieferung des Fräuleins, gesehen, mußten nicht minder mitwissend und bestochen sein, den Feind, welchen sie täglich in der Villa sahen, nicht zu verrathen, denn auch sie waren nach jenem Unglücksabende nirgend mehr anzutreffen. — Was Cesarone gewollt, als er sich mir angeschlossen, ist am leichtesten einzusehen. Er hatte eine Gelegenheit gesucht, möglichst sicher sich Annunziaten wieder nähern zu können, für die er während ihrer Gefangenschaft eine glühende Neigung gefaßt, und welche sie, ohnehin das Abentheuerliche liebend, mit der

Aussicht auf ein gezwungenes, trauriges, ungleiches Ehebündniß, und im Unwillen über das von ihrem Vater seinem Neffen angethane Unrecht, nicht unerwiedert gelassen.

Das Fräulein hatte ihm wahrscheinlich heimlich angedeutet, mich zum Schirme ihres Einverständnisses zu machen, denn sie vertraute mir, wußte, daß unter meinem Schutze Battista in Rom nicht nur ohne in Verdacht gezogen zu werden, verweilen, sondern auch Gelegenheit erlangen könne, im Hause ihres Vaters durch mich Eintritt zu gewinnen. Der Erfolg zeigte, daß sie sich nicht verrechnet.

Was aus Annunziaten und Cesarone geworden, konnte ich fürs Erste nicht erfahren. Die Obrigkeit in Rom verfolgte die Entflohenen erst acht Stunden nach der Entführung, aber ohne auch nur eine Spur von ihnen zu entdecken, bis mehrere Wochen nachher einige großartige, kühne, vollkommen gelungene Gewaltthätigkeiten im Neapolitanischen von dem gegenwärtigen Schauplatze der gefährlichen Wirksamkeit des großen Cäsar, der nun vollends im Munde des Volkes zu einem Helden der ersten Größe erhoben wurde, Zeugniß ablegten. Die Regierung zu Neapel vermochte, bei den eingerissenen politischen Verwirrungen, nicht mehr ihm mit dem erforderlichen Nachdrucke entgegen zu wirken, auch stand er augenscheinlich im Schutze und im Dienste einer heim-

lich wirkenden aber mächtigen Faction, welcher später sogar der Hof durch seine Flucht nach Sicilien Platz machen mußte, und die jedes nachdrückliche Unternehmen wider ihn vereitelte. Er beraubte niemals mehr reisende Privatleute, er plünderte das Eigenthum des Staates, fing Couriere mit wichtigen Briefschaften auf, und daß der Inhalt derselben bald in den französischen Zeitungen bekannt gemacht wurde, bewies klar, welchen Richtungen Cesarone nachstrebe, und welcher Parthei er zum Werkzeuge diene. Ich hatte ihn als Battista liebgewonnen, und ich zürnte dem Markese Raspinella um so mehr, als er fast allein die Schuld trug, wenn eine so glückliche Vereinigung tüchtiger Eigenschaften in eine falsche Bahn, zu einem wahrscheinlich höchst beklagenswerthen Ziele, gedrängt worden, welche dem Vaterlande unter anderen Umständen eben so erheblichen Nutzen hätte bereiten können, als sie ihm jetzt zum Schaden gereichte.

Der Markese mochte etwas Aehnliches fühlen, denn nach seiner Genesung erschien er völlig umgewandelt. War er früher dem Streben nach dem Weltlichen zu sehr hingegeben, so gab er sich nun das Ansehen, es in eben dem Maaße zu verachten. Er schränkte seinen Haushalt ein, verwendete den größten Theil seiner beträchtlichen Einnahmen zu frommen Werken. Sich selbst marterte er mit Bußübungen. Er trat mehreren frommen Brüderschaften bei, welche in Rom bekanntlich ihre Demuth

durch Einsammeln von Almosen, und Begleitung der Leichen bei ihrer Bestattung, in seltsamen Verhüllungen, zur Schau stellen. Von seiner Tochter und seinem Schwiegersohne sprach er ohne Zorn und mit Zerknirschung, als sei ihm sein Familienunglück nur zur Vergeltung seiner schweren Sünden aufgelegt. Er gab sich daher auch keine Mühe, beide zu verfolgen, sondern ließ in allen Kirchen für sie Gebete halten und Messen lesen, welchen er gewöhnlich im Kleide eines Büßers, seufzend und auf den Knieen beiwohnte.

Sein Treiben konnte in meinen Augen ihn nicht würdigen, und so wendete ich mich nach und nach von ihm ab. Der Aufenthalt in Rom war mir ohnehin verleidet, und ich beschloß erst den zahlreichen Bestellungen zu genügen, welche ich übernommen, und dann eine große Reise in die wenig besuchten, aber an landschaftlichen Schönheiten überreichen Gegenden von Calabrien zu machen, von wo ich nach Sicilien und zuletzt nach Griechenland überzuschiffen dachte. Die Ausführung dieses Planes verzögerte sich länger, als ich dachte, denn meine Arbeiten konnte ich so rasch nicht abliefern, und zuletzt verfiel ich in eine Krankheit, so daß ein Jahr verging, ehe ich mich zur Abreise rüsten konnte.

Die letzten Tage in Rom waren zahlreichen Abschiedsbesuchen gewidmet, während ein Freund es übernahm, mir die nöthigen Pässe nach Neapel zu besorgen.

Zu meinen Bekannten in Rom gehörte der Graf S—, ein junger Mann von vornehmer Geburt und liebenswürdigen Eigenschaften, in dessen gastfreundlichem Hause mir stets die zuvorkommendste Aufnahme zu Theil geworden. Dieser ersuchte mich, ein kleines Paket nach Neapel mitzunehmen und an einen gewissen Advokaten abzugeben, dessen Wohnung mir bezeichnet wurde. Eigentlich hätte ich vorsichtig sein und das Ansinnen ablehnen sollen, denn der Graf stand schon zu Rom im Rufe eines Anhängers der französischen Parthei, und es ließ sich daher vermuthen, daß er in Neapel nicht nur bekannt, sondern um so verdächtiger sein werde, als dort die Regierung nicht so sorglos als die römische den drohenden Katastrophen entgegenging. Indeß mein Wunsch, gefällig zu sein, ließ in mir solche Erwägungen nicht aufkommen, und ich übernahm um so bereitwilliger das Paket, als angeblich es nur Familienpapiere enthalten sollte.

Endlich reiste ich mit einem Vetturino, den ich bis Neapel gedungen, ab. Meine Reise durch den Kirchenstaat bot nichts Merkwürdiges dar, aber als ich gegen Mittag des folgenden Tages die Grenze des Königreiches Neapel erreichte, sollten sich die günstigen Aussichten meiner Reise plötzlich ändern. Im Grenzorte fand ich eine außerordentliche Behörde eingesetzt, welche die Pässe der eingehenden Reisenden, und auch ihr Gepäck, sorgfältig untersuchen sollte, um verdächtige Personen entweder so-

fort zurückzusenden, oder, den Umständen gemäß, nach Neapel transportiren zu lassen.

Harmlos betrat ich das Bureau dieser Herren, in welches ich gleich bei meiner Ankunft gewiesen wurde. Ihre Miene und Betragen waren keinesweges ermuthigend, sondern barsch und abstoßend. Sie empfingen meinen Paß wie eine Sache, die man nur in Handschuhen berühren mag, und ich wunderte mich keinesweges, daß der Erste dieses würdigen Kleeblattes an ihm einen Mangel entdeckte, den er für „bedenklich" hielt. Dem Zweiten erschien er als ein „grobes Versehen," welches durch meine genaue Vernehmung näher untersucht werden müsse, und dem Dritten stellte er sich als ein „höchst verdächtiger Umstand" dar, welcher meine Rückweisung nach Rom zur Folge haben müsse. Das Visum des neapolitanischen Gesandten zu Rom war es, welches diese Herren so sehr in Harnisch brachte. Es war nämlich nicht vom Gesandten selbst, sondern vom Legationssecretair unterschrieben, da Sr. Excellenz sich eben auf dem Lande befand, und der flüchtige Subaltern hatte überdies den Stempel der Ambassade so nachlässig aufgedrückt, daß die Wappenzierden von Neapel ganz unkenntlich erschienen, so daß, wenn man einmal dem Argwohne Raum geben wollte, der ganze Vermerk den Anschein einer Fälschung gewinnen konnte. Ich hatte zu Rom mir nicht beikommen lassen, diese Umstände zu be-

achten, und glaubte sie hier zu beseitigen, indem ich offen, und mit der ruhigen Miene der Aufrichtigkeit, das Sachverhältniß darstellte. Zwei der Commissarien fingen an, mir Glauben beizumessen, nur der Dritte wollte sich noch nicht fügen, doch wäre auch er zuletzt gewonnen worden, wenn der Umstand, daß während dieser Verhandlung auch mein Gepäck untersucht wurde, der Sache nicht plötzlich eine für mich höchst nachtheilige Wendung gegeben hätte. Man fand das Paket des Grafen S — an den Advocaten in Neapel, und brachte es den Commissarien. Der Himmel, der schon angefangen hatte sich aufzuhellen, verfinsterte sich aufs Neue. „Wißt Ihr nicht," hieß es, „daß es Privatpersonen verboten ist, sich mit Bestellungen von Briefschaften, offene Empfehlungsadressen ausgenommen, zu befassen, indem die erstern nur durch den Courier befördert werden dürfen?" — „Nein, ich wußte es nicht." — „Kennt Ihr den Advocaten, an welchen die Aufschrift lautet?" — „Ich kenne ihn nicht." — „So wißt Ihr wohl auch nicht, daß er wegen Landesverrätherei bereits verhaftet ist und gefangen sitzt?" — „Davon weiß ich kein Wort." — „Von wem ist Euch dieses Paket anvertraut?" — „Von dem Grafen S — in Rom." —

Das unerwartete Eintreten eines Erdbebens hätte diese Herren nicht mehr in Bewegung setzen können. Sie sprangen von den Stühlen auf, sie sprachen alle zugleich,

sie rannten im Zimmer umher wie Besessene. „Von S—, von dem berüchtigten Jacobiner, von dem Feinde der Ordnung. Das Paket muß eröffnet, der Ueberbringer muß verhaftet werden.“

Ersteres geschah sofort. Die drei Köpfe mit gepuderten großen Perücken blickten alle zugleich in die entfalteten Papiere, und Einer wollte sie immer dem Andern entreißen, und sich allein aneignen. Obgleich die würdigen Beamten laut lasen, so schrien sie doch dermaßen Alle zugleich und durcheinander, daß ich kein Wort vom Inhalte dieser Papiere auffassen konnte, und also noch bis heute in vollkommener Unwissenheit darüber bin, welcher Art die gefährlichen Geheimnisse gewesen, welche man, unbesonnen genug, ohne alle Warnung, und auf meine Gefahr, meiner Sorge anvertraut. Das Resultat der über mich gehaltenen stürmischen Berathung war mir desto verständlicher. Man wollte diese Papiere sofort mit einem dringenden Berichte nach Neapel an den Premierminister Ritter Acton befördern, dessen Entscheidung über meine strafbare Person ich am Orte in einem Kerker abwarten sollte. Man ermangelte hiebei nicht, mir eine sehr deutliche Perspective auf die Galeere, oder wohl gar auf den Galgen zu eröffnen, und meine Kenntnisse der gegenwärtigen Zeitverhältnisse waren ausreichend, um mich einsehen zu lassen, daß nach Umständen, meiner Unschuld ungeachtet, ich keine leere Drohung vernommen.

Was blieb mir indessen übrig, als mich der Nothwendigkeit zu fügen. Man versiegelte meine Effecten, und überlieferte mich den Amtsdienern, um mich in das Gefängniß zu bringen. Durch vieles Bitten erlangte ich nur so viel, in einen leidlichen Arrest geführt zu werden.

So verließ ich denn, in Begleitung zweier Aufseher, als Gefangener den Ort, welchen ich so harmlos und heiter betreten hatte. Als ich hinaus auf die Straße trat, fand ich die ganze Bevölkerung des Städtchens neugierig versammelt. In andern Ländern wird Derjenige, welcher wegen irgend einer Schuld der Obrigkeit anheim gefallen, auf seinem schweren Gange die Zielscheibe des Spottes der schadenfrohen, jauchzenden, rohen Menge. Ganz anders in Italien. Es giebt kein mitleidigeres Volk als das dortige, dabei lebt keins, welches die Freiheit höher schätzte, wenn es darunter auch nur die Möglichkeit versteht, Alles zu thun, was die Laune des Augenblicks eingiebt. Daher sind die Italiener, vorzugsweise die südlichen, auch immer in einer gewissen Abneigung gegen die Gesetze und die Obrigkeit, weil diese ihnen jene Möglichkeit, die sie als ihr vermeintes natürliches Recht in Anspruch nehmen, verschränken, und wenn deshalb der kühne Räuber sich ihnen als ein bewunderter Held darstellt, so ist der Gefangene, welche Schuld ihn auch belastet, der Gegenstand ihrer zärtlichsten Theilnahme. Von hundert Lippen vernahm ich den Ruf: „Ah, poveretto!“ —

Man wurde bald dreister, und ohne daß die Gerichtsdiener es hindern konnten oder wollten, drängten sich alte und junge Weiber in Lumpen gehüllt an mich heran, um mir, obgleich sie mich vor meinem Unglücke angebettelt hatten, Wein und Brod anzubieten, und mir die Taschen voll Feigen und Orangen zu stecken. Während ich mich kaum dieser wohlgemeinten Zudringlichkeit erwehrte, trat ein Mönch an mich heran, dessen Ansehen mir auffiel. Er war groß und kräftig. Sein Gesicht erschien wenig, denn halb verdeckte es die Kapuze und halb ein langer schwarzer Bart. Er ertheilte den Gerichtsdienern den Segen, und forderte sie auf, zurückzutreten, indem er mir Trost im Namen der heiligsten Madonna und des seraphischen heiligen Franziskus von Assisi zusprechen wolle. Er stehe dafür, daß ich nicht entspringen werde. Die gläubigen Diener der Gerechtigkeit küßten ihm die Hände, gehorchten ohne Widerrede, stellten sich aber doch in einiger Entfernung so auf, daß sie mich sofort wieder fassen konnten, falls ich diese gute Gelegenheit zur Flucht benutzen wollen.

Der Mönch nöthigte mich unsanft auf die Knie zu fallen, und fing an, ziemlich laut über meinem Haupte Gebete herzusagen, in welchem er alle Heiligen anrief, und inbrünstige Seufzer ausstieß. Er forderte mich zuletzt auf, ihm zu vertrauen, was meine Seele bei diesem schweren Gange etwa belaste, schlug einen Theil sei-

nes Gewandes über mich, bückte sich zu mir nieder, als wolle er aufmerksam meine leisen Bekenntnisse vernehmen und setzte mich dadurch in eine peinliche Verlegenheit. Wie groß war aber meine Ueberraschung, als er diese Gelegenheit benutzte, um mir folgende Worte zuzuflüstern:

„Seid ohne Furcht, Signor. Diese Commissarien sind Esel und nicht die einzigen hier zu Lande. Laßt Euch Euern Kerker für's Erste gefallen. In der nächsten Nacht sollt Ihr frei sein: — rechnet darauf."

Hierauf erhub er sich, um unter neuen Seufzern laut auszurufen:

„Eure Sünden sind groß, aber die Fürsprache der Heiligen ist um so kräftiger, so daß Ihr Gnade hoffen dürft. Zieht in Frieden."

Damit überlieferte er mich wieder meiner Bewachung und entfernte sich eilig, mich nicht in geringem Erstaunen zurücklassend.

Man hatte mir einen leidlichen Arrest versprochen, und der Saal eines alten, halb verfallenen Pallastes, welcher sogar noch verblichene Spuren ehemaliger Pracht zeigte, bot auch in der That nichts Abschreckendes dar. Der Raum war kühl und luftig. Meiner Lage wurde noch mehr Aussicht auf Erträglichkeit gewährt, indem man mir mein Geld gelassen, und mir zu meinem Unterhalte Alles zu gewähren versprach, was ich bezahlen könne.

Ich verstand den Wink und befahl, guten Wein zu bringen, welchen mit zu genießen ich meine beiden Wächter höflichst einlud. Sie ließen es sich nicht zweimal sagen, und geriethen bald in die beste Laune von der Welt, in welcher sie Alles aufboten, mich mit Höflichkeiten zu überhäufen und zu unterhalten. Der eine dieser Leute verstand sich darauf zu improvisiren, und ermangelte nicht, in klangreichen Ottaven, das Bedauernswerthe meiner Gefangenschaft, sein Mitgefühl und seine guten Hoffnungen, daß Alles zu meiner völligen Zufriedenheit endigen werde, und sollte selbst eine mächtige Fee, Alcinen oder Armiden gleich, sich deshalb bemühen, vorzutragen. Der Andere brachte eine Guitarre herbei, begleitete damit mehrere Gesänge, die er mit guter Stimme vortrug, und bewährte sich als der originellste Possenreißer. Diese Leute belustigten mich, weil sie mich durch ihre Eigenthümlichkeit an die Nähe des herrlichen Neapel erinnerten, denn das Volk dieser Stadt hat einen eigenthümlichen Charakter, der zwar in den untern Klassen mitunter roh, niemals aber gemein ist, und da, wo letztere Eigenschaft in andern Ländern durch die Verhältnisse hervorgebracht wird, und den Beschauer anwidert, scheint unter Neapels Alles verherrlichender Sonne nur das Hochkomische, Bizarre erzeugt werden zu können, das immer belustigt, und der Charakter des Pulcinella, der den Volkscomödien jener lustigen Nation

eigenthümlich ist, guckt unter dem gestickten Kleide des Principe hervor, wie er sich in der Hüllenlosigkeit der Lazzaroni bloßgiebt.

So verging der Abend leidlich genug, und auch die Aussicht auf die Nacht war nicht trostlos, da mein Lager nicht das schlechteste und ich herzlich ermüdet war.

Die mondlose Dunkelheit war kaum allgemein verbreitet, als ich meine Gesellschafter entließ und mich auf das Bette warf, um das unbehagliche Gefühl meiner Lage wenigstens für einige Stunden im Schlafe los zu werden.

Es währte auch nicht lange, bis meinen tiefen Schlummer süße Träume umgaukelten, in welchen, wunderbar genug, mir Annunziatens Bild auf einer sonnigen Höhe, welche mir weite Aussicht darbot, begegnete.

Ich mochte indessen nicht lange geschlafen haben, als ein Lärm auf der Straße mich weckte. Ich hörte Rosseshufe, sah den Wiederschein von Fackeln am Gewölbe meines Gefängnisses erscheinen und verschwinden. Vielerlei Stimmen wurden auf der Straße laut. Kurz, so viel ich aus meiner Abgeschiedenheit wahrnehmen konnte, mußte eine ungewöhnliche Bewegung durch ein außerordentliches Ereigniß am Orte vorgebracht sein. Einige Zeit erschöpfte ich meine Erfindungsgabe in Vermuthungen, endlich erhob ich mich, und versuchte einen

Blick durch das Fenster zu gewinnen, wiewohl solches in ziemlicher Höhe angebracht und meinen Anstrengungen kaum erreichbar war. Nach vieler Mühe entdeckte ich nur, daß in der dunkeln Straße Leute hin und her gingen, und daß Fackeln vor dem gegenüberstehenden Stadthause brannten.

Endlich hörte ich Schritte vor meiner Thüre, das lebhafte Gespräch meiner beiden Wächter, das Drehen der Schlüssel, und sah die Ersteren bei mir mit einer Laterne eintreten.

„Was giebt es?" fragte ich.

„Was es giebt?" hieß es, „eine außerordentliche Begebenheit. Der sehr erhabene Prinzipe Facardini von Neapel, Minister Sr. Majestät, ist vor einer Viertelstunde mit einer Eskorte von Dragonern und in einer überaus prächtigen Equipage mit sechs Pferden angelangt, um die Grenzen zu revidiren. Sr. Excellenz hat die Herrn Commissarien aus dem Bette auf das Stadthaus rufen lassen, um Rechenschaft von ihrem Verfahren zu fordern."

Ein weiteres Verständniß war nicht gleich zu erlangen, da beide Wächter in ihrem Eifer sich immer ins Wort fielen, um es einander in schwülstigen Bildern und Uebertreibungen zuvorzuthun. Mit Mühe erforschte ich endlich so viel, daß meine Gefangennehmung vor dem hohen Fremden — dessen Namen mich an ein

bekanntes französisches Feenmährchen erinnern mußte — zur Sprache gekommen, daß sie höchlich gemißbilligt worden, und daß ich wieder auf das Stadthaus geführt werden solle, und zwar sofort. Gegen Letzteres hatte ich keine Einwendung, und als wir auf die Straße traten, war es schon wieder ziemlich still geworden. Vor dem Stadthause bemerkte ich einige Dragoner, welche ihren Pferden Heu vorlegten, und im Vorsaale wieder andere, welche mit gezogenem Seitengewehr eine Art von Wache bildeten. Im Zimmer hörte ich sehr lebhaftes Gespräch, und ich ward hineingeführt, um eine Scene zu sehen, die von Rembrand nicht herrlicher hätte dargestellt werden können. Ein stattlicher alter Mann, reich gekleidet, Ordenssterne vor der Brust, das goldne Vließ am Halse, saß in der Mitte hinter dem Tische, meinen Paß in den Händen. Die drei Commissarien in den lächerlichsten Nachtanzügen, aber ihre Perücken auf den Köpfen, standen um ihn her. Eine große Lampe von glänzendem Zinn warf ihren vollen Glanz auf die Figur des vornehmen Fremden, und flimmerte an den Stickereien seines Kleides. Im trefflichsten Helldunkel erschienen dagegen die Figuren der drei Andern, und die Eindrücke der Furcht, der Verlegenheit, der Beschämung in ihren durch die eigenthümliche Beleuchtung plastisch gesteigerten Physiognomien, trugen vorzugsweise bei, diese originelle Gruppe höchst malerisch zu machen.

Da das Zimmer sonst ziemlich dunkel und also ganz geeignet war zum Hintergrunde eines solchen Bildes zu dienen, bemerkte man mich nicht gleich, und ich war einige Minuten Augen= und Ohrenzeuge der mich betreffenden Verhandlung.

Der Principe Facardini sprach: „Hienach, werthe Anwesende, werdet Ihr also gütigst meiner Meinung beistimmen, daß Ihr drei Esel seid."

Zwei antworteten: „Erhabenste Eccellenza, vollkommen!" — Der Dritte aber, dem zur anderen Natur geworden zu sein schien, wichtig zu thun, setzte hinzu: „in gewissem Sinne."

Der Principe Facardini sagte hierauf: „Werther Commissarius, ein Esel in gewissem Sinne ist ein Esel mit einem Ohre. Da indessen kein Müller in beiden Königreichen dießseits und jenseits des Pharus ein solches Ungeheuer in seinem Dienste halten würde, so werdet Ihr nicht bestreiten dürfen, daß es überaus respectwidrig sein müßte, solches von Sr. Majestät, unserem erhabensten Gebieter, zu verlangen. Wollet Euch daher, da Eure generische Qualität einmal nicht in Abrede zu stellen gewesen, auch das andere Ohr gefallen lassen, Euch zu einem Esel in jeglichem Sinne bekennend, sofern Ihr nicht vorziehen möchtet, Euch in irgend einer Galeere aufstallen zu lassen, bis Euch das mangelnde Glied gewachsen."

Der zähe Commissarius entgegnete, wiewohl mit sichtlicher Furcht: „Gott ist groß, der König ist mächtig, aber ein Esel bleibt immer ein eigen Ding, mit Respect zu sagen."

Der Principe antwortete: „Trefflicher Commissarius, Euer Scharfsinn ist für ein Thier Eurer Art bewunderungswürdig. Indeß ist Reisender daran Schuld, daß mein lieber Vetter, der Gesandte des Königs zu Rom, aufs Land fährt?"

„Nicht daß ich wüßte."

„So kann Reisender auch nicht dafür verantwortlich sein, daß nur der Ambassadesecretair seinen Paß visirt. — Zugegeben?"

„Zugegeben, Eccellenza."

„Ferner: ist Reisender daran Schuld, daß der Ambassadesecretair ein verliebter Spatz ist?"

„Nein, Eccellenza."

„So kann Reisender auch nicht dafür, daß jener Beamte beim Visiren des Passes an sein Mädchen dachte, und dabei unterließ, den Wappenstempel mit zureichender Schwärze zu versehen. — Zugegeben?"

„Zugegeben, Eccellenza."

„Wenn Ihr also, höchst weiser Commissarius, deshalb Reisenden nicht nur aufgehalten, sondern sogar ins Gefängniß gesetzt, und den ganz Unschuldigen mit entehrenden Strafen bedroht, so wird feststehen müssen, daß

Ihr nicht blos in gewissem Sinne, sondern durch und durch des Vorzuges theilhaft geworden, ein Esel zu sein. — Zugegeben?"

„Zugegeben, Eccellenza, mit Vorbehalt etwaniger —"

„Prügel oder Disteln, schätzbarster Commissarius, je nachdem einer aus Eurer, oder der Eselstreiberfamilie, den Befehl an der Ruderbank führt, der man Euch verpflichten möchte. — Man führe Reisenden vor."

In diesem Momente wurde ich selbst ein Mitglied der Gruppe, deren pitoreske Wirkung ich bisher als bloßer Beschauer genoß. Der Principe fragte mich:

„Kennt Ihr mich, Signor?"

Der Ton der Frage war so schelmisch, daß ich, besonders nach dem scurrilen Gespräch, das ich eben vernommen, unmöglich mir versagen konnte, in den angeklungenen Ton ebenfalls einzustimmen. Ich antwortete:

„Gnädigster Herr, Dero erhabner Namen erinnert mich nur an die vier Facardine, welche ich, in Gesellschaft des goldenen Widders in den Feenmährchen des Grafen Hamilton angetroffen. Ich weiß nicht, ob Eccellenza zu jenen Vieren gehören, oder ein Fünfter des Namens sind."

Der Principe belehrte mich:

„Werther Signor, jene vier Facardine sind meine Vettern, und also bin ich ein Fünfter. Es ist mir un-

gemein schmeichelhaft, daß Ihr mit meiner Familie so wohl bekannt seid, und was den goldnen Widder anbetrifft, so seht Ihr, daß ich ihn auf der Brust trage, die Sache ist also von diesen Seiten richtig. Ihr werdet Euch aber auch jenes dritten der Feenmährchen des Grafen Hamilton, der anmuthigen Fleur d'epine, erinnern und daraus abnehmen, daß ich nöthigenfalls auch mit Dornen versehen, mithin zu menagiren bin."

„Gnädigster Herr, ich bescheide mich."

„Seid Ihr der Künstler, welcher das bewundrungswürdige Bild der Rhea Silvia gemalt?"

„Ja, gnädigster Herr."

„So umarmt mich, denn ich widme diesem Bilde, welches ich zu Rom gesehen, ein ganz besonderes Entzücken."

Während nun der Principe mich auf sehr ceremoniöse Weise dergestalt an seine Brust drückte, daß mir der Rücken knackte, flüsterten die verdutzten Commissarien: „Er hat ihn umarmt. Heiliger Januaris, bitte für uns."

„Vergebt," fuhr die Eccellenza fort, „die Ungelegenheiten, welche man Euch aus Kurzsichtigkeit und ungeschicktem Diensteifer bereitet hat. Ihr sollt sofort ohne fernere Weiterungen Eure Reise fortsetzen. — Visirt jetzt den Paß dieses Herrn, schätzbare Commissarien, ich befehle es Euch im Namen des Königes. Aber macht es

ordentlich und verfallt nicht selbst in die Mängel, welche Ihr rügen wolltet."

Die drei Beamten gehorchten unverzüglich, und der Paß war mit dem gehörigen Vermerke versehen in meiner Tasche. Dann wurden meine Sachen herbeigebracht, und ich hatte Muth genug mich zu erkundigen, was aus dem Pakete des Grafen S — geworden?

„Ein Häufchen Asche ist daraus geworden," sagte der Principe. „Ihr seid nicht gescheut gewesen, Euch mit solchem Zeuge zu befassen, und Euer Graf hätte besser gethan, seiner Signora Vittoria die Haare zu kräuseln, als solchen Unsinn zu treiben und sich um ungelegte Eier zu bekümmern. Ihr seht, daß ich unterrichtet bin."

Graf S — schmachtete wirklich in den Fesseln eines Frauenzimmers von nicht preiswürdigem Rufe, die solchen Namen führte, ihn große Summen kostete, und deren herrliche schwarze Haare mit besonderem Wohlbehagen alltäglich zu ordnen ihm von der scandalösen Chronik zu Rom in der That nachgesagt wurde.

Der Principe fuhr fort: „Es gehören andere Leute dazu, als dieser armselige Graf, um bei uns das Untere nach Oben zu kehren. Solche Streiche von Zwergen verachten wir zu sehr, um davon Kenntniß zu nehmen, und daß Ihr von dem abgeschmackten Inhalte dieser Papiere nichts gewußt, geht aus Euerm Geständnisse hervor, für

dessen Wahrhaftigkeit ich mich verbürge. — Reiset mit Gott."

Zur Reise gehörte indessen ein Fuhrwerk, und mein Vetturino hatte sich längst vorsichtig aus dem Staube gemacht.

„Es thut nichts," äußerte der Principe. „Fürs erste biete ich Euch einen Platz in meiner Carosse an, denn wir reisen mehrere Meilen eine Straße. Ich werde Euch an einem Orte absetzen, wo es Euch leicht werden soll, eine Reisegelegenheit nach Neapel zu finden. Indeß, wir müssen unverzüglich aufbrechen. — Vorgefahren. — Giuseppe, Nicolo, Giovanni, bringt das Felleisen des Signor auf dem Wagen unter."

Diese Befehle an drei Diener gerichtet, welche im Vorsaale warteten, machten uns in wenig Minuten flott, und während die Commissarien uns mit den albernsten Complimenten an den Wagenschlag begleiteten, saßen die Dragoner auf, und wir rollten davon, ehe ich recht wußte, wie mir geschah.

Ich befand mich sehr bequem in der einen Ecke der Kutsche, während die Eccellenza in der andern sofort in einen so tiefen Schlaf verfiel, daß ich Hochdieselbe schnarchen hörte, wie eine verdorbene Orgel. Erblicken von ihr konnte ich nichts, denn es war stockfinster und man hatte keine Laterne am Wagen. Nichtsdestoweniger wur-

den wir pfeilgeschwinde fortgezogen, und ich begreife noch heute nicht, wie wir davon gekommen, ohne umzuwerfen, und Hals und Bein zu brechen. Nach etwa einer Stunde ging der Mond auf, und ich konnte aus dem Wagenfenster um mich schauen. Ich bemerkte, daß wir zwischen hohen Bäumen eine ebene Straße fuhren. Bald hörte ich in geringer Entfernung das Gebell von Hunden, und es währte nicht lange, als wir durch ein großes Thor fuhren, worauf wir zwischen zwei hohen Mauern uns hinbewegten. Bekanntlich sind die Zugänge zu den großen Landgütern im Neapolitanischen und in Sicilien auf diese Weise eingerichtet, und es währte auch nicht lange, als wir in das zweite Thor gelangten, durch welches man zu dem Wirthschaftshofe kommt, dem das Schloß des Besitzers gewöhnlich zum Hintergrunde dient. Die Anordnung der Gebäude war hier die gewöhnliche. Das Schloß war groß und stattlich, es war jedoch in keinem Fenster ein Licht zu sehen. Auch hielt die Carosse nicht vor der großen Treppe, sondern vor einem an der Seite angebrachten gewölbten und offenen Durchgange zum Garten, aus welchem zwei einfach gekleidete Leute traten und uns schweigend empfingen. Der Principe nöthigte mich auszusteigen, führte mich in den Garten, und während er mit mir zwischen den Blumenrabatten wandelte, in deren Mitte ein großer Springbrunnen aus Seepferden und Del-

phinen von weißem Marmor reichliche Wasserstrahlen plätschernd, versendete, sprach er wie folgt:

„Mein Herr, Ihr habt Vernunft genug, die Sachen nicht nach dem Scheine zu richten. Die ganze Ausrüstung des Principe Facardini wird hier in diesem Schlosse eines abwesenden, aber mir befreundeten Besitzers zurückbleiben, und ich selbst werde Euch hier verlassen. Meine Begleiter sollt Ihr in einer halben Stunde in einer anderen Gestalt wiedersehen, und sie sollen Euch an einen Ort führen, wo Ihr zu Eurer eigenen Sicherheit einige Tage verweilen müßt und gewiß gern verweilen werdet. Dieser Ort wird abwärts von der Straße liegen, aber nicht so sehr, um Euch weit von Euerm Reiseziel zu entfernen. Etwas Bereitwilligkeit haben wir wohl billiger Weise von Euch in Anspruch zu nehmen, da Ihr ohne uns Euch wahrscheinlich noch lange in jener unbehaglichen und gefährlichen Lage befunden haben dürftet, denn Eure Sachen standen übel."

Mit diesen Worten verließ mich der Räthselhafte, indem er mir winkte auf einer Marmorbank Platz zu nehmen, welche in dem Schatten einer Gruppe von hohen und schönen Lorbeerbäumen stand, und ich sah ihn zwischen den hohen und dunkeln Wänden von beschnittenem Taxus verschwinden. So befand ich mich denn also in der Lage der Helden in den Tragödien, welche Lücken in der Handlung mit Selbstgesprächen ausfüllen müssen,

wozu die Scenerie umher durch allerhand Effecte der Decorationsmalerei und Beleuchtung das Ihrige beitragen muß, damit die Langeweile solche dramatische Wüstenflecke nicht überwachse. Der weite, stattliche, im französischen Geschmacke angelegte Garten, mit seinen vornehmen Terrassen, Balustraden, Springbrunnen und Statuen, im Mondscheine, vor einem großartigen Pallaste, war als Scene nicht besser zu wünschen. Die tiefe Stille, welche nur bisweilen das Geschrei von Eulen, die sich in einer großen alten Pinie niedergelassen hatten, unterbrach, erhöhte das Feierliche der Situation, und mein ganzes Abentheuer, vornehmlich aber der Principe Facardini selbst, gaben reichlichen Stoff zu einem Monologe von wenigstens zwei Seiten, welchen ich mit gehörigem Anstande einem lauschenden Parterre laut hätte vortragen können, wie ich jetzt seinen Stoff schweigend in meinem Innern verarbeitete. Wie ich mich aber auch bemühte, das Räthsel zu lösen, so konnte ich doch nicht damit zu Stande kommen, obgleich ich keine der zunächst liegenden Combinationen übersah. Daß dieser angebliche Principe nur eine List gespielt, um mich zu befreien, daß er nicht wirklich sei, wofür er sich ausgegeben, hatte er beim Abschiede ja so gut als eingestanden. Mit welcher Person in der Wirklichkeit hatte ich aber zu thun? So viel stand bei mir als unumstößliche Ueberzeugung fest, daß ich diesen Mann sonst noch niemals gesehen.

Er war wenigstens ein Sechziger, wenn auch kräftig und würdevoll. Die Nachahmung des Alters, so geschickt sie auch durchgeführt werden möchte, war, nach meinen bisherigen Erfahrungen, immer mehr oder minder Caricatur, welche durch die Lücken der Uebertreibung, wenigstens für Augenblicke, die maskirte Wahrheit durchblicken ließ. So spaßhaft und sonderbar dieser Principe aber auch mit jenen Commissarien verfahren, so waren seine Manieren dabei, sein Vortrag, doch durchaus die eines Greises, dessen Humor sogar das Gepräge der Gemessenheit und Bequemlichkeit tragen muß. Eben so war mir auch seine Stimme ganz fremd. So geschickt mancher Schauspieler es verstehen mag, seine Sprache zu verändern, immer merkt man dabei eine gewisse Anstrengung, immer klingt es, als rede ein fremdes Organ mit geliehenen Lippen, und gewöhnlich muß der Schein einer Unbehülflichkeit der Sprachwerkzeuge, Schnarren, Lispeln, Anstoßen mit der Zunge u. s. w., die Täuschung vollenden. Die Sprache dieses Mannes war aber ein wohlklingender, sich immer gleichbleibender, leicht hinströmender Fluß, der durch keine hervortretende Eigenthümlichkeit auffiel, und, wie mir es schien, unmöglich verstellt sein konnte. — Nach etwa einer Stunde ergriff mich die Handlung des Drama's, welches ich aufführen half, von neuem, indem eine Gruppe von Gestalten, wieder in dunkeln Mänteln und Kaputzen, wie sie dort aber

auch die Landleute und vorzugsweise die Schiffer tragen, sich um mich versammelte und mich aufforderte zu folgen. Das innere Thor, der Aufgang zwischen beiden Feldmauern, war bald durchschritten, und am äußeren Portale fanden wir vier oder fünf Maulthiere nebst ihren Treibern. Eines der Thiere war ohne Gepäck und mit einem Reitsattel zu meinem eigenen Gebrauche versehen, welches ich bestieg, um meine Reise in der mir bezeichneten Richtung anzutreten.

Die Leute, welche mich umgaben, achteten wenig auf meine Fragen, sondern antworteten nur mit Ja oder Nein. Sie wurden nicht gesprächiger, als ich die große Straße verlassen, und mich auf ihr Geheiß den Gebirgen zuwenden mußte, welche in ziemlicher Nähe in hohen, dunkeln, scharf gezeichneten Massen sich in den klaren tiefblauen Nachthimmel erhoben. Wir betraten hiernächst ziemlich unwegsame dunkele Schluchten, in welchen der Mond uns bald durch hohe Gipfel, bald durch dichte Bäume entzogen wurde. Das ganze Abentheuer wurde mir so bedenklich, daß ich ernst und nachdrücklich fragte: wohin man mich führe, und was man von mir wolle?

„Seid getrost, Signor," antwortete man mir dießmal freundlich, „wir wollen Euch wohl, und sind für Eure Sicherheit verantwortlich. Vertraut uns sorglos."

Unser Weg ging immer aufwärts, oft steil und beschwerlich. Die Umgebungen wurden, so viel ich in der Dämmerung wahrnehmen konnte, immer großartiger. Der balsamische Hauch der Gebirge wehte mich kühl und erfrischend an, und eine erhöhte Stimmung ergriff mich. Ich empfand die begeisternde Nähe der freien Natur, und mir war, als dürfe kein Gefährliches in dieser Fülle ihrer herrlichen Erscheinungen mir etwas anhaben.

Die Dämmerung wich. Der Morgen flammte am Himmel empor. Eben traten wir aus einem engen Passe auf eine freie Gebirgsebne. Mir verging der Athem vor Bewunderung des erhabensten Schauspiels. Unter meinen Füßen ein bewegtes Nebelmeer, über welches Lichtblitze hinschossen, und das sich im Abglanze des leuchtenden Himmels vergoldete. In einem weiten Halbkreise erschienen vor mir die hohen Gipfel der Apenninen, wie seltsam gezackte, durch Zauber plötzlich versteinte rosige Flammen. Schneeweiße Wölkchen umschwebten sie hie und dort, silbernen Gürteln und Kronen vergleichbar. Alles war Glanz und Herrlichkeit und anbetungswürdige Größe.

Die Sonne zeigte ihren funkelnden Rand am Himmel und erhob sich mehr und mehr. Ihre Strahlen verklärten die Landschaft, und ein Meer von Licht durchwogte unaufhaltsam und prächtig diesen Schauplatz der

Wunder. Meine Begleiter fielen auf die Knie und beteten inbrünstig vor einer halb verfallenen Capelle mit einem Madonnenbilde. Die Nebel in der Tiefe verzogen sich, und es offenbarte sich ein unabsehbares, von vielen Gewässern durchschlängeltes, mit Dörfern, Städten, Saaten, Hainen bedecktes, im weißen Schimmer des Thaues funkelndes Gefilde meinen trunkenen Blicken. Aber vor mir enthüllten sich mehr und mehr die riesigen, wunderbaren Zinken und Hörner der Gebirgswelt, deren äußerste Höhen mit glänzenden Schneelagen bedeckt erschienen. Zunächst umwogte mich eine Fülle von würzigem Gedüft, welches den üppig wuchernden Bergkräutern entströmte, die den Boden bedeckten.

So begeistert ich aber auch diese Eindrücke in mir aufnahm, meine Begleiter wurden darum doch nicht von mir unbeachtet gelassen. Jetzt war keine Dunkelheit mehr einer genauen Forschung hinderlich, und ein einziger Blick mußte mich belehren, wie ich mich in Gesellschaft von Räubern befinde. Es ging wie ein Blitz durch meine Seele, daß es doch wohl Cesarone sei, dem ich meine Rettung verdanke, und daß meinetwegen der kühnste und geschickteste aller Gaunerstreiche gespielt worden. Ohne Verzug fragte ich den Anführer meiner Escorte, ob ich noch heute Cesarone sehen werde?

„Zweifelt nicht daran, daß er seinen Gast bald em=

pfangen wird," ward mir zur Antwort, „er ist uns nur vorausgeeilt."

„Vorausgeeilt? — war er denn bei uns?"

„Hat auch Signor den Principe Facardini nicht erkannt?"

„Wie? das war Cesarone?"

„Wer sonst."

„Aber wo sind die Dragoner geblieben?"

„Hier sind sie."

Man deckte das Gepäck der Lastthiere auf, und sie waren mit Kleidungen, Waffen und Ausrüstungen der Königlichen Reiterei befrachtet.

„Diese Lämmerfelle," hieß es, „haben wir längst erbeutet, und wir brauchen sie nach Umständen."

Unterdessen hatte der Eine ein Horn an die Lippen gesetzt, und blies ein melodisches Signal, welches der Wiederhall der Gebirge vielfach zurückgab. In einiger Entfernung erscholl ein zweites, diesem folgte in noch größerer Weite ein drittes, und für einen Augenblick schien die ganze Gegend in einem wohltönenden Gespräche begriffen.

Ein Mann stieg von einer fast senkrechten Gebirgswand leicht wie eine Gemse herab. Ich sah ihm mit

Wunder. Meine Begleiter fielen auf die Knie und beteten inbrünstig vor einer halb verfallenen Capelle mit einem Madonnenbilde. Die Nebel in der Tiefe verzogen sich, und es offenbarte sich ein unabsehbares, von vielen Gewässern durchschlängeltes, mit Dörfern, Städten, Saaten, Hainen bedecktes, im weißen Schimmer des Thaues funkelndes Gefilde meinen trunkenen Blicken. Aber vor mir enthüllten sich mehr und mehr die riesigen, wunderbaren Zinken und Hörner der Gebirgswelt, deren äußerste Höhen mit glänzenden Schneelagen bedeckt erschienen. Zunächst umwogte mich eine Fülle von würzigem Gedüft, welches den üppig wuchernden Bergkräutern entströmte, die den Boden bedeckten.

So begeistert ich aber auch diese Eindrücke in mir aufnahm, meine Begleiter wurden darum doch nicht von mir unbeachtet gelassen. Jetzt war keine Dunkelheit mehr einer genauen Forschung hinderlich, und ein einziger Blick mußte mich belehren, wie ich mich in Gesellschaft von Räubern befinde. Es ging wie ein Blitz durch meine Seele, daß es doch wohl Cesarone sei, dem ich meine Rettung verdanke, und daß meinetwegen der kühnste und geschickteste aller Gaunerstreiche gespielt worden. Ohne Verzug fragte ich den Anführer meiner Escorte, ob ich noch heute Cesarone sehen werde?

„Zweifelt nicht daran, daß er seinen Gast bald em=

pfangen wird," ward mir zur Antwort, „er ist uns nur vorausgeeilt."

„Vorausgeeilt? — war er denn bei uns?"

„Hat auch Signor den Principe Facardini nicht erkannt?"

„Wie? das war Cesarone?"

„Wer sonst."

„Aber wo sind die Dragoner geblieben?"

„Hier sind sie."

Man deckte das Gepäck der Lastthiere auf, und sie waren mit Kleidungen, Waffen und Ausrüstungen der Königlichen Reiterei befrachtet.

„Diese Lämmerfelle," hieß es, „haben wir längst erbeutet, und wir brauchen sie nach Umständen."

Unterdessen hatte der Eine ein Horn an die Lippen gesetzt, und blies ein melodisches Signal, welches der Wiederhall der Gebirge vielfach zurückgab. In einiger Entfernung erscholl ein zweites, diesem folgte in noch größerer Weite ein drittes, und für einen Augenblick schien die ganze Gegend in einem wohltönenden Gespräche begriffen.

Ein Mann stieg von einer fast senkrechten Gebirgswand leicht wie eine Gemse herab. Ich sah ihm mit

Erstaunen zu, denn ich würde diesen Pfad kaum für eine hungrige verlaufene Ziege gangbar gehalten haben.

Es war Cesarone. Er winkte mir mit Tuch und Hut schon aus der Ferne einen Gruß entgegen. In wenigen Minuten stand er vor mir, glühend in Eile und Freude, um mich mit den lebhaftesten Ausrufungen der Freundschaft in die Arme zu schließen.

„Nicht wahr," fragte er, „Ihr hättet nicht erwartet, mich bei dieser Gelegenheit zu sehen. Es ist das Betrübteste unserer Profession, daß man seine Freunde rauben und entführen muß, um sie zu umarmen. Der Principe Facardini, ist er nicht ein Ehrenmann, wenn er die abgetragenen Flittern seiner Theatergarderobe auch nur bei Nacht sehen lassen darf? Aber der Mönch, welcher Euch gestern in Beichte nahm, — hättet Ihr wohl auch in seiner Kutte Euern Freund Battista, oder Cäsar, oder Cesarone, oder Roccamarina vermuthet? — Glücklicher Zufall, der mich in das Städtchen führte, um in jener Verkleidung die Maaßregeln meiner Feinde auszuhorchen, und auf den Courier von Rom nach Neapel zu passen, der in meine Hände fallen muß, wenn er kommt. — Aber Ihr schweigt? Zürnt Ihr mir wegen der langen Täuschung, in welcher ich Euch über meine Person in Rom gehalten habe? — Guter Don Antonio, streitet dieserhalb mit Annunziaten, die mir das Alles vorge-

schrieben. Ich war damals ihr Diener, wie ich es heute bin. Doch nein, Ihr werdet Annunziaten nicht zürnen. Sie ist ein Engel, — wer könnte ihr übelwollen!"

So plauderte der schöne junge Mann in einem Uebermaaße von Lust, und ließ mich nicht zu Worte kommen. In Wahrheit, dieß war nicht der gefürchtete Banditenchef, aber es war auch nicht der naive ländliche Battista, vielmehr erschien mir eine ganz neue, so höchst einnehmende Eigenthümlichkeit, daß ich mir die großen Opfer, welche Annunziata ihrem Geliebten gebracht, um zu seinem Besitze zu gelangen, wohl erklären konnte. Selten hat die Natur einen Sterblichen mit so reichen Gaben begünstigt, und der Bildung durch Verleihung so ausgezeichneter Fähigkeiten vorgearbeitet.

Wir mußten endlich unseren Weg fortsetzen, denn noch waren wir nicht am Ziele.

Ich ließ mein Thier, und wandelte mit Cesarone Arm in Arm dem Zuge voran.

„Aber sagt mir," hub ich endlich an, „wo wollt Ihr mit mir hin? was soll ich bei Euch?"

„Ich führe Euch nach meinem Hause, Ihr sollt uns einige Tage angehören, bis ich Euch durch meine Gönner den sonst bedenklichen Eintritt und ferneren Aufenthalt in der Hauptstadt sichere, denn unsere Herrn Com=

missarien werden bald merken, daß sie betrogen sind. Ihr sollt Annunziaten sehen, die von Eurer Ankunft nichts weiß. Meinen kleinen Sohn sollt Ihr sehen, der erst vier Wochen alt ist. Ach! Ihr sollt mein Glück sehen und Euch daran erfreuen."

„Euer Glück, Roccamarina? Liegt es auf einem Pfade, der am Abgrunde des Verderbens sich hinzieht?"

„Mein Pfad ist nicht der eines gemeinen Räubers. Ich bin Parteigänger einer zukünftigen Macht, die schon Gewalt genug hat, mich zu beschützen und zu sichern. Ich habe mir ein großes Ziel gesetzt. Eine neue Zeit steigt auf. Auch über Italien glüht ein neues Morgenroth empor, und die Siege Frankreichs in der Lombardei bringen es näher und näher. Ich baue an der Säule, die von den ersten Strahlen der neuen Sonne mächtig erklingen soll. Mein Vaterland stieß mich aus, aber ich liebe es darum nicht minder mit der ganzen Kraft meiner Seele, und meinen letzten Blutstropfen würde ich ihm widmen, damit es groß, schön und mächtig werde."

Da die Aeußerungen des kühnen Abentheurers ganz offenbar auf Umwälzung des Bestehenden hindeuteten, so muß ich frei bekennen, daß sie keinesweges nach meinem Sinne waren. Ich liebte nicht die Neuerung, und konnte sie nicht lieben, denn was kann den Künsten, welche Ruhe zu ihrer Entwickelung bedürfen, feindlicher sein, als er-

schütternde Revolutionen, und ich bekämpfte daher seine Absichten und Erwartungen mit allen mir zu Gebote stehenden Gründen. Ich überzeugte ihn jedoch nicht, denn seine Geistesrichtung war in diesem Punkte zu excentrisch, um mit dem gewöhnlichen geregelten Zustande der Dinge im Einklange bleiben zu können.

Während des Gespräches hatten wir eine Kastanienwaldung betreten, welche sich dicht, schattig und kühl über den ganzen Gebirgskamm hinzog. Sie gewährte eigentlich nirgend gebahnte Pfade und alles zeigte den Charakter romantischer Wildheit, welche, besonders im Süden, des Contrastes wegen, so wohl gefällt. Endlich erreichten wir eine höhere freie Gegend, in welcher alle Quellen zu entspringen schienen, die von beiden Seiten des Gebirges sich ergossen, denn mehr als zwanzig kleine Bäche murmelten zwischen Gestein und über höhere Blöcke, rauschende Cascaden bildend, im duftigen Grün der Bergwiesen, die hier aber keine Heerde beweidete, daher. Zerstreute Gruppen gewaltiger immergrüner Eichen gestalteten die Scenerie einer wunderbaren Naturbühne, welcher ein, dem Anscheine nach zerfallenes Gemäuer mit einem großen runden Wachtthurme zum Mittelpunkte diente. Es war ein höchst malerisches Bild lustiger Einsamkeit. Die Aussicht in die Tiefe, über Wälder und Berghänge hinab, in die weiten, blühenden Ebenen,

vom fernen tiefblauen Meere begrenzt, zeigte sich unermeßlich.

Unsere Begleiter blieben zurück. Cesarone führte mich jenem Gemäuer zu. Wir bogen um eine Ecke und gewahrten einen Raum, dem man ohne besondere Mühe in dieser reichen Natur die Gestalt eines Gartens gegeben. In einer Laube von blühendem Flieder, neben welcher eine Quelle aus einem Felsen in ein marmornes Becken sich ergoß, saß — Annunziata, einen wunderschönen kräftigen Knaben in ihren Armen. Paulina und Rosa, ihre Zofen, knieten zu ihren Füßen, und tändelten mit dem Kleinen. Die reizende junge Frau erblickte mich, sprang auf, und eilte mir mit einem Ausruf der Freude entgegen.

Ich komme hier an eine Stelle meiner Erzählung, die sich besser erleben als schildern läßt. Bloße Beschreibungen verfehlen gewöhnlich ihren Zweck. Mehr als diese Beschreibungen würde ich mir nicht gestatten dürfen. Ich müßte Geheimnisse aufdecken, die nicht mir gehören: ich würde Personen compromittiren, die heute noch auf dem Schauplatze handeln, und deren Werkzeug Cesarone war, denn er hatte die Rolle, die er spielte, mir bei seinem ersten Begegnen ganz richtig bezeichnet. Aber auch eines Einverständnisses in der Nähe bedurfte Cesarone, und er mußte es von der höchsten Wirksamkeit in dieser Gegend

besitzen, welche vormals Eigenthum seines Vaters, bei seinem Falle aber confiscirt und der Krone zugefallen war. Alle Landleute des Bezirkes betrachteten den Sturz des Hauses Roccamarina, das ohnehin sehr populär gewesen, als eine grausame Ungerechtigkeit, und hielten es auf Tod und Leben mit dem letzten unglücklichen Sprößlinge eines Geschlechtes, dem sie Jahrhunderte lang Treue und Anhänglichkeit gewidmet, besonders da dieser alle Eigenschaften bethätigte, um herrlich, groß und wunderbar, in den Augen einer leicht erregbaren, aber rohen und unwissenden Menge zu erscheinen. So konnte dieser abgelegene Theil der Gebirge ohne Schwierigkeit der Sammelplatz aller Mißvergnügten und Neuerungssüchtigen werden. —

Cäsar Roccamarina hatte sich in der Ruine seines alten Stammschlosses völlig eingerichtet. Der noch nicht zerfallene Theil des Gebäudes war nach Möglichkeit wohnbar gemacht, und bot die nöthige Bequemlichkeit dar, welche die Hand der Liebe verschönerte, seit Annunziata diesen Wohnsitz theilte. Ein verweichlichtes Weib hätte über hundert kleine Entbehrungen geklagt. Die hochsinnige, dem Abentheuerlichen ergebene Gräfinn Roccamarina fand in ihnen die Würze eines Zustandes, dem nichts abging, was eheliche Zärtlichkeit irgend gewähren kann.

Acht Tage war ich in der Einsamkeit meiner Freunde und ich denke mit einer freudigen Bewegung an jene idyllische Zeit. Die Plane Cesarone's für die Zukunft waren so seltsam, auf eine so abentheuerliche politische Rolle gerichtet, daß man seinem Mangel an Weltkenntniß, und seinem unbegrenzten Ehrgeize nur zuschreiben kann, was jede ruhige Ueberlegung nur für den Traum eines verbrannten Gehirnes halten mußte. Er hat mir über diese Plane kein Stillschweigen auferlegt, es ist ihre Verwirklichung so absolut unmöglich, daß ich nicht Anstand zu nehmen habe, sie der Gesellschaft mitzutheilen. — Er wollte — — —

Es war vom Schicksale dem Herrn P — nicht vergönnt fortzufahren, denn kaum war das letzte Wort über seine Lippen, als draußen in dem schon völlig dunkel gewordenen Garten, ganz nahe unter dem Fenster, ein Büchsenschuß knallte, von dem eine Glasscheibe klirrend und zerschmettert zu Boden fiel. Herr P — hörte die Kugel an sich vorüberpfeifen, und fast in dem nämlichen Augenblick stürzte eine Vase, die am Ende des Saales auf

einer Console stand, von ihr getroffen, zertrümmert auf das Parket.

Die ganze Gesellschaft gerieth in Schrecken und Aufruhr. — „Was ist das?“ zürnte der General und stürzte wüthend durch die Glasthüre in den Garten. Es herrschte draußen dichte Finsterniß, denn der Mond sollte eine Stunde später aufgehen, und — tiefe Stille. Nur das Rauschen der Springbrunnen vernahm man, und das Gebell von Hunden in entfernten Dörfern.

Die Verwirrung, in welche sich nach dieser unerklärlichen Begebenheit die Gesellschaft auflöste, das Geschrei, die Ohnmachten der Damen, das Durcheinanderstürmen der Männer bedarf keiner Beschreibung. Es erschien klar, daß ein Mordanfall auf einen der Gesellschaft berechnet gewesen. Aber dieses unfern der Hauptstadt, in einer sonst sicheren Gegend? — Indeß der Rückblick auf die Gräuel der Revolution, auf die Höllenmaschine, rechtfertigte in den Augen der Versammelten die bänglichsten Vermuthungen und schien alle Kräfte zu lähmen. Umsonst bemühte sich der General zu trösten, zu ermahnen, — umsonst versprach er alle mögliche Nachforschung, alle ersinnlichen Sicherungsmaaßregeln, man hörte ihn nicht, man rief nach den Wagen, und keine Viertelstunde verging, so standen der General und der Maler ganz allein in dem verlassenen Saale sich schweigend gegenüber. —

Der Erste rieb sich die Stirne und sagte ärgerlich: „Das ist ein eben so unerklärlicher als verdrießlicher Handel. Wieder etwas für Fouché, um Argwohn zu säen. — Wem galt das nur? Es war ein guter Schuß, dort liegt die Kugel neben der zertrümmerten Vase. — Am meisten beklage ich, mein Herr, daß sie mitten in Ihrer anziehenden Erzählung unterbrochen sind. Wie viel Vergnügen hätte uns das Ende dieser Begebenheiten gewährt, das gewiß dem unterhaltenden Anfange entsprochen. — In der That, mir konnte nichts Unangenehmeres begegnen. Indeß darf ich mir unterstehen, Ihnen ein Zimmer in meinem Hause für diese Nacht anzubieten?" —

„Sie entschuldigen, mein General," versetzte der Maler, „ich erinnere daran, daß ich um sechs Uhr Morgens in Paris sein muß, um mit der Diligence nach Bayonne abzugehen, und, da es Mitternacht ist, habe ich keine Zeit zu verlieren."

Der General beklagte nochmals mit vieler Urbanität diesen Umstand, und der Wagen des Malers sollte vorfahren. — Er war nicht im Vorhofe. — Der liebenswürdige Wirth erbot sich sofort, seine eigene Equipage zur Verfügung des Gastes zu stellen, dieser aber versicherte, er habe seinem Kutscher befohlen, im Wirthshause am Ende des Parks zu verweilen, und er wolle

sich zu Fuße dorthin begeben, da der Mond eben aufgehe, und es ihm erwünscht sei, sich nach diesem Ergebnisse in der Stille zu sammeln. Vergebens wurde ihm vorgestellt, daß nach dem, was sich begeben, die Sicherheit des Parks fürs erste nicht zu verbürgen sei, er bestand, um nur fortzukommen, auf seinem Entschluß, beurlaubte sich rasch und bestimmt, und nahm sich kaum mehr die Zeit der Einwendung, als der General einen Domestiken zu seiner Begleitung beorderte.

Herr P — trat aus dem erleuchteten Hause in den dunkeln Park, und der aufgehende Mond, der noch tief hinter den Bäumen stand, verbreitete noch nicht Helle genug, um nach solchem Wechsel für das noch ungewöhnte Auge die dichte Finsterniß zu zerstreuen. Der Domestik hinter ihm bedeutete ihn immer gerade aus zu gehen, er befolgte diese Weisung, bis er mit der Nase an eine Taxuswand stieß, welche ihm nur die Wahl ließ, rechts oder links zu gehen. Er wollte den Bedienten befragen, aber als er sich umsah, — war dieser verschwunden.

„Poltron!" eiferte der Maler, denn er setzte voraus, der junge Mensch habe sich aus Furcht entfernt, und schlug aufs Gerathewohl den Pfad r e ch t s ein. Bald gerieth er in ein Wäldchen, das ihm in dieser Dunkelheit fünfmal so groß und zehnmal so undurchdringlich schien, als es wirklich war.

Horch, — was ist das. Ein gellender, ganz eigenthümlicher Pfiff wird vernommen. Ein eigentlicher Diebspfiff. Ein Zweiter antwortete links, ein Dritter rechts. Dem Maler wird nicht wohl zu Muthe, indeß er wandelt vorwärts. Er betritt einen Rasenplatz, welcher ganz frei ist, und eben erhebt sich der Mond über die Wipfel der Akazien. Ein Pfad führt an einer Statue vorüber, welche den Platz verziert. P — nähert sich derselben, „Halt!" donnert es hinter ihr hervor. Der Maler steht gefaßt, und ein großer bärtiger Mann, genau in dem wohlbekannten Costüm und mit der Bewaffnung italienischer Banditen steht ihm gegenüber.

„Was soll das bedeuten?" rief der Maler.

„Was es bedeuten soll?" antwortete ihm die rauhe Stimme des seltsamen Nachtwandlers in neapolitanischem Italienisch, „eine Züchtigung."

Dabei pfiff der Bandit wieder, und der Erstaunte sah sich von drei gleichen Gestalten umgeben.

Er glaubte zu träumen. War er denn nicht in Frankreich? nicht wenige Lieus von Paris? Wie kamen Wegelagerer der Abruzzen auf diesen Schauplatz?

„Giebt man heute hier Maskerade?" fragte er endlich, „so bitte ich, sich zu demaskiren, ich bin genug überrascht."

„Maskerade? — Den Teufel auch. — Wir könnten Lust bekommen, aus purer Fröhlichkeit Euch ein paar Kugeln durchs Hirn zu jagen. — Meint Ihr Cesarone, oder der große Cäsar — denn das ist er noch — sei ein Narr? Meint Ihr, er werde dulden, daß Ihr ihn den Schmarozzern des saubern Generals da drüben, mit dem er ohnehin ernste Rechnung zu halten hat, zur bloßen Kurzweil preisgebt, ihn und seine großen Geheimnisse?"

„Aber was soll das? Herr Cesarone wird doch nicht in Frankreich sein, wird doch nicht gehört haben, was ich drüben im Saale gesprochen?"

„So?" hieß es, „Ihr nehmt also keinen Anstand, die Leute zu verleumden, wenn Ihr Euch in Sicherheit vor ihnen glaubt. Ihr wähntet den großen Cäsar hundert Meilen entfernt, er war aber nicht zehn Schritte von Euch, als Ihr Euch erlaubtet, seine Geheimnisse auszuplaudern. Er hörte Euch, und die Kugel, welche er Euch durchs Fenster schickte, belehrte Euch von den Schrecken seiner Nähe. Er ist kein solcher Fant, als Ihr in Eurer galanten Geschichte, die nüchtern war, wie das warme Wasser, mit welchem man sie hinunterspülte, aus ihm machen wolltet. Wo er ist, gebietet er, in den Abruzzen, oder vor den Barieren von Paris. Er wird Euch zeigen, wie er unberufene Schwätzer zu behandeln pflegt."

Der Maler, der sich vollkommen gesammelt, antwortete: „So führt mich zu ihm, damit ich es erfahre.“

„Gut“, ward zur Antwort, „das ist auch unser Auftrag. Nehmt Euch zusammen, damit Ihr den Muth, den Ihr so eben vorgebt, auch in seiner Gegenwart behauptet.“

Man verband dem Maler die Augen, und führte ihn wie einen Blinden vorwärts. Es ging hin und her, dieß konnte er bemerken, und zwar immer noch auf Gartenpfaden. Endlich schien der Weg uneben zu werden. Sein Fuß stolperte über Holz und Reisig. — „Verdammt,“ sagte sein Führer, „daß der Wald so dunkel ist, man sieht die Hand nicht vor dem Auge.“

Herr P — erinnerte sich eines Waldes, den man aus dem Garten des Generals sehen konnte, und in den er niemals gekommen. Sollte man ihn dahin gebracht haben?

Er gerieth mit dem Fuße zwischen Gestrüppe und zog ihn heraus, indem er den Schuh darin sitzen ließ. — „Mein Schuh!“ rief er.

„Hohl ihn der Teufel,“ brummte der Führer, „wer kann ihn in dieser Dunkelheit zwischen den Brombeersträuchen suchen. Wenn wir nur nicht den Weg nach der Klosterruine verfehlen. Doch nein, — da ist

ja das Kreuz, wo sie vor zwei Jahren den Pächter erschlugen, der mit seiner Erbschaft aus Paris kam."

„Eine angenehme Partie!" seufzte der Maler. „Ich höre, daß ich mich auf klassischem Boden befinde."

Während dem stachen ihn Splitter und Spitzen durch den schwarzseidenen Strumpf in den schuhlosen Fuß.

„Laßt es gut sein", hieß es auf seine Klage, „das verzweifelte Nadelholz nimmt hier ein Ende. Wir sind ohnehin zur Stelle an der verfallenen Treppe, die in den vormaligen Kreuzgang des Klosters führt."

Herr P — wurde eine Treppe heraufgeführt, die ihm eben so verfallen nicht zu sein schien, ob sie gleich eng genug war, denn seine Begleiter schoben ihn vorwärts, und er stieß mit den Ellbogen unaufhörlich an die Mauer.

Endlich brachte man ihn, das merkte er, in ein Gemach, mit den Worten: „hier erwartet den Urtheilsspruch des großen Cäsar!" und zog sich — die zufallende Thür verrieth es — zurück.

Es stand jetzt bei Herrn P —, die Binde von den Augen zu nehmen, indeß eine unwillkührliche Befangenheit hielt ihn einige Augenblicke davon ab.

„Don Antonio!" rief eine weiche innige Stimme neben ihm.

Er riß nun die Binde ab, und eine Dame von herrlicher Gestalt stand vor ihm. Es war — Annunziata, und die Jahre hatten ihr beinahe nichts vom Glanze ihrer Schönheit genommen. — Annunziata. Der Maler befand sich in ihrem Cabinet.

„Gott im Himmel! was sehe ich?“ rief der Ueberraschte.

„Ihre Freundin!“ gab die reizende Frau zur Antwort. „Wie? Sie ahnten wirklich nicht die Nähe Derjenigen, welchen Sie so werth sind? Sie hätten wirklich in meinem Gatten, dem General G—spini, nicht Battista, oder Cesarone, oder Roccamarina erkannt?“

„Madame,“ entgegnete P — mit schelmischem Lächeln, „das ist eine Gewissensfrage, und wenn ich den Muth haben sollte, sie unbedingt zu verneinen, so würde ich zu meiner Entschuldigung einen Zeitraum von mehreren Jahren, und die französische Generalsuniform geltend machen, in welcher am wenigsten ich unseren Cesarone vermuthen durfte.“

„Seine Plane müssen also doch nicht so chimärisch gewesen sein, als gewisse Leute dafür hielten,“ rief der General, indem er lachend aus dem Nebenzimmer eintrat. „Gott sei Dank, es giebt wieder Zeiten, wo der Mann etwas gilt, und der tapfere Krieger Alles. Umarmen Sie mich, mein schelmischer Freund. Entführt

sind Sie einmal, und zwar vom großen Cäsar, der seinen Raub festzuhalten weiß. Acht Tage hält er Sie gefangen. Ihr Platz auf der Diligence ist abbestellt. Nach dieser Frist bringt ein nach Madrid alsdann abgehender Courier Sie schneller zur Stelle, als die Post es vermocht hätte. Man hat Sie mystificirt, und Sie haben es reichlich verdient, warum wollten Sie mich bei unserem ersten Begegnen nicht erkennen und die Zeichen nicht verstehen, die ich, merklich genug, ihnen angedeutet, denn mehr gestattete mir die Gegenwart der Domestiken nicht. Sie sollten überrascht werden, und gingen boshaft nicht nur nicht darauf ein, sondern stellten mich vor meinen Gästen auf die schlüpfrigste, spitzigste aller Proben durch Erzählung meiner Begebenheiten. Hier galt es, die alte Verstellungskunst wieder zu bethätigen, denn Niemand kennt in Frankreich meine frühere Laufbahn als Napoleon und Sie. Aber für den mißlichsten Fall mußte ich mich sichern. Ein leiser Befehl an meinen Kammerdiener bestellte den Ihnen von ehemals wohl noch bekannten Matheo, der mir durch alle Verhältnisse treu und verschwiegen gefolgt ist, mit einer Büchse vor die Glasthüre im Garten. Auf einen Wink, den ich mit meinem Schnupftuche geben wollte, sollte er einen Schuß thun, und Ihre Geschichte da abbrechen, wo sie mich ernstlich zu compromittiren drohte. — Es geschah also. — Aber die Kugel war eine Zugabe des Schurken, der den

Banditen noch immer von Zeit zu Zeit in den Gliedern hat, und der sich nur zu sehr auf sein Zielen verlassen konnte, um gewiß zu sein, nichts sonst zu treffen als jene Vase, die er als weißen Punkt auf der rothseidenen Wand aufs Korn nahm. Das Uebrige war, wofür Sie es, wie ich drei Schritte von Ihnen stehend, im Garten von Ihrem Munde hörte, nahmen, — eine Maskerade. — War sie gut gespielt?" —

„Unvergleichlich, mein General, aber — ich deprecire alle Feinheiten und Absichten, die Sie mir unterzulegen belieben, verharre dabei, daß ich ganz zufällig und harmlos in die Erzählung Ihrer Begebenheiten gerathen bin, ohne zu ahnen, daß der Held meines Berichtes mir zur Seite stehe, und erwähne beiläufig, daß ich meinen Schuh im Walde verloren."

Das Lächeln des Generals, mit welchem er sich abwendete, um die Klingel zu ziehen, verrieth deutlich, wie wenig Glauben er den Betheurungen seines schalkhaften Freundes beimessen mochte. Ein Kammerdiener trat ein, den Schuh in der Hand.

„Wo fandet Ihr den Schuh, Etienne?" fragte der General.

„In der Holzremise, durch welche man Monsieur wieder ins Haus geführt."

„Sie sehen," sagte S—spini, „daß dieses ein Abend der Täuschungen ist. In einer Sache sollen Sie Sich indessen niemals täuschen, — in den Herzen Ihrer Freunde."

Er drückte ihn dabei mit einer Thräne im Auge an die Brust, während Annunziata sie Beide umfaßte.

„Sie sehen," sagte Ch—stian, „daß dieser ein Mensch der Täuschungen ist. In einer Sache sollen Sie sich meinetwegen niemals täuschen! — in den Herzen Ihrer Freunde."

Er drückte ihm dabei mit einer Thräne im Auge die Hand, worauf er Antoinetten ins Zimmer zurückführte.

Der Schleier der Königin.

Novelle.

Wer die anmuthige Gegend des Dorfes L—weiler zwei Meilen von Coblenz auf der Straße nach Luxemburg kennt, wird sich besonders der Partie um die etwa eine Viertelstunde vom Orte gelegene schöne Wassermühle mit Vergnügen erinnern, denn wir kennen kein lieblicheres heimlicheres Landschaftsbild. Im Jahre 1792 war indeß dasselbe noch anziehender. Die Erinnerungen der Vorzeit vereinigten sich damals mit den Reizen der stillen Natur, um diesen anlockenden Winkel auch bedeutend zu machen. Auf dem ansehnlichen Hügel, der sich westwärts etwa tausend Schritte von der Mühle, mit jungem Laubholz bestanden, erhebt, und auf dem heute eine nicht eben malerische Kapelle erscheint, prangte damals eine stattliche Burgruine, welche die mannigfachen Gruppen der Ansicht zusammenzuhalten und zu krönen schien. Aus der Fliederlaube im Garten hatte man den Anblick dieses Ueberbleibsels des Mittelalters, und mochte sich, wenn es im Abendgolde schimmerte, die Mühle rastlos fortklapperte, die Bienen auf dem

Kleeacker dicht dabei summten und die Vögel ihre einfachen Lieder in den alten Nußbäumen sangen, gern in die Vorzeit zurückträumen, da das alte Schloß noch zu etwas Anderem diente, als zum Anregungsmittel sinniger Träumereien.

Jetzt ist die Burg abgetragen, nicht in Folge eines modernen, auf bloße nützliche Verwendung gerichteten Vandalismus, nein, einer tragischen Begebenheit wegen, welche die Aufmerksamkeit vielleicht für einen Augenblick in Anspruch nehmen darf.

Es war an einem schönen Julimorgen jenes Jahres 1792, als der Graf von B.—, Rittmeister in österreichschen Diensten, von Frankfurt a. M. kommend, wo er der römischen Kaiserkrönung des Kaisers Franz beigewohnt, in L—weiler eintraf. Es befand sich daselbst das Hauptquartier des Prinzen von Condé, dessen Emigrantenkorps über Luxemburg nach Longwy und Verdün in Frankreich einzurücken sich anschickte. Der Graf, obgleich in jugendlichem Alter, hatte schon früher die Functionen eines militairischen Geschäftsträgers österreichscher Seits bei den emigrirten französischen Prinzen bekleidet, hatte eine genaue persönliche Kenntniß ihrer Umgebungen, und es paßte daher wohl, daß man ihn in diesem wichtigen Augenblicke ihrem Heerführer beigesellte, um dessen Verbindung mit der kaiserlichen Kriegsmacht zu erhalten. Liebenswürdig,

gebildet, geistreich, hegte der Graf dennoch eine gewisse Abneigung gegen die Emigranten, so nahe ihre gesellschaftliche Bildung der seinigen verwandt war. Seine deutsche Tüchtigkeit hatte einen sentimentalen Anflug, ihre Untüchtigkeit eine rationelle raisonnirende Anmaßung, und dergleichen vertragen sich nicht.

Als er sich bei dem Prinzen von Condé meldete, erfuhr er schon von diesem, wie der Ort mit Militairpersonen aller Art so angefüllt sei, daß er schwerlich auf ein angenehmes Quartier werde rechnen können. Die Ortsbehörde bestätigte dieß nachher, und schlug dem Grafen die Mühle zur Wohnung vor, die keiner der Franzosen habe beziehen wollen, weil sie zu abgelegen sei.

„Desto besser," erwiederte der Graf, — „so bin ich vor ihren Besuchen um so mehr gesichert. Führt mich zur Mühle."

Man beschrieb ihm den Weg, der ohne Führer zu finden ist, und der Graf setzte sich zu Pferde, um, begleitet von dem Kammerdiener und dem Reitknechte, seine vorläufige Einsiedelei aufzusuchen.

Als er die Mühle im Thale von der Anhöhe dicht vor dem Dorfe erblickte, vergnügte ihn ihr Anblick ungemein, und er befahl seinem Reitknechte mit dem Quartierbillet voraus zu eilen, um seine Ankunft anzusagen.

Als er eine Viertelstunde später selbst bei der Mühle anlangte, deren Anblick ihm nachher vor der dichten

Belaubung der Gebüsche, durch welche damals wie noch heute der Pfad sich hinschlängelte, einige Zeit verborgen war, fand er seinen Boten abgesessen vor der verschlossenen Thüre des Wohnhauses, heftig fluchend und lärmend.

„Was giebt es?" — fragte der Graf.

„Ich habe die Thür beinahe eingeschlagen," hieß es. „Niemand hört mich, das ganze Haus scheint ausgestorben."

„Nun, so poche an das Fenster."

„Auch das ist vergeblich gewesen."

„Die Leute werden in der Kirche sein, denn es ist Feiertag, und auch die Mühle ist angehalten. Zu Mittag werden sie nach Hause kommen. Wir warten indeß. Zäumt und sattelt die Pferde ab. Wir werden keine halbe Stunde zu harren brauchen. Die Sonne steht über uns."

Es geschah dem gemäß. Der Graf wandelte müßig um das Haus. Wir wissen nicht, weshalb ein Seitenfenster ihn mehr als die übrigen anzog, so daß ihn die Lust anwandelte, durch dasselbe hineinzusehen. Er stieg dieserhalb auf eine Bank, und drückte sein Gesicht gegen die Scheiben. In einem kleinen Stübchen bemerkte er eine weibliche Gestalt, welche in einem Sessel lehnte, eine Harfe zwischen den Knieen, von welcher die Hände herabgesunken zu sein schienen. Der Wuchs der Ruhen-

den schien trefflich, ihre übrige Erscheinung war auffallend. Sie trug weite türkische Beinkleider von weißem Atlas, ein orientalisches Frauenkleid von rosenfarbenem Sammet, flimmernd gestickt. Ihr Haupt schmückte Turban und Reiherfeder, wiewohl ein reiches Haar in prächtiger Fülle bis fast zu ihren Knieen niederwallte, und den seltsamen Putz wie mit einem dunkeln Mantel umgab. Das Gesicht zeigte sich im Profil. Es war von hoher Schönheit, aber das Auge geschlossen, wie denn überhaupt dieses räthselhafte Wesen regungslos, gleichsam verzaubertem Schlafe hingegeben, in dieser malerischen Stellung festgehalten schien.

Der Graf betrachtete lange mit hoher Verwunderung diese seltsame Erscheinung, und es war ihm nicht deutlich, ob er ein Bild, oder etwas Lebendes vor sich sehe. Dieser Zweifel entschied sich indeß, als nach einiger Zeit die Dame sich regte, und wie aus einer tiefen Betäubung zu erwachen schien. Ihre erste Bewegung war die der Hände, welche die Saiten der Harfe, denen sie entglitten waren, wieder aufsuchten. Ihre Finger spielten Anfangs leise mit unbestimmten Tönen, bis sie sich zur meisterhaften überraschenden Ausführung eines ausgezeichneten Musikstückes bestimmten. Der Graf, selbst Tonkünstler, erkannte bald die unvergleichliche Beschwörung der bösen Geister aus Gluks Armida, und erwartete mit einiger Spannung den Moment, da nach

dem Vorspiele der Gesang der Zauberin einfallen sollte. Er blieb zur rechten Zeit nicht aus, und die Dame begann das:

Esprits de haine et de rage,

Démons obeissez nous,

mit einer Kraft der Stimme, mit einer Anmuth des Vortrages, die bezauberten. Bald aber mischte sich etwas Schauerliches in diese treffliche Leistung. Ein ungeheurer Schmerz schien sich in diesem Gesange auszusprechen. Eine herzzerreißende Wehmuth klagte aus den weichen Tönen, in welchen Armida den bösen Geistern die Annahme reizender Gestalten befiehlt, um Rinald zu verlocken. Obgleich sich die Sängerin nicht vom Sessel erhob, so war sie doch zur Zauberin selbst geworden, und die Erscheinung eines Drachenwagens, um die Königin der Geister durch die Luft zu entführen, würde im ersten Augenblicke den Zuhörer nicht überrascht haben.

Sie endete, erhob sich, um einige Secunden in einer majestätischen Stellung gleichsam drohend emporzublicken, dann sank ihr schönes Haupt, Thränen fielen aus den glühenden Augen, ihre Kniee neigten sich und berührten die Erde; ihre Hände kreuzten sich mit krampfhaftem Drucke auf der Brust, und ihren Lippen entflohen die Worte:

„und dieses arme Herz, bricht es noch immer nicht?"

Hierauf sank sie mit der Stirne auf den Sessel und verharrte in dieser Stellung.

Der Graf, welcher in der seinigen nicht von der Dame bemerkt werden konnte, war höchlich gespannt auf die Lösung dieses anmuthigen und zugleich bemitleidenswerthen Räthsels, und, da er nun das Haus nicht verlassen konnte, eilte er an die Hausthür, um von Neuem anzupochen. Der erwünschte Erfolg blieb dieses Mal nicht aus. Eine melodische Stimme fragte im Innern des Hauses, wer es sei, der Einlaß begehre?

„Ein deutscher Offizier", war die Antwort, „welchem in diesem Hause sein Quartier angewiesen worden."

„Der Herr gedulde sich einen Augenblick", hieß es, „man wird ihm gleich Rede stehen."

Bald darauf öffnete sich das Fenster des vordern Raumes, und ein junges Frauenzimmer erschien an demselben in der gewöhnlichen, wiewohl besonders saubern und zierlichen Tracht der Landmädchen der Provinz. Der Graf hätte an Zauberei glauben mögen, als er die nämliche Schöne erkannte, ohne auch nur die mindeste Spur jenes türkischen Putzes an ihr wahrzunehmen. Wenige Minuten hatten Alles verändert, nur nicht ihre anmuthigen Züge und ihre edle Haltung.

„Sein Sie willkommen, mein Herr," sagte sie. „Die Bewohner des Hauses sind zwar eben nicht einheimisch, und ich bin allein; indeß, wenn ich öffne, glaube ich bei Ihnen nichts zu wagen."

„Fürchten Sie nichts", entgegnete der Gast. „Es ist behaglich unter den Bäumen. Ich will das Haus nicht betreten, bis Ihre Beschützer zurückgekehrt sind. Unterdeß ersuche ich Sie für mich um etwas Brod, Wasser und Wein, für meine Pferde um ein Obdach. Uebrigens bezahle ich meine Bedürfnisse, und werde nur durch den Raum lästig, welchen ich uneingeladen für mich in Anspruch nehmen muß."

Das Mädchen, denn dafür mußte es gehalten werden, verneigte sich mit Anstand und verschwand am Fenster.

Hierauf ward nach kurzer Zeit die Thür eröffnet, sie trat hinaus, eine artige Collation, Wein und Wasser in geschliffenen Flaschen herbeitragend und auf den Tisch vor dem Gaste niedersetzend.

Jetzt erschien ihre Gestalt erst in ganzer Herrlichkeit, und ihr Gang, ihre Haltung zeigten so viel Edles, Würdiges, Vornehmes, daß die Vermuthung, sie habe nicht immer in diesen ländlichen bescheidenen Verhältnissen gelebt, sich aufdrang. Unwillkürlich erhob sich der Graf, und sagte:

„Sie sind ungemein gütig, Mademoiselle. Hätte

ich eine solche Bewohnerin unter diesem Dache vermuthet, ich würde die vielleicht unzeitige Störung vermieden haben."

„Nicht doch, mein Herr," entgegnete sie. „Ich bedarf Ihrer Nachsicht. Sie klopften schon lange, ich hörte es, und konnte Ihnen bei dem besten Willen nicht helfen."

„Nach besserer Bekanntschaft werde ich mir die Freiheit nehmen, nach dem Warum zu fragen."

„Die Antwort wird Ihnen wenig genügen. Es giebt Dinge, für welche die Sprache nicht ausreicht. Nur wenn ich bin, was ich scheine, verfüge ich über mich selbst, und widme meine Theilnahme dem Geschlechte, das jünger ist als ich. Wenn ich indeß scheine, ohne zu sein, muß nothwendig auch meine Fähigkeit aufhören, körperlich auf die Gegenwart einzuwirken."

„Sie treiben Kurzweil mit mir, und geben mir Räthsel auf."

„Kurzweil? — nein, ich weiß, daß sich dieses unendlich lange Leben durch den Witz aller Jahrhunderte nicht um eine Minute abkürzen läßt. Der Faden ist gemessen, und die Spuhle rollt ihn in festen Zeitmaßen ab. Räthsel! — Sie sind zu jung, sie zu rathen." —

„Sind Sie denn älter als ich?"

„Ja, mein Herr. Indeß Sie scheinen diesen kalten Kapaun zu verschmähen, weil Sie die Mühe scheuen,

ihn zu zerlegen. Vergönnen Sie mir die Ehre, Sie zu bedienen."

Sie ergriff Messer und Gabel mit Händen von der äußersten Weiße und Zierlichkeit, und zerlegte den Braten auf die künstlichste, nur an vornehmen Tafeln übliche Weise.

Der Graf benutzte die Pause, dieses seltsame Wesen unbemerkt genauer in's Auge zu fassen. Das schöne Gesicht zeigte an der Stirne Spuren eines tiefen Schmerzes, an den Lippen das magnetische Zucken großer Reizbarkeit, eine fieberhafte, oft wechselnde Röthe auf den Wangen, und in den großen dunkeln Augen einen unsteten irren Blick, welcher dem ganzen Ausdrucke etwas Unheimliches gab. Dessenungeachtet war die ganze Erscheinung im höchsten Grade anziehend, und selbst jene unverständlichen Reden mußten durch sanftes wohlklingendes Sprachorgan, durch Eleganz des Dialektes die Aufmerksamkeit festhalten. Er beschloß näher zu rücken.

„Haben Sie immer hier gelebt, Mademoiselle?"

„Nein, mein Herr."

„Wo waren Sie sonst, wenn ich fragen darf?"

„Wo waren Sie sonst, mein Herr?"

„In Wien, Prag, Neapel, Rom, Paris."

„Wo noch sonst?"

„Auf dem Schlosse meiner Geburt."

„Wo noch sonst?“

„Vor meiner Geburt also? — ich weiß nicht.“

„Nun sehen Sie, mein Herr, ich bin in gleichem Falle.“

„Ihr Aufenthalt seit Ihrer Geburt wird sich also eben so wohl angeben lassen.“

„Vielleicht, mein Herr, — vielleicht auch nicht. Das menschliche Leben ist ein Gewebe. Wohl uns, wenn wir seine Fäden verfolgen können, wie sie herüber und hinüber gehen. Welcher erschaffene Geist reicht aber aus, die Lücken auszufüllen, welche die dunkle Macht hineinriß. — Wollen Sie das Gleichniß meines Lebens sehen? — hier ist es.“

Sie zog aus ihrem Busen ein kleines Päckchen in rosenfarbenes Papier geschlagen, und entfaltete daraus einen Schleier vom feinsten weißen indischen Stoffe, reich mit Gold durchwirkt, köstlich, wie ihn die Fürstinnen Hindostans tragen.

„Sehen Sie,“ sagte sie, „einst war er ganz, — aber ach! — dieser Mangel.“ — Sie seufzete tief auf, und ließ eine Oeffnung mitten in dem köstlichen Gewebe, welche gewaltsam hineingerissen schien, wahrnehmen. — „Wer konnte diese Lücke wieder ausfüllen.“

„In der That Niemand, Mademoiselle. Wehe dem unglücklichen Versehen, das diese Beschädigung herbeiführte.“

„Ein Versehen? — ach nein. — Die Verzweiflung griff in dieses Gewand, und riß heraus, so viel sie davon im Krampfe der entsetzlichsten Folter erfassen konnte. Die bösen Geister sind geschäftig über diesem Spalt. Sie fügten einen Spiegel hinein, der nur meinen Augen sichtbar ist, nur ihnen die wunderbaren, thränenwerthen Anfänge meines Daseins offenbart, die sonst nie zu meiner Anschauung gelangt wären. Ich habe schon vor langer Zeit gelebt, ehe ich wurde, was ich heute bin. Ich erfülle Bestimmungen, deren entsetzliche Klarheit in der Stunde der Schrecken über mich gekommen ist. — Aber ich weiß, bald wird es zu Ende sein, und die Sonne, die heute untergeht, wird, wenn sie sich wieder erhebt, diesen unsterblichen Geist seinem thränenwerthen Berufe entzogen sehen."

Der Graf schien absichtlich auf diese letzten Worte nicht zu achten, und sich nur mit den Trümmern dieses prächtigen Schleiers zu beschäftigen.

„In der That," sagte er, „dieser Putz ist einer Königin würdig gewesen."

„Auch hat er einer Königin gedient. Tippo Saheb schenkte ihn Marien Antoinetten, sie ihn einem der glänzendsten Großen ihres Hofes, als er ihre wildgewordenen Rosse zu bändigen wußte. Seine Gemahlin empfing ihn von ihm."

„Sind Sie Emigrantin, Madame?“ — fragte der Graf, wie von einem Gedanken erfaßt.

„Nein, mein Herr, ich kehre zur Heimath.“

„Und wo sind Sie geboren?“

„Wo Niemand mehr geboren wird. — Wie gefällt Ihnen jene Burg?“

„Ihre Lage ist malerisch.“

„Ich fragte nicht, ob Ihnen die Lage, sondern ob Ihnen die Burg gefalle?“

„Jahrhunderte machten sie zur Ruine.“

„Es ist wahr, aber einst war sie schön. — Ihre Säle, ihre stolz gewölbten Gänge, ihre hohen Erker, ihre stattlichen Zinnen stehen vor meiner Erinnerung. Ach! — sie erstehen nicht wieder.“

„Erinnerung? — wie? — Sie hätten sie gesehen?“

„Gesehen? — nein, und ja. — Oder sind Ihnen sehen und schauen gleichbedeutend?“

„Wie man es nimmt. Aber welcher Unterschied liegt für Sie zwischen Beiden?“

„Der ganze Unterschied des Uebersinnlichen.“ —

„Ich will mit Ihnen wegen der Unbestimmtheit Ihrer Aeußerung, da ich Ihre Meinung zu ahnen glaube, nicht rechten. Aber darf ich fragen, in wie fern Sie diese Burg, welche Sie, so wie ich, als eine

verwitterte Ruine sehen, in ihrer wohnbaren Stattlichkeit längst entflohener Jahrhunderte geschaut haben?" —

„Mein Herr, das ist eine Gewissensfrage, und unsere Bekanntschaft ist kaum eine halbe Stunde alt. Uebrigens, wer sagt Ihnen, ob ich die Burg nicht als Ruine schaue, und in wohnbarem Zustande gesehen habe?"

„Die Vernunft."

„Ich gratulire zu einem so ausreichenden Reisebedarf."

„Der Scherz einer schönen Dame wird immer wohl aufgenommen, selbst wenn er auf eine Mystification ausläuft."

„Ich scherze und mystificire niemals."

„Sie fordern also, daß ich Sie selbst für etwas Uebersinnliches halte."

Ein seltsames Lächeln flog über die Züge der Dame, und sie fragte: „woraus schließen Sie das?"

„Aus dem Umstande, daß Sie mir zumuthen anzunehmen, wie Sie jenen Bau in seiner Vollständigkeit mit leiblichen Augen gesehen. Da Jahrhunderte über seinen Verfall hingegangen sind, und ich die Ehre habe, heute Ihre Bekanntschaft zu machen, so muß ich in Ihnen ein Wesen bewundern, das mein Vorstellungsvermögen nicht begreift, mithin als ein Uebersinnliches,

das meine Augen nicht sehen, meine Hände nicht erfassen können, das ich, da ich es doch nun aber wahrnehmen, nur für den Wiederschein eines wunderbaren Eindruckes halten kann, welchen das Reich der Geister in meinem Innern hervorbringt, und den der Spiegel der Außenwelt, Gott weiß, wie? im Anscheine der Wirklichkeit zurückwirft. Ich gestehe dann, daß es sehr gütige, bereitwillige und praktische Visionen giebt, die Wein einschenken, Sallat machen, und Braten vorschneiden."

Der Graf hatte, was wir ihm keineswegees verargen, das Letzte mit einem Anfluge von Ironie gesagt. Seine höchst reizbare Gesellschafterin brach in Thränen aus, und rief ihm zu:

„Ach! — Sie thun mir weh! — Kann ich dafür, daß mein Beruf auf solchen Abwegen mich zum Ziele führt? — Sie vor Allen sollten mich schonen, denn ich sah Sie lange vor mir, wie Sie eben dastehen, während Sie vielleicht noch sehr weit von mir entfernt waren, als meinen letzten und wirksamsten Freund auf dieser Welt. Ich wußte vorhin, daß Sie es waren, welcher klopfte, als ich gefesselt da lag und nicht vermochte, Ihnen zu öffnen, so gern ich wollte. Ich habe nur auf Sie gehofft, ich habe mich Ihnen entgegen gesehnt. Nun sind Sie da, und dürfen die Unglückliche

nicht mißhandeln, Sie, der mir zuführen soll, was mir das Liebste und Furchtbarste ist auf dieser Welt."

Der Graf befand sich in einer peinlichen Lage. Er zweifelte an dem Verstande der Dame, und wünschte den Abschluß dieses tête à tête durch Dazwischenkunft eines Dritten. Sie war indeß aufgestanden und hatte ihre Augen einige Minuten lang auf die Burg gerichtet. Dann wendete sie sich zum Grafen mit der vollendeten Uebung der großen Welt.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

Der Graf nannte ihn.

„Aus welchem Lande sind Sie?"

„Aus Böhmen."

„Das ist das Land der Sagen. Lieben Sie dergleichen?"

„Mitunter."

„Ich will Ihnen die berichten, welche von dieser Burg umgeht. Dieselbe heißt Wolfstein. Zur Zeit, die man in Deutschland das Faustrecht nennt, Gott weiß, unter welchem alten Kaiser, wohnte dort ein Wolf von Wolfstein, ein Mann von wildem Charakter. Auf der Burg lebte ein alter Lehnsmann mit seinem Sohne. Der Ritter Wolf mißhandelte den Alten wegen geringen Anlasses so nachdrücklich, daß er nach zwei Tagen den Geist aufgab. Sein Sohn Ennewald knieete bei dem Sterbenden. Dieser sprach zu dem Jüng-

linge: „ich kann Dir nichts nachlassen, als die Pflicht der Rache. Schwöre mir meinen Fall so schauderhaft an meinem Mörder zu rächen, als Dein Hirn ausreicht, es zu ersinnen.“ Ein entsetzlicher Eid wurde geleistet, und der Greis verschied. Bald stieg Ennewald wegen Diensteifers und gewinnender Schmeichelei in der Gunst des Ritters. Er behandelte ihn, vielleicht auch aus Reue wegen des an seinem Vater ausgeübten Mordes, wie seinen eigenen Sohn. Der Ritter hatte eine Tochter, Hildegard. Ihre Zofen sagten ihr, daß sie schön sei. Ennewald wußte ihre Neigung zu gewinnen, er wußte diese Neigung bis zur Leidenschaft zu erhöhen. Ein sträfliches Verhältniß begann hinter dem Rücken des Vaters. Bald hatte Hildegard dem schuldigen Geliebten das Schmerzlichste und Süßeste zu gestehen. Aber ach! — nun ließ er die Maske fallen. Seine Zärtlichkeit verwandelte sich in Hohn. Er entfloh am nämlichen Abende aus der Burg, und nach zwei Tagen fand der Ritter Wolf ein Schreiben auf der Schwelle seines Schlosses, das ihm sein Hauskaplan vorlas. Es lautete ungefähr wie folgt:

„„Du mordetest meinen Vater; die fürchterlichste Rache schwur ich, und Deine eigene Tochter ward ihr Werkzeug. Nun geb ich sie Dir verachtend zurück. — Habe ich verstanden den Eidschwur zu halten? Die Stadt Mainz, welche Dir feindlich

ist, schützt mich. Du schadest mir nicht, unsere Rechnung ist abgeschlossen.

Ennewald.""

Wolfs Ingrimm war stumm, aber deshalb nicht minder entsetzlich. Sein Befehl verschloß Hildegard für die Dauer ihres Lebens in das enge Gemach eines Thurmes. Von Mainz forderte er vergeblich die Auslieferung des Feindes. Nun verübte er täglich Raub in dem Gebiete der Stadt, und fiel die dortigen Kaufleute, wenn sie von und zu den Messen reisten, auf den Heerstraßen an, plünderte sie, und schleppte sie in seine Kerker. Verlangte man die Rückgabe der Beute, der Gefangenen, so hieß es: „nur gegen Ennewald; — schickt mir ihn." — Er forderte vergebens. Ennewald, klug, gewandt, schön, hatte in Mainz mächtigen Anhang erworben, der ihn schützte. Er versprach dem Rathe das Ende dieser Unbilden, wenn man ihm die Führung der gewaffneten Macht anvertraue. Er werde den furchtbaren Wolf, ehe er es sich versehe, in seiner Burg anfallen, und diese zerstören. Was er versprach, führte er aus. In der Weihnachtsnacht, während er am neblichen Tage sich unbemerkt mit seiner Schaar dem Wolfstein nähern und in den Wäldern sich verbergen konnte, die damals noch diese Höhen bedeckten, verschaffte ihm ein geheimes Einverständniß mit einem Treulosen im Schlosse den Eintritt. Seine Reisigen fielen

die schlafende Besatzung an und mordeten sie. Ennewald selbst warf Feuer in die Burg, und ihre Flammen weckten den unglücklichen Gebieter. Die Gegenwehr war vereitelt. Wolf fiel lebend in die Hand seines Feindes und starb in Mainz von Henkershand. In den Ruinen des Schlosses suchte Ennewald die, welche ihm Alles geopfert und die er so furchtbar betrogen hatte. Er fand sie nicht. Der Thurm, der ihr zum Kerker diente, war zusammengestürzt; Hildegards Gebeine waren nicht unter den Trümmern."

„Sie ward von dem einbrechenden Gewölbe erschlagen," entgegnete der Graf, „und ihre traurigen Reste wurden von den Flammen verzehrt."

Die Dame lächelte wild und seltsam und antwortete mit schneidendem Tone:

„Nein, — sie lebte."

„Und was wurde aus ihr?"

„Was wird aus dem Weibe, das der Verrath der Männer zerstört hat? — Ein irrer Geist, den der Himmel verstößt zur Strafe und die Hölle ausschließt zum Spott. Sie bettelte am Tage in den Dörfern und Weilern, und wankte um die Ruinen der Burg ihrer Väter, in der Hoffnung, Ennewald, der Geliebte, Treulose, werde kommen und sie erlösen. Sie wankt dort noch heute jede Nacht, aber Ennewald will noch immer nicht kommen."

„Nein,“ nahm der Graf das Wort, „die Todten stehen nicht wieder auf.“

„Wer sagt Ihnen, daß er todt sei?“ fuhr die Dame heftig auf. „Ennewald und Hildegard verharren noch heute in einem verzauberten Leben, und bald, ehe als Sie denken, wird er kommen, um seine versöhnte Geliebte im Schlosse des Vaters wieder aufzusuchen. Sie wird ihn empfangen, und die Qual so vieler Jahrhunderte wird in einem Augenblicke der Wonne vergessen sein. Und wenn sie ihn umschließt, und wenn die Fluten über seinem Haupte und dem ihren an der nämlichen Stelle zusammenschlagen, wo die Rosenlaube stand, welche ihre Schuld sah, dann werden Beide als reine Engel aus dem Bade der Läuterung hervorgehen, und der Himmel wird sich aufthun, seine Kinder zu empfangen.“

„Wer sagte Ihnen das? — woher wissen Sie es?“

„Wer? — woher? —“ rief die Dame mit immer wachsender Heftigkeit. „Die Worte bezeichnen Zweifel, — diese beleidigen nicht mich, aber den Geist, der mich mächtig auf seinen unsterblichen Flügeln trägt. Noch heute Abend werden Sie selbst Ennewald mir entgegenführen. Sie selbst, ihn mir, denn Sie sind der vom Geschicke ausersehene Vermittler. — Ennewald ist in unserer Nähe, und ich — — bin Hildegard.“

Die letzten Worte, im höchsten Affekte gesprochen,

schlossen mit dem fast schreiend ausgestoßenen Namen, worauf sich die Unbekannte abwendete, um mit majestätischem Anstande und raschen Schritten in das Haus zurückzukehren und zu verschwinden.

Der Graf blickte ihr mitleidig nach, dann sprach er für sich: „Also doch eine Wahnsinnige.“

„Ja, — eine Wahnsinnige,“ — antwortete eine wohlklingende männliche Stimme neben ihm, und als er aufblickte, sah er einen ländlich, aber wohlgekleideten jungen Mann von vortheilhaftem Aeußern neben sich stehen. Der Besitzer der Mühle war es, der unterdeß unbemerkt herangekommen war und den Schluß des Gespräches gehört hatte. „Ja wohl eine Wahnsinnige,“ fuhr er fort. „Wehe denen, die sie dazu gemacht.“

Es sprach ein so tiefes schmerzliches Gefühl aus den Tönen und den edlen Gesichtszügen des Jünglings, daß er des Grafen Theilnahme sofort für sich gewann.

„Wer ist sie?“ fragte er.

„Wir wissen es nicht.“

„Wo kam sie her?“

„Wir wissen es eben so wenig. Ihre Erscheinung bei uns ist räthselhaft wie sie selbst. Unlängst sind es zwei Jahre gewesen, seit sie sich zu uns fand. Wir waren eben mit der Heuernte beschäftigt, als sie plötzlich aus dem Walde trat und, sich auf den Rasen in

einiger Entfernung von uns niederlassend, unseren Arbeiten — wir wendeten eben das trockene Gras — still und sinnig zusah. Ihre Schönheit erregte unsere Bewunderung, ihr Aufzug unser Befremden. Sie war zwar einfach, aber fein, vornehm, nach der neusten Mode gekleidet, und trug dennoch ihre ganze Habe in einem nur mäßigen Päckchen bei sich. Wir ließen sie gewähren. Nach einiger Zeit trat sie meine Mutter an, die auch ein wenig, wiewohl nur aus Laune, mitgeholfen hatte, und sagte: „Gute Frau, Sie haben treffliche Milch in jenen Krügen herbeibringen lassen. Gönnen Sie einer armen Reisenden einen Trunk zur Erquickung, sie ist im Stande, ihn zu bezahlen.“ Als meine Mutter ihren Wunsch freundlich erfüllte und die Bezahlung, wie natürlich, ausschlug, äußerte sie: „Nun so geben Sie mir Ihren Rechen, ich will wenigstens durch einige Bethätigung Ihre Güte vergelten. Auch ich hatte einst eine Mutter, die es nicht verschmähte, an solchen ländlichen Beschäftigungen Theil zu nehmen und auch mich in besseren Tagen darin zu unterweisen. Ach es ist lange her, aber ich werde, wenn ich auch aus der Uebung gekommen bin, dennoch meine alte Fähigkeit nicht ganz verloren haben.“ Ehe wir es wehren konnten, hatte sie den Rechen ergriffen und wendete an meiner Seite das Gras mit solcher Leichtigkeit, als hätte sie niemals etwas Anderes gethan. Ich suchte ein Ge-

spräch mit ihr während der Arbeit anzuknüpfen, wer sie sei? — woher sie komme? — „Mein Freund," antwortete sie, „ich kann Euch nicht mittheilen, was Ihr zu wissen begehrt. Gott weiß, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich soll, wenn mir selbst auch Letzteres noch unbekannt ist. Offenbart er Euch nicht durch Gestaltung der Umstände wer Euer flüchtiger Gast ist, so laßt mich meinerseits schweigen, und begnügt Euch damit, daß ich mich Theodora nenne." Es war unterdeß Mittag geworden, und wir schickten uns an, unser ländliches Mahl im Schatten einiger Ulmen zu genießen, nachdem wir sie herzlich zur Theilnahme eingeladen. Eben wollten wir zulangen, als sie uns fragte, wer bei uns das Gebet spreche? — Wir wurden darob ein wenig beschämt, denn, die Wahrheit zu sagen, Niemand hatte daran gedacht, und nun hatte Niemand den Muth, damit vorzutreten. Sie selbst sprach hierauf ein Gebet aus ihrer Seele, zwar kurz, aber mit so schönen, innigen Worten, daß wir tief bewegt wurden. Obgleich sie selbst die Speisen mehr zu kosten als davon zu genießen schien, so suchten wir doch das Mahl zu verlängern, weil wir besorgten, sie werde uns nach Beendigung desselben verlassen. Sie blieb indeß, nahm ferner Theil an unserer Arbeit, ohne Müdigkeit zu verrathen. Ihre ein wenig blassen Wangen gewannen nur eine blühende Röthe, welche ihre Reize erhöhte. Als

es spät wurde und wir fertig waren, wandelte sie mit uns den Thalgrund hinab. „Zur fröhlichen Heimkehr,“ sagte sie, „gehört ein ermunternder Gesang. Wer singt bei Euch das Lied?“ Wir wußten Lieder genug und waren sonst nicht karg, sie bei solchen Gelegenheiten zum Besten zu geben, indeß, nun wollte Niemand den Anfang machen. Da stimmte sie selbst einen trefflichen, uns bisher unbekannten Gesang an, mit der Stimme eines Engels. Wir baten sie um ein zweites Lied; der freundlichen Gewährung folgten erneuerte Bitten, und wir achteten es nicht, daß wir bereits hier bei der Mühle angekommen waren und der Vollmond emporstieg. Nun endete sie, blickte zum Monde empor und sagte: „Es ist nun an der Zeit, daß ich im Dorfe ein Plätzchen suche, wo ich ruhen mag.“ Es versteht sich, daß wir die Bewirthung des holdseligen, liebgewordenen Gastes als ein unserer Seits erworbenes Recht in Anspruch nahmen. — Sie lächelte — blieb — und hat uns seitdem nicht mehr verlassen, durch Bitten und Liebe unauflöslich an uns gefesselt.“

„Was treibt sie aber bei Ihnen?“

„Den Beruf einer fleißigen, allezeit willigen, herzlichen Tochter und Schwester vom Hause, und auf ihren Werken ruht ein Segen, den ach! sie selbst nicht zu theilen scheint.“

„Bei dem Allen aber ist sie nicht wohl bei Verstande.“

Eine Thräne entfiel dem Auge des Jünglings, dann erwiederte er: „Sie war nicht immer so, ist nicht immer so. Ein ungeheurer Schmerz muß ihr Leben zerstückt, ihrem Geiste diese seltsame Richtung gegeben haben, um sich aus einem Abgrunde der Verzweiflung zu erheben, denn, die Wahrheit zu gestehen, ein in gewissem Sinne abenteuerlicher Zug ihres Wesens wurde, ungeachtet ihrer bezaubernden Liebenswürdigkeit, gleich bemerkbar. Bei ihrer Ankunft enthielt ihr Päckchen nur einige, freilich überaus feine Wäsche, ein Kästchen mit Edelsteinen, welche sie für das Vermächtniß einer theuern, unlängst verstorbenen Freundin ausgab, und einen sehr kostbaren türkischen Anzug."

„Ja wohl," sagte der Graf. „Ich glaube, sie ist eine verunglückte Actrice."

„Keinesweges, sondern ganz gewiß eine Dame, die in vornehmen Verhältnissen gestanden und gewaltsam aus denselben gestoßen ist. Sie hat in Paris gelebt, wiewohl sie versichert, diesen Ort vor dem Ausbruche der Revolution mit jener Freundin verlassen zu haben. Sie kennt viele vornehme Familien des französischen Adels und verfiel in Kummer und Tiefsinn, als sie aus den Zeitungen so viel bekannte Namen unter den Geächteten fand, deren Güter eingezogen und deren Schlösser zerstört worden. Leider hat das Mittel, welches ich damals zu ihrer Erheiterung, ohne Arges dabei zu

ahnen, erwählte, ihre heutige Verwirrung vollendet. Um sie zu zerstreuen, brachte ich ihr ein kostbares und schönes Werk, das ich von unserm Pfarrer geliehen. Es enthält Beschreibungen und geschichtliche Nachrichten von allen zerstörten Ritterburgen am Rhein, an der Lahn und der Mosel, und zeigt in schönen Kupferstichen ihre Ansichten im früheren und heutigen Zustande. Sie blätterte darin einige Zeit mit Theilnahme, bis sie an den Bericht über die Burg Wolfstein gerieth, welche Sie dort vor sich sehen. Es hat mit der Zerstörung derselben eine eigene Bewandniß.“ —

„Ich kenne die widerwärtige Geschichte von Ennewald und Hildegard, — sie hat sie mir erzählt.“

„So haben Sie,“ fuhr der junge Mann fort, „den Schlüssel ihres gegenwärtigen Zustandes. — Als sie diese Geschichte gelesen und am Schlusse erfahren, daß die Nachkommen Ennewalds, in Frankreich zu Reichthümern und Ehren gelangt, dort noch heute, wiewohl mit etwas verändertem Namen, am Hofe zu finden seien, und als sie vollends das dabei abgebildete gegenwärtige Wappen jener adelichen Familie sah, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und stürzte zu Boden. Erst nach Stunden gelang es uns, sie aus einer tiefen Ohnmacht wieder in das Leben zurückzurufen, sie redete aber nun völlig irr, versicherte, wie sie jene Hildegard sei und der baldigen Vereinigung und Versöhnung mit

Ennewald entgegensehe. — Dieser Wahnsinn war zwar nicht von Bestand, indeß, er kehrt seitdem periodisch in gemessenen Zwischenräumen, im Geleite der alten Einbildung wieder, bei welcher nur folgende Unbestimmtheit vorkommt, daß sie sich bald einbildet, nur der Geist jener Hildegard zu sein, der keine Ruhe nach der Auflösung des Körpers finde, sondern die Ruinen der Väterburg zu umschleichen bestimmt sei; und bald, jene Unglückliche im lebendigen Leibe, an welchen die widerwillige Seele so lange gefesselt worden, bis der ebenfalls wie durch Zauberkraft im irdischen Dasein noch leiblich festgehaltene Ennewald sie versöhnt aufzusuchen und, mit ihr sterbend, sie in die Wohnungen der Seligen abzuholen kommen werde. Seltsam kommt ihr dabei der in der Umgegend herrschende Aberglaube zu statten, dem gemäß das Gespenst Hildegards allnächtlich in den Ruinen der Burg umgehen und seit einiger Zeit wieder von Mehreren in unverkennbarer Deutlichkeit gesehen worden sein soll. Kunden, welche Theodora jederzeit mit der gespanntesten Aufmerksamkeit vernommen und sich angeeignet hat."

„Ist in gesunden Stunden sie sich dessen bewußt, was sich mit ihr in den kranken begeben?"

„Nicht durchaus, wiewohl sie ihren Zufall, so pflegt sie zu sagen, fürchtet und sich alle ersinnliche Mühe giebt, ihn zu bekämpfen. Aber auch dieser Kampf

hat etwas Eigenes. Sie legt dann die türkische Kleidung an, welche sie mitgebracht, unter dem Vorgeben, sie müsse die Erinnerung der höchsten Qual, welche sie als Theodora erfahren, sich recht lebhaft versinnlichen, um dem eingebildeten Jammer Hildegards zu entgehen. Wie in gesteigerter Angst greift sie dann in die Saiten ihrer Harfe, welche sie außerdem nur wenig berührt, und spielt und singt mit der ganzen Gewalt ihrer schönen Stimme fremde künstliche Musikstücke, welche ihr aus anderen vornehmen Verhältnissen übrig geblieben zu sein scheinen, als wolle sie durch alle äußere und innere Mittel das auf sie heranschreitende Gespenst des Wahnsinnes verscheuchen. Bisher gelang dieses Bestreben oft. Seit einiger Zeit aber kündigt sich die Gefahr durch einen tiefen Schlaf an, oder besser durch eine Erschlaffung, während welcher sie ohne Bewegung daliegt, ob sie gleich vernimmt, was um sie her vorgeht. Wenn sie aus dieser Betäubung erwacht, empfindet sie die Nähe ihres unseligen Zustandes, wendet alle Mittel an, ihm zu entgehen, — aber vergeblich."

So endete der junge Mann seinen Bericht, welcher um so mehr anzog, als darin die durch eine unerwiederte Liebe schmerzlich gesteigerte Theilnahme an dem räthselhaften Gegenstande so vieler Sorge wahrzunehmen war. Im nämlichen Augenblicke traf ein Courier mit Depeschen für den Grafen ein, deren Inhalt ihn geraume

Zeit beschäftigte, bis er in später Nachmittagsstunde sich in das Dorf zu einer Conferenz mit dem Oberbefehlshaber des Emigrantencorps begeben mußte. Diese hielt ihn über alle Erwartung auf, und er hatte die arme Theodora mit ihren Einbildungen aus der Erinnerung verloren, als er an dem Wirthshause des Dorfes vorüberging, welches, in Ermangelung einer besseren Anstalt, der gesellige Vereinigungspunkt der Ausgewanderten war, und aus dem ihm lautes Gespräch, Musik und Gelächter entgegenscholl.

Der Graf trat unwillkürlich ein und fand den großen Saal des Wirthshauses fast ganz von französischen Militairs aller Grade erfüllt. Da das Condé'sche Corps nur aus Edelleuten bestand, so vertraten Vicomtes, Marquis, Chevaliers die Stellen gemeiner Reiter, und es versteht sich von selbst, daß sie mit ihren Vorgesetzten auf dem Fuße der entschiedensten Gleichheit lebten. Hier schwatzte daher ein sogenannter Maréchal de camp mit einem Sergeanten, der sehr herablassend that und sich Monseigneur nennen ließ, dort gewann ein Capitain seiner Escadron das letzte Geld im Pharao ab; hier wurden unter entsetzlichem Lärm und in Abwechselung von Gelächter und Flüchen die neuesten revolutionairen Pariser Zeitungen gelesen, dort trank man und jubelte, während die Regimentsmusik abwechselte mit Marlbrough s'en va-t-en guerre, und O Richard, o mon Roi, l'uni-

vers t'abandonne. Ueberall schimmerten weiße Schärpen, Cocarden, Ludwigskreuze, und goldene Lilien strahlten von allen Epaulets, aus allen Stickereien der Röcke und Gilets.

Der Neueintretende sah sich bald von einem großen lärmenden Kreise früherer Bekannten umgeben, und nachdem er kurze Zeit am Spiele Theil genommen und einige Louisd'or gewonnen und wieder verloren, begab er sich mit ihnen an einen runden Tisch, um den wohlgekühlten Rheinweinflaschen zuzusprechen.

„Der Wein ist abscheulich," sagte der Herzog von T—cars.

„Nicht doch," entgegnete der Graf, „es ist der beste Rheinwein, den man trinken kann."

„Nun ja, das glaube ich. Aber in vier oder sechs Wochen hoffe ich die Ehre zu haben, Sie auf meinem Schlosse in Bourgogne zu bewirthen, wo ich im Stande sein werde, Sie mit einem besseren Getränke zu bedienen."

„Der Burgunder ist mir zu hitzig."

„So würde Ihnen der Wein von meinen Gütern an der Loire zusagen, der mild, leicht und köstlich ist. Indeß mein dortiges Schloß ist eben nicht in dem Zustande, mich mit meinen Gästen aufzunehmen."

„Haben Sie üble Nachrichten von diesem Theile Ihrer Besitzungen, Monseigneur?"

„Nicht daß ich wüßte. Die besten von der Welt.“

„Ich höre, daß in der Gegend die empörten Bauern den größten Theil der Rittersitze des emigrirten Adels verbrannt haben.“

„Nun ja, — sie haben auch mein Schloß zerstört, und mir konnte nichts Angenehmeres begegnen.“

„Wie das?“

„Es war ein altes, weitläufiges, geschmackloses Gebäude aus den Zeiten Bertrands de Guesclin. Ich wollte längst es niederreißen und ein neues bauen, aber meine Gläubiger verkürzten meine Mittel. Ich bin aber nun aus dieser Verlegenheit. Die mein Schloß zerstört haben, müssen es wieder aufbauen, sobald wir Frankreich wieder in Ordnung gebracht haben, und im Uebrigen wird der König die unendlichen Verpflichtungen bedenken müssen, die er mir für die großen, ihm geleisteten Dienste schuldig sein wird. Unter solchen Umständen muß ein Bau sich erheben, der die Armseligkeit beider Trianons beschämen wird.“

„„Bravo!““ rief ein klapperdürrer Vicomte. „„Das sind die wahren Gesinnungen eines französischen Edelmannes.““

„Finden Sie das, mein Lieber?“ entgegnete der Herzog mit Herablassung. „In der That, ich bin ein Philosoph. Geister von höherem Adel sind allezeit fähig, den wahren Gehalt der Dinge zu erkennen. Die

Revolution hat ihre Unbequemlichkeiten, aber sie ist das glücklichste Ereigniß der neuern Zeit."

„„Zum Teufel, wie das?""

„Weil sie den seit vierzig Jahren immer vorgeschrittenen Usurpationen des tiers état endlich ein Ziel setzt. Ich für mein Theil bin ein Philosoph, und Rousseau ist im Grunde meiner Meinung. Aber er kennt die Welt wie ein Uhrmachergesell und Notenabschreiber, weshalb er im Contrat social zu weit geht. Der tiers état hat allerdings auch einige Rechte, welche die Großmuth gewähren wird, aber jene Usurpation läßt sich nur mit Gewalt und für immer in die gehörigen Schranken zurückweisen. Die Revolution ist deshalb gut, weil sie dazu einen willkommenen Anlaß giebt. Wäre es nicht zu dieser Katastrophe gekommen, so hätte der tiers état sich im stillen Fortgange seiner Ansprüche über uns verbreitet, wie der Aussatz, bis wir an langer Krankheit des Todes verblichen wären. Nun heilt ein tüchtiger Aderlaß, und aus dem Grunde. Es lebe die Revolution, meine Herren, es lebe der Adel, es lebe der König!" —

„„Und die Priester?"" fragte der Vicomte.

„Morbleu," lachte der Herzog, „die werden ohne unser Zuthun leben."

„„Und unsere Gläubiger?""

„Vicomte, die Revolution bezahlt sie."

„„Bei meiner Ehre,““ rief dieser, „„das ist einmal eine Philosophie auch nach meinem Geschmacke. — Meine Herren, angestoßen. Es lebe die Philosophie! es lebe die Revolution — wenn sie vorbei sein wird!““

Alle Gläser klangen an einander, während eine Gruppe eben Eingetretener sich dem Tische näherte. Ein großer, schöner, stolzer Mann in Generalsuniform war ihr Mittelpunkt. Der Graf kannte ihn, es war der Marquis Enevaux de la Givardiere, und von allen Emigranten war keiner, gegen den er einen so tiefen Widerwillen hegte. Der Marquis war glänzend, hatte den feinsten Gesellschaftston und wußte die Manieren eines vornehmen Hofmannes mit denen des Kriegers zu vereinigen. So schimmernd und witzig sein Gespräch, so verbindlich sein Betragen aber auch war, sein gänzlicher Mangel an sittlichem Werthe schien durch allen äußern glänzenden Firniß unverkennbar hervor. Der Graf und er konnten nicht zehn Minuten bei einander sein, ohne zu disputiren, und schon oft war der Streit dem Ehrenpunkte so nahe gewesen, daß nur die Dazwischenkunft wohlmeinender Freunde, die leider dieses Mal nicht zugegen waren, das Zusammenstoßen verhinderten.

„Marquis, meiner Seele!“ rief ein junger vorwitziger Baron, „die Geschichte, die Du uns da von

Deinem deutschen Ahnherrn erzählst, ist süperbe, aber nimm mir nicht übel, sie kann nicht wahr sein."

„Darf ich bitten, warum nicht?" fragte der Marquis.

„Mein Engel, weil Du ein Franzose bist, mit einem französischen Namen. Wie wäre Deine Familie nach Frankreich gekommen?"

„Auf dem natürlichsten Wege; durch die Heirath einer Erbtochter unter Ludwig XII. Mein damaliger Vorfahr war ein Häuptling von Miethssoldaten, der im Feldzuge nach Neapel Karl VIII. gedient hatte. Er hieß Ennewald, wie sein Stammvater, welcher, mehrere Geschlechter vor ihm, jenes Rattennest von Burg zerstörte, das Du dort erblickst. Seine Gemahlin war die Marquise de la Givardiere; er nahm ihren Namen zu dem seinigen und nannte sich Ennewald de la Givardiere. Daraus wurde im zierlichen Munde der Franzosen der Zuname Enevaux, den ich mit meiner ganzen Familie noch heute führe."

Der Herzog hatte hingehorcht und rief nun aus: „Bei unserer lieben Frauen von Paris, da hat der Marquis wieder seine alte Geschichte von seinem deutschen Ahnherrn, der die schöne Hildegard drüben aus der Burg debauchirte. Seit wir hier sind, muß er sie alle Tage irgend Jemand erzählen. Ich dächte, jetzt wisse sie bereits die ganze Armee."

Ein unheimlicher Ausdruck zuckte wie ein Blitz durch die vornehmen Züge des Marquis, er faßte sich indeß mit der ganzen Uebung seines zierlichen Betragens.

„In der That, Monseigneur," also nahm er das Wort, „ich fühle ganz das Lächerliche meines Verhaltens, glaube jedoch nicht, daß man, nach diesem einzigen besondern Falle, die Wiederholung des Schongesagten unter meine Hauptfehler zählen wird. Indeß, ich weiß nicht was in der Luft steckt, welche von jenem alten Gemäuer zu uns niederweht. Statt in ihrer nördlichen Schärfe meine Lungen zum Hüsteln zu reizen, wirkt sie auf meine Einbildungskraft zur unaufhörlichen Reproduction der mir seit meiner Kindheit kaum wieder in den Sinn gekommenen Begebenheit meines Ahnherrn, die sich auf den Untergang jener Burg bezieht, so daß ich dem Drange, sie immer wieder zu erzählen, so wenig widerstehen kann, als dem Niesen nach einer Prise Spaniol."

„Nun gut," entgegnete der Herzog, „so machen Sie sich heute zum letzten Mal auf diese Weise Luft, indem Sie die Großthat ihres deutschen Vorfahren hier noch dem Herrn Grafen — wiewohl unsertwegen mit einigen Variationen, wahr oder nicht wahr, — erzählen, denn dieser möchte von uns der Einzige sein, dem das Vergnügen ihrer Mittheilung bisher nicht zu Gute gekommen."

Der Graf fiel ein: „Ich würde dagegen ersuchen, sich meinetwegen nicht zu bemühen. Ich kenne diese Geschichte, wenn auch aus anderer Quelle, — und ohne den Herrn Marquis für das Betragen seines Ahnherrn verantwortlich machen zu wollen, — würde ich aus seinem Munde am allerwenigsten die Wiederholung dieser bedenklichen Kunde erwartet haben."

„Woher? wenn ich fragen darf," sprach der Marquis zwar verbindlich, aber mit ein wenig gereiztem Tone.

„Weil," also erwiederte der Graf, „man am wenigsten seiner eignen Familie Böses nachsagen sollte."

„Bei meiner Ehre, diese Rücksicht wäre die letzte in meinem Sinne gewesen. Ich bin, wie ich bin, und nehme meine Ahnherren wie sie waren. Ich verachte die Heuchelei bei meinen eigenen Thaten, und wenn es mir zufällig belieben sollte, die Sache meines Ahnherrn zu meiner eignen zu machen, so darf man darauf rechnen, daß ich sie zu vertreten wissen werde, wie meine eigne."

„Aber Du Schelm von Marquis," lispelte der Baron, „wenn Du denn so vernarrt bist in Deinen Ahnherrn, so gieb uns doch ein Soupé, mein Kind, in den Ruinen der von ihm zerstörten Burg. Man könnte das Ding mit bunten Papierlaternen à la chinoise erleuchten, das gäbe einen artigen Effect. Einrichten

müßte man sich auf ächt militairische Weise, und die Sache wäre, hohl mich der Teufel, originell und pikant."

„Wohl wahr," gab der Marquis zur Antwort, „aber ich gebe nicht eher Soupés als wieder in meinem kleinen Hause zu Paris. Gedulde Dich bis dahin. Freilich wird uns Leokadie fehlen, indeß man braucht von Zeit zu Zeit etwas Neues, — und es wird mir wohl gelingen, einen Ersatz zu finden."

„Du hast recht," rief der Baron, „Leokadie machte die Wirthin mit einem Tacte, einer Grazie — Schade darum, daß Du Schmetterling ihrer so bald müde wurdest."

„Was ist es mit dieser Leokadie?" fragte der Herzog.

„Wie, Monseigneur," bestürmten ihn zwanzig Stimmen, „Sie hätten niemals im kleinen Hause des Marquis soupirt?"

„Guter Gott, wie wäre das möglich gewesen? Ihr Anderen wart Herren Eurer Zeit, wie aber hätte ich mich auch nur einen Abend von dem Oeil de boeuf losmachen dürfen? Also, Marquis, was ist es denn mit dieser Leokadie?"

„Monseigneur, Sie fordern da eines meiner kleinen Abentheuer, das eben so fein angelegt, als gut ausgeführt war. Es compromitirte mich am Ende in gewissem Sinne; aber was thut's? Es ist vielleicht etwas im

Style mancher englischen Romane, aber man kann nicht stets Original sein. Lovelace hat mir immer gefallen. Im Grunde, wozu sind in der großen Welt die Weiber, als entweder unsere Vermögensumstände zu verbessern, oder uns zu amüsiren."

„Ihre Vorrede, mein lieber Marquis, ist plausibel, besonders für einen Philosophen, wie ich. Kommen Sie zur Sache."

„Es sind acht Jahre her", so hub der Marquis an, „als mein damals noch lebender Vater es für nöthig erachtete, mich zur weitläuftigen Anordnung gewisser Angelegenheiten auf unsere Güter im Elsaß zu schicken. Sie können denken, mit welcher Verzweiflung ich Paris verließ und wie verdüstert ich in unserem alten Schlosse zwölf Lieues von Strasburg ankam. Zudem, — es wird dort schon fast nur deutsch gesprochen, und ach! — der Herr Graf, wenn auch selbst ein Deutscher, ist ein viel zu getreuer Anhänger des Hauses Oestreich, um den Ausspruch Kaiser Karls V. übel zu nehmen, welcher meinte, mit Gott nur spanisch, mit seiner Dame französisch und mit seinem Pferde deutsch sprechen zu können. Die Geschäfte, welche ich dort vorfand, waren überdieß langweilig; erträglicher Umgang war nicht aufzutreiben, und ich erkannte die Nähe meines völligen Unterganges, wenn nicht etwa die Feen Crebillons die Güte hätten, sich des verlassenen Prinzen anzunehmen.

Vernehmen Sie den Beweis ihrer Höflichkeit, denn nur dieser konnte ich die artigste aller Situationen verdanken. Die Langeweile scheuchte mich an einem herrlichen Julinachmittage aus dem wüsten Schlosse und ich trieb mich planlos in der Gegend umher, die dort ganz hübsch ist. Ich kam in einen dichten Eichenwald und warf mich unter einen Baum, um les bijoux indiscrets von Diderot zu lesen. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ein narkotischer Druck in der Luft mächtiger ist als der Reiz dieses Werkes. Ich schlafe ein. Lange muß ich geschlafen haben, denn die Sonnenstrahlen fallen schräg durch die Bäume, als ich erwache. Ein seltsamer Lärm hat mich erweckt. Gelächter, schäkernde Mädchenstimmen in meiner Nähe. Ich horche. Die Richtung ist gefunden. Ich theile mit Mühe das Dickicht; ein klarer Bach erscheint, und eine Anzahl junger Mädchen, leicht geschürzt in den silberklaren Wellen stehend, ist damit beschäftigt, Forellen zu fangen. Ich weiß nicht, welch ein Zufall, denn Absicht konnte es nicht sein, diese holden Kinder — sie waren es in der That, — zu den anmuthigsten, immer wechselnden Gruppen vereinigte. Dieses Lauschen, dieses Kichern, die laute Freude bei einem gelungenen Fange, die Heimlichkeit der Umgebung, die Reflexe dieser lieblichen Gestalten im Wasser vereinigten sich, die reizendste Scene zu bilden. Ich hatte bisher nur die Damen der großen Welt gesehen. Daß die

ländliche frische Natur unsere Sinne mit einer viel beglückenderen Macht gefangen nehmen könne, ahnete ich nicht. Ich war jung, der Reiz der Neuheit fesselte mich, und ich belauschte die gefällige Erscheinung mit dem lebhaftesten Interesse. Aber sieh, plötzlich zeigt mir ein rascher Wechsel in der Stellung der artigen Fischerinnen eine Gestalt, welche mir bisher verdeckt gewesen. Ein Mädchen, größer als die übrigen, vom herrlichsten Wuchse, müßig auf einem großen Steine in der Mitte des Wassers sitzend, den Korb neben sich, in welchen die gefangenen Fische von Allen gelegt werden, mit den Füßen gleichsam sinnend im klaren Wasser plätschernd. Man hat das Wort schön so oft an weibliche Formen verschwendet, die den Glanz, in welchem sie sich darstellten, nur der künstlichen Sorgfalt verdankten. Dieses Mädchen war wirklich schön, und das Pochen aller meiner Pulse bekräftigte es, daß ich hier, nachdem ich den Frauen so viele siegreiche Bestrebungen gewidmet, zum ersten Mal in meinem Leben eine wirkliche Schönheit erblickte. — Was soll ich Ihnen dieses Geschöpf beschreiben. Man muß Voltaire sein, um solche Vereinigung aller Vollkommenheiten zu schildern, Titian, um sie zu malen. Ich sah und sah, und der Kopf schwindelte mir. Ich wollte für einen Moment meinem Blicke eine andere Richtung geben, ein Zauber schien ihn indeß mit unbesiegbarer Gewalt an diese Huldgestalt

zu fesseln. — Was mich aber in ruhender Stellung entzückte, sollte mich von Sinnen bringen in der Bewegung. Die Nymphen dieser Göttin — denn war es mir zu verargen, daß dieses Schauspiel mich ernstlich in die alte schöne Welt der Fabeln versetzte? — wollten ihr nicht länger den Platz ihres wellenumsprudelten Thrones gestatten; unter fröhlichem, neckendem Geschwätz wollten sie die Herrliche zu sich in das Wasser hinabziehen. Sie steht schnell auf, ein niedrigerer Stein dient ihr zum Fußgestelle, und von diesem weiß sie mit bewunderungswürdiger Anmuth der Bewegung die Angriffe von sich abzuhalten. Nichts gleicht ihrer Gewandtheit, mit welcher sie bald rechts, bald links das Bestreben der Andern zu beseitigen weiß, die sie unter lautem Gelächter von der schlüpfrigen Stelle hinunterziehen wollen. Oft schwebt sie auf der rosigen Spitze ihres Fußes, aber der geringe Stützpunkt hält sie wider alles Erwarten. Sie ist bei den Händen ergriffen, sie wird schon dahin gezogen. Plötzlich ist sie wieder frei und die Gegnerinnen liegen im Wasser. So würde Diana den Aufruhr ihrer Jägerinnen bemeistern, so Venus die bacchantischen Schelmereien ihrer Grazien in die Schranken zurückweisen. Warum umgaukelten nicht Liebesgötter und Tauben dieses verstreute Blatt aus den Wundern des Olymps? Warum fehlte der Schwan, um mit den ausgespannten Flügeln zu ihren Füßen die göttergleiche

Leda zu beschirmen? — Sie sehen mich forschend an, Monseigneur. Sie fragen nach meinem Verhalten solchen Lockungen gegenüber. — Man ist bei den Frauen nur im tête à tête auf der rechten Stelle. Unter Vielen ist die alberne Figur des Actäon noch heute eine symbolische Warnung für alle Freunde galanter Abentheuer. Ein Pinsel wäre außer sich in die Mitte dieses begeisternden Bildes gestürzt. Ich blieb in meinem Versteck. Mir kam einmal in den Sinn, daß es für meine Ruhe am besten gewesen wäre, mich zu entfernen. Aber jede Bewegung hätte mich verrathen. Ich mußte Zeuge dieses Spieles bleiben bis an das Ende. — Meine Herren, es war keine kleine Prüfung, die mir das schelmische Schicksal bestimmte.

Ich traf auf meinem Schlosse ein als ein Berauschter. Wenn ich diese Göttin nicht mein nennen konnte, — was waren mir alle meine bisherigen Siege?

Ich lasse mich am nächsten Morgen frisiren in Gegenwart des Intendanten meines Vaters, der meine Befehle zu empfangen herbeigerufen war. Man meldet die Tochter der Predigerwitwe zu K —, denn jene Gegend ist durchaus protestantisch. — „Gnädiger Herr," sagte der Intendant, „das ist Bettelvolk; höre der Herr Marquis die Dirne nicht einmal an. Die Ansprüche, welche dieses Gesindel macht, sind aus der Luft gegriffen." — Rosignol, mein Laufer, flüstert mir aber zu:

„Lassen Sie ja das Mädchen eintreten, mein Gebieter, es ist eine Waldblume, die alle Fenstergärten der Straße St. Honoré beschämt.“ Ich folge seinem Winke. — Bei den Grazien! — es ist meine Diana von gestern. Aermlich gekleidet, aber mit einer gewissen Zierlichkeit, schön zum Rasendwerden. Sie kommt selbst, weil ihre Mutter, vom Schlage getroffen, auf einem Fuße gelähmt ist, meine Gnade um gewisse Vortheile anzusprechen, welche zum Witthume derselben gehören sollen und welche der Intendant ihr streitig macht. Ich hörte nicht, wovon die Rede, es versteht sich aber von selbst, daß ich vollkommen ihrer Meinung war, den Intendanten versicherte, daß er ein Esel sei, und das Doppelte ihrer Forderung gewährte. Sie fiel mir zu Füßen, sie bedeckte meine Hand mit Küssen und Thränen. Ich hob sie auf, ich versicherte, daß ein einziger Kuß von ihren Lippen das Gewährte hundertfach bezahle, und ich schickte mich an, diesen Lohn einzufordern. — Da tritt sie zurück mit hochrothen Wangen und wendet sich rasch von mir zum Intendanten. „Ich sehe wohl, Herr Intendant“, sagt sie, „daß Sie doch Recht hatten, unsere Bitten zu versagen. Der Herr Marquis ist sehr gütig, wir dürfen aber seine Gnade nicht empfangen, und verzichten freiwillig darauf und für immer.“ — Sie verneigt sich, und ehe ich im Stande bin, sie zurückzuhalten, ist sie verschwunden.

„Marquis," rief der Herzog, „Ihre Grisette ist allerliebst. Aber fahren Sie fort."

„Monseigneur, Sie werden begreifen, daß dieser Widerstand nur meine Leidenschaften entflammte. Zum schmachtenden Seladon hat mich aber die Natur nicht bestimmt und meine bereits gewonnene Kenntniß der Frauen gab mir bald zweckdienliche Operationsplane zur Eroberung dieser anmuthigen Festung. Schon am folgenden Tage eröffnete ich die Trancheen, indem ich die arme Familie in ihrer Wohnung aufsuchte. Ich vermied es, der Tochter besondere Aufmerksamkeit zu bezeigen, ich widmete meine Theilnahme nur der leidenden Mutter. Ich gewährte ihr, was die spröde Tochter gestern ausgeschlagen, und fand die arme Frau nicht so bedenklich. Ich besorgte einen Arzt aus Strasburg für die Kranke, versorgte sie mit Stärkungsmitteln, mit Geld, alles mit dem Anscheine der völligen Uneigennützigkeit. Kurz, die Dankbarkeit überlieferte mir ein Außenwerk nach dem andern und schon meinte ich den Platz zur Capitulation auffordern zu dürfen, als ich bei dem mir ganz ergebenen Geschöpfe auf Grundsätze stieß, die aller Kunst, aller Weltübung trotzten. Sie schwamm in Thränen, sie betheuerte, ihr Leben für mich jeden Augenblick lassen zu wollen, sie schwur, Niemand auf Erden lieben zu wollen als mich, — aber — Sie fühlen, meine Herren, daß in diesem Aber die

chinesische Mauer liegt, wissen indessen, daß diese Mauer auch überstiegen worden und — ich war aufs Aeußerste gebracht, ich mußte — es war mir zur Ehrensache geworden — mein Ziel erreichen. — — Ich biete ihr meine Hand an. — Sie steht versteinert und verweiset mich an ihre Mutter, indem sie sich erschüttert losreißt und sich in die Einsamkeit flüchtet. Ich wende mich an die Mutter, sie ist wie vom Blitze getroffen, hält dann meine Aeußerung für Scherz, erschrickt vor meinen Betheurungen und macht mich auf den Zorn meiner Eltern, auf den Unterschied des Standes aufmerksam. In Hinsicht des Letztern antwortete ich mit Phrasen aus Rousseaus Emil, die Abneigung meiner Eltern beseitige ich durch Versprechen eines vorläufigen Geheimnisses unserer Verbindung, bis mein Vater, welcher der vorurtheilfreiste Mann von der Welt sei, nach und nach vorbereitet und für den günstigen Empfang der reizenden Schwiegertochter gewonnen sei. Man stellt noch einige Bedenklichkeiten auf, aber der geübte Weltmann weiß die Einwendungen zweier unerfahrnen Frauenzimmer zu beseitigen, deren Neigungen und Eitelkeiten auf das Feinste geschmeichelt sind, und — mein Vorschlag wird angenommen. Die Freude, ihre Tochter als künftige Marquise Enevaux de la Givardiere zu sehen, ist zu groß für die untergrabene Lebenskraft der alten kranken Mutter. Sie stirbt vor

Freude und legt im letzten Athemzuge die Hand ihrer Tochter segnend in die meinige. Das ganz anhanglose Mädchen wirft sich mir ohne Willen in die Arme. Sie verläßt nach meinen Anordnungen das Dorf, um sich nach Strasburg zu einer Verwandtin zu begeben. Von dort will ich sie heimlich abholen und nach meinem kleinen Hause in Paris in der Vorstadt St. Marceau bringen, das ich mit einigem Vermögen so eben von meinem Onkel geerbt hatte und über welches ich frei verfügen konnte. Sie will mir aber nicht folgen, ohne meine Gemahlin zu sein, und da Sie Alle mir zutrauen, wie ich für einen solchen Fall die in meinem Sinne allein zweckdienlichen Vorkehrungen getroffen, so wurde ich in ihrem abgelegenen Zimmer in Strasburg mit so vieler Salbung getraut, daß Leokadie — diesen Namen hatte ich meiner Geliebten gegeben — in Thränen des Dankes und der Rührung zerfloß."

„Marquis, das war ein verwegenes Spiel," sagte der philosophische Herzog. „Aber was nun kommt, versteht sich von selbst. Sie und Ihre Schöne kamen in der besten Laune von der Welt in Ihrem kleinen Hause zu Paris an. Sie richteten den heimlichen Aufenthalt der Dame zu einem dritten Trianon ein, das Sie noch heute bezahlen sollen. Die Kleine — aber nein, klein war sie wohl nicht — fand sich vollkommen befriedigt, die Frau Marquise in ihren vier

Pfählen zu spielen, und die Nachbarschaft war nicht von der Art, sie zu enttäuschen. Sie nahmen Meister aller Art an, um den wahrscheinlich glücklichen Talenten Ihres Spielzeuges zu Hülfe zu kommen. Sie spielte das Pianoforte —"

— „Nein die Harfe," rief der Marquis, „und meisterhaft."

„Sie sang," fuhr der Herzog fort, „sie war heimlich in den Schauspielen, Opern und bei öffentlichen Festen, gewann dadurch die Uebung der großen Welt; kurz, Ihrer Leokadie fehlten bald nur hunderttausend Livres jährlicher Einkünfte und ein Name, um würdig als Ihre Gemahlin auftreten zu können."

„So war es, Monseigneur."

„Bald führten Sie Ihre vertrauten Freunde in den geheimen Aufenthalt Ihrer Wonnen. Leokadie trat als Ihre Freundin auf, und ihre Würde und Anmuth verschafften ihr Schonung und Ansehn. Man soupirte vortrefflich, trank noch besser. Nichts fehlte diesem Familienleben als, —"

„Meine Beständigkeit," fiel der Marquis ins Wort. „Zwei Jahre dauerte dieses Spiel und im dritten fing es an, mich zu ermüden. Mein Vater war gestorben; ich fand seine Lage nicht so glänzend, als sein Aufwand mich voraussetzen ließ und ich sah die Nothwendigkeit ein, meine Finanzen durch eine reiche Heirath zu ver-

bessern. Eingenommen von diesem Gedanken, war es wohl natürlich, daß ich Leokadien, deren Unterhalt mich ohnedieß große Summen kostete, sichtlich vernachlässigte, selten, oder verdrüßlich bei ihr erschien und auf Gelegenheit dachte, sie auf die beste Weise los zu werden. Dieses Betragen erschütterte sie tief. Bitten, Thränen, Schmeicheleien wurden von ihr an mich vergeblich verschwendet, und der Argwohn trat an die Stelle ihrer bisherigen Zufriedenheit. Unterdessen hatte ich die verwittwete Gräfin von C— zum Gegenstand meiner Bewerbungen erwählt."

„Die dreißigjährige Kokette?" rief der Herzog.

„Ja, — mit hundertundzwanzigtausend Livres jährlicher Einkünfte. — Das Bestreben, ihr den Hof zu machen, entfernte mich fast gänzlich von Leokadien, aber — je argwöhnischer diese in meinem kleinen Hause wurde, je spröder begegnete mir die Gräfin in der großen Welt; so vereinigten sich alle Elemente zu der Katastrophe, die ich nun zu erzählen habe.

Die Königin fuhr von Versailles nach St. Cloud, das sie unlängst erst, zum Aerger aller Welt, sich persönlich angeeignet hatte, und da der Herzog von Bourbon an dem nämlichen Tage auf der Jagd war, zu welcher mich einladen zu lassen er die Gnade gehabt, begegneten wir Ihrer Majestät, als wir zurückkehrten. Ich weiß nicht, was es war, wovor die Pferde des

königlichen Wagens scheuten und ausrissen. Die Königin war in großer Gefahr, wir bemühten uns, ihre Berline, die pfeilschnell dahin flog, einzuholen und aufzuhalten. Mein englisches Rennpferd — Baron, Du wirst Dich des Papillons noch erinnern — überholte den Sturmwind, wie hätte er sechs schwerfälligen Normännern nicht das Ziel abgewinnen sollen? Ich kam Allen zuvor, sauste an der Königin vorüber, im nämlichen Augenblicke, als der Luftzug ihren Schleier von ihrem englischen Strohhute losmachte und ihn wie ein Duftwölkchen daher und an meine Schulter führte, auf der er hängen blieb. Dem Sattelpferde, das den Postillon bereits abgeworfen hatte, falle ich in den Zügel, bringe die Rosse zum Stillstand; der Postillon ist wieder zur Hand; der Leibkutscher gewinnt die ihm entfallene Herrschaft wieder; die gebändigten Thiere keuchen und schnauben. Ich sprengte an den Wagen. Neben der Königin, welche ihre Haltung nicht verloren, saß die Prinzessin von Lamballe, im Rücksitze Frau von Polignac und Frau von Clermont-Tonnere; ich überreichte Marien Antoinetten den Schleier mit ehrerbietiger Grazie und den Worten: „Madame hat im schnellen Fahren den Schleier verloren und mein einziges Verdienst ist, ihn aufgefangen zu haben. Ich bin so glücklich, ihn Ihrer Majestät zu überreichen.“

„Ventre gris! das war fein,“ scherzte der Herzog.

„Die Monarchin sagte: „Behalten Sie ihn, Herr Marquis. Die bedrängte Königin ist nur eine Dame und hat in dem Befreier stets den Ritter zu belohnen." — Die Geschichte machte Aufsehen. Der Schleier war ein Prachtstück aus den Geschenken Tippo Sahebs, und da ich ihn nicht behalten durfte, war alle Welt darauf gespannt, wem ich ihn geben werde, Niemand mehr aber als die gute Gräfin von C., die, nun durchaus günstig für mich gestimmt, mit diesem Ehrengeschenke der schönsten Souveraine der Welt als erklärte Braut des Beglückten in Versailles aufzutreten gedenkt. Unglücklicher Weise hatte meine Nachlässigkeit die Sache schon in eine Verwirrung gebracht, welche die gewaltsame Zerschneidung des Knotens herbeiführte. Am Tage jenes Jagdfestes, eben im Palaste Elisée-Bourbon entlassen, begab ich mich zu Leokadien und zeigte ihr den Schleier, in der Absicht, ihr die Geschichte der heutigen Erwerbung desselben zu erzählen, keinesweges aber in der, ihn ihr zu schenken. Da ich darüber kein Wort fallen ließ, mochte sie durch meine Kälte und sichtbare Zerstreuung um so empfindlicher berührt werden, und es kam zu einigen Vorwürfen, die ich schneidend abwies, zu einigem Streite, der mich in Hitze versetzte und ihr Thränen entlockte. Kurz, ich ging plötzlich und ärgerlich und vergaß den unseligen Schleier auf dem Tische. In den nächsten Tagen war ich nicht

bei ihr und hatte ganz andere Dinge im Kopfe, als diesen Schleier. Nun traf es sich, daß der erste Opernball in diesem Winter gegeben wurde. Leokadie schrieb ein Billet an mich, in welchem sie mich bat, sie maskirt auf diesen Ball zu führen, wie es sonst oft geschehen. Ich hatte aber schon mit der Gräfin eine solche Verabredung getroffen, von welcher Leokadie natürlich nichts wissen durfte, und ich schlug ihre Bitte in wenigen bestimmten Zeilen ab. Leider hatte mein treuloser Mohr gegen ihre Kammerfrau aber nicht reinen Mund gehalten, und so war ihr wenigstens so viel hinterbracht, ich werde mit einer andern Dame den Ball besuchen.

Die Gräfin und ich, als Zaire und Orosman, befanden uns wirklich auf dem Balle. Eine weibliche Maske in prächtiger idealischer, ebenfalls morgenländischer Kleidung, streift an mir vorüber und ruft mir leise so überraschend meinen Namen zu, daß ich aufmerke und mich dadurch verrathe. Ich achte dieses nicht weiter, ob ich gleich wahrnehme, daß die Maske, uns stets von fern folgend, mich nie aus den Augen verliert. Sie verschwindet zuletzt und ich beschließe hiernächst, die Gräfin in eins jener reizenden Cabinette zu führen, welche so oft der Schauplatz glücklicher Rendezvous gewesen sind, um in dieser Abgeschlossenheit ihr endlich die Annahme meines Heirathsantrages ab-

zulocken. Sie ist auf meinen ersten Vorschlag, in einem Seitenzimmer auszuruhen, willig, mir zu folgen. Ohne Scheu betritt sie das vorherbestellte Gemach, das mit dem Boudoir einer Sultanin an Pracht wetteifert, in Geschmack und Eleganz es aber überbietet, und läßt geschehen, daß es, nachdem Erfrischungen herbeigebracht worden, verschlossen werde. Ich werfe mich ihr nach einigen Augenblicken zu Füßen, erneuere ihr die Darstellung einer angeblich glühenden Leidenschaft und beschwöre sie endlich, mein Glück zu entscheiden und meine Hand anzunehmen, wie sie mein Herz schon besitze. Sie stützt sich stolz und kalt mit dem einen Arm auf die Kissen der Ottomane und sieht lange mit ironischem Lächeln auf mich nieder; endlich sagt sie: „Wohlan, Marquis, ich werde sofort einwilligen, die Ihrige zu werden, wenn Sie mir den Schleier der Königin in diesem Augenblicke herbeischaffen und ihn in meine Hand legen, — sonst aber niemals, — merken Sie wohl, Marquis, — sonst niemals." Der Ton, in welchem sie dieses sagt, erschreckt mich, und ich habe noch nicht Zeit, meine Nachlässigkeit zu verwünschen, als Etwas wie eine flimmernde Wolke durch das Zimmer weht und zu den Füßen der Gräfin niedersinkt. Es ist der Schleier der Königin. — Sie hebt ihn auf, betrachtet ihn genau, dann sagt sie: „Fürwahr, Marquis, Sie haben dienst-

bare Geister.“ Ich fasse mich schnell. Es ist mir außer Zweifel gestellt, daß wir behorcht werden, wenn ich auch nicht Zeit habe, mir klar zu machen, von wem? Indeß ich ergreife mit dreister Entschlossenheit die Gunst des Augenblickes, aber im Bewußtsein des verborgenen Anwesenden, der mir nach Umständen, als Zeuge des schnell geknüpften Verlöbnisses, nützlich werden kann, und bemächtige mich mit zärtlicher Gewalt der Hand der Gräfin.

„Der Schleier der Königin ist da,“ rufe ich. „Ich halte Sie beim Worte. Erklären Sie sich jetzt, meine Wünsche krönen, meine Gemahlin werden zu wollen.“

Die Gräfin erhebt sich und spricht: „Wohlan denn, Marquis, ich will —“

In diesem Momente wird sie von einem kreischenden Nein unterbrochen, von dem das ganze Zimmer tönt.

Die Drapperie der Wand fliegt auseinander, und Leokadie in jener reichen Maskentracht, deren ich vorhin gedachte, stürzt hervor. —

„Nein,“ ruft sie noch einmal, „schändlicher Betrug! — er ist mein Gemahl!“ — und damit sinkt sie auf die türkischen Polster, welche ringsumher angebracht sind. Ich bekenne, daß ich in diesem Augenblicke wie vom Blitze getroffen, erstarrt und ohne Selbstbestimmung dastehe, denn wie konnte ich auf solche Ueber-

raschung gefaßt sein? Die Gräfin findet sich sogleich. Sie wirft mir einen stolzen vorwurfsvollen Blick zu, nähert sich Leokadien und überreicht ihr den Schleier. — „Nehmen Sie, Madame," sagt sie, „hier Ihr Eigenthum zurück, und mit ihm die Versicherung, daß ich weit davon entfernt bin, Sie eines solchen Gemahls berauben zu wollen."

Leokadie ergreift den Schleier mit beiden Händen, — drückt ihn an ihre Brust und sieht erst die Gräfin, dann mich, mit großen von Thränen überströmenden Augen an.

Endlich finde auch ich mich wieder, aber nur, damit eine Wuth sich meiner bemeistere, wie ich sie noch niemals empfunden. Ich reiße den Dolch aus meinem Gürtel, aber — es ist nur eine Maskenwaffe von versilberter Pappe. Ich schleudre ihn auf den Boden und wende mich zu Leokadien. — „Elende," rufe ich, „wäre dieses Spielwerk wirklich, was es vorstellt, so würdest Du es in diesem Augenblicke in Deinem Herzen fühlen. Aber das Geschick gewährt mir eine viel süßere Rache. — Du wärest meine Gemahlin? — Kein Priester, ein verkleideter bezahlter Gauner hat unseren nichtigen Bund geschlossen. Bezeichne Dir jetzt selbst, was Du bist. Lebe — aber in der Schande und Entehrung, der ich Dich überliefere."

Leokadie fährt auf. Ihr Gesicht bekommt die Farbe

des Todes, ihre Lippen werden blau, ein heftiges Zittern ergreift sie. Ihre beiden Hände haben den Schleier der Königin krampfhaft gefaßt. Der Zustand dauert vielleicht eine Minute, dann stößt sie einen Schrei aus, der, ich gestehe es, mir selbst durch alle Nerven schneidet; ihre Hände zucken von einander; der Schleier entsinkt der einen, die andere hält noch ein Stück desselben, das sie, so viel sie umfassen konnte, herausgerissen. Sie selbst würde auf den Boden gestürzt sein, wenn die Gräfin sie nicht in ihren Armen empfangen und sanft auf die Ottomane niedergelassen hätte. Ernst und still beschäftigt diese sich um die Ohnmächtige. Mir wird nun deutlich, daß Aufsehen vermieden, daß Leokadie heimlich fortgebracht werden muß. Ich öffne die Thüre, eile hinaus und gebe meinen im Vestibül wartenden Leuten Befehl, meinen Wagen vorfahren zu lassen, indem ich sie nach meinem kleinen Hause bringen will, und fliege zurück. Die Gräfin hat eben den Schleier der Königin aufgehoben und giebt ihn Leokadien, die sich wieder erholt hat. —

„Nimm, Unglückliche," sagte sie ihr, „dieses verhängnißvolle Gewebe für Dich, mir lasse das Stück, welches Du in Verzweiflung demselben entrissen, so haben wir Beide Andenken, welche uns an diese Stunde und an die Treue und den Werth der Männer lebenslang erinnern."

Sie nahm das Stück aus Leokadiens Hand und barg es in ihrem Busen. Dann richtete sie diese auf, welche sich nur wie ein Automat zu bewegen schien, und führte sie durch die vordern Räume, ohne den Saal zu berühren, bis zum Ausgange des Hauses. Durch einen irrthümlichen Eifer meiner Leute ist nicht mein Wagen, sondern der der Gräfin vor die Thüre der Oper vorgefahren. Diese läßt Leokadien in denselben heben, steigt ein und fährt mit ihr nach ihrem Hotel, ehe ich es hindern kann.

Dieses war natürlich gegen meine Intention, denn ich wußte nicht, wie die Gräfin die Entdeckungen, welche ihr über mich zu Theil geworden, und den wider mich sprechenden Belag bei Leuten, die noch in kleinlichen Vorurtheilen befangen, aber im Besitze der Macht waren, benutzen werde.

Andern Tages fuhr ich bei ihr vor. Der Portier verkündete, die Frau Gräfin sei mit einer fremden Dame ab- und nach ihren Gütern in Deutschland gereiset, welche bekanntlich den reichen Nachlaß ihrer verstorbenen Mutter, einer deutschen Fürstin, ausmachten. So viel ich erfahren habe, hat sie dort sehr eingezogen gelebt, bis sie vor zwei Jahren in der Blüthe des Lebens gestorben. Von Leokadien habe ich seither nichts vernommen.

Dieses ist meine Geschichte, Monseigneur. Ich will

nicht behaupten, daß sie ganz so moralisch sei, als die Erzählungen von Marmontel, aber sie ist deshalb nicht minder lehrreich, denn sie beweiset, daß bei dem an sich nothwendigen allgemeinen Unbestande der irdischen Dinge, sogar unsere Leidenschaften und ihr Wankelmuth, zur Beförderung unseres Glückes gereichen. Wäre es mir nicht gelungen, mir Leokadien in jenen Tagen anzueignen, da meine Regungen am heftigsten waren, so hätte sich mein Charakter in tausend kleinen nichtigen Liebeshändeln, in einem ewigen Wechsel der Sinnlichkeit verflacht und in der grenzenlosen Zerstreuung wäre die Kraft meiner Seele zersplittert, von der ich jetzt so reiche Früchte erwarte. Eben so nützlich ist sie mir in meinem Verhältnisse zur Gräfin von C. geworden. Diese Frau, obgleich von ausgezeichneter Gestalt, besaß doch keine von den Eigenschaften, die im Stande sind, mich zu fesseln. Ich bedurfte nur ihres Vermögens zur Wiederherstellung meines Credites, und was würde es mir jetzt helfen, wenn ich es erlangt hätte? Durch den frühzeitigen Tod meiner Gemahlin wäre ich um alle Vortheile meiner Ehe gekommen, die ich mit meinen Kindern entweder theilen, oder ohne diese, neben ihren Seitenverwandten, höchstens mit einer magern Rente hätte ausscheiden müssen.

Wenn gleich in allen Handlungen unseres Lebens unser eigener Vortheil die erste Rücksicht sein muß und

soll, so dürfen wir nebenbei auch Andern den ihrigen gönnen, falls er mit dem unsern verträglich ist; denn Selbstverleugnung ist eine von jenen Chimären, welche den rohen Zeitaltern, nicht aber dem verfeinerten Zustande der Gesellschaft angehören, in welchem Alles auf der Spitze steht, Alles balancirt, und mithin Jeder augenblicklich das Gleichgewicht verliert, wenn er die ausschließliche Selbstbeziehung, den Schwerpunkt, aufgebend, sich dem Andern zuneigt. Dieserhalb dürfen wir der Gräfin und auch Leokadien zu der Entwickelung einer Begebenheit, welche sie gewaltsam ergriffen hatte, wohl aufrichtig Glück wünschen. Der Gräfin, sie hätte nach drei Tagen mit einigem Schreck wahrgenommen, wie sie etwas ganz Anderes an mir empfangen, als sie erwarten durfte: Leokadien, weil sie über zwei Jahre ihrer Jugend nicht nur alle Reize des höchst verfeinerten Lebensgenusses, des ausgesuchtesten Luxus, im süßen Wahne eines hohen Ranges und glänzender Erwartungen, genießen, sondern auch auf die trefflichste Weise von der Welt eine Ausbildung in Künsten und Wissenschaften vollenden dürfen, die sonst von Personen ihres Standes nur mit großer Mühe und unter dem Drucke der äußersten Demüthigungen und Entbehrungen gewonnen werden. Ihre Enttäuschung war zwar bitter, indeß, man hat nichts Gutes in der Welt umsonst, und auch mir war jene Situation nicht angenehm. Jetzt

muß es Leokadien genügen, daß ich doch immer ihr Glück gemacht habe, denn bei ihren ausgebildeten Fähigkeiten des Geistes, bei ihren vielen und guten Kenntnissen, bei der Anmuth und Feinheit ihres Betragens, muß es ihr überall, und vollends in Deutschland, leicht geworden sein, sich irgend ein selbstständiges angenehmes Loos zu verschaffen. Es ist also hieraus abzunehmen, wie der tiefe Gedanke, welchen der größte Philosoph aller Zeiten, der unsterbliche Voltaire, in seinem bezaubernden Candide nur darum so witzig bespöttelt, um ihm desto leichter und allgemeiner Eingang zu verschaffen, daß Alles in dieser Welt, so wie es eben ist, auch am besten sei, in vollkommener Wahrheit bestehe, und daß man nur mit Geist und Geschmack zu leben brauche, um alle Lehrsätze der Weisheit praktisch nach und nach erwiesen zu sehen. Es dürfte nur noch in Frage stehen, ob ich mich durch solche Bekenntnisse blosstelle. Einmal aber hat schon Rousseau in seinen Confessionen bewiesen, wie das Urtheil der Welt über uns selbst völlig gering zu achten sei, und wie die Rücksicht, was Andere über uns sagen könnten, uns nie abhalten darf, uns im Allgemeinen, wo nicht besondere Zwecke Kunst und Verstellung erfordern, zu geben, wie wir sind, weil, da wir einmal so sind, wir auch den Muth haben müssen, unsere Eigenthümlichkeiten zu vertreten. Ich habe mir auch hierbei nichts vorzuwerfen, als daß

ich mich überraschen lassen. Das ist lächerlich und ich erlaube Ihnen, zu lachen. Es könnte hin und wieder Leute von schwacher Beurtheilung und geringer Kenntniß der Menschen und der großen Welt geben, welche mein Verfahren, um Leokadien für meine Neigungen zu gewinnen, Betrug, Verführung nennen möchten. Diesen, wenn ich ihnen Rede stehen möchte, würde ich mit Condamine und Marien Antoinetten antworten: „Das Leben ist ein Punkt und darum muß man es verschönern*).“ Ueber den Betrug endlich hat nur der sich zu beklagen, welcher sich betrügen lassen, und so, Monseigneur, übergebe ich meinen kleinen Roman Ihrer Discretion.“

Der Herzog stand feierlich auf und sagte: „Umarmen Sie mich, Marquis. Ihre Begebenheit ist des großen Marschall Richelieu, des Alcibiades der neuen

*) Condamine, der berühmte Reisende, erzählte beinahe so bewunderungswürdig als sein Nachfolger Alexander von Humboldt. Er schilderte Marien Antoinetten, als sie noch Dauphine war, die Beschwerlichkeiten seiner Reise in den Andes. Die junge, schöne, lebensfrohe Prinzessin fragte: wie es möglich sei, für eine bloße Idee sich solchen Mühen und Entbehrungen zu unterziehen. Condamine antwortete: „Das Leben ist nur ein Punkt.“ Die Dauphine entgegnete: „Darum muß man es verschönern.“ Hätte sie gesagt: „Darum muß man es würdigen,“ so dürften ihr und der Welt entsetzliche, beweinenswerthe Erfahrungen erspart sein.

Zeit, vollkommen würdig, und wenn Sie allerdings darin einmal in ein kleines Ridicül gerathen sind, so bringt doch die Fülle der feinen und tiefen Bemerkungen, welche Sie an Ihre Darstellung knüpfen, der erhabene Gesichtspunkt, aus welchem Sie die Vorfälle und sich selbst ansehen, jeden Lacher zum Schweigen und sichert Ihnen die Bewunderung Aller und besonders eines Philosophen, wie ich einer bin. Nehmen Sie die Gläser, meine Herren, — unser Marquis soll leben!"

Dieser hatte durch seinen abscheulichen, mit der Afterweisheit der damaligen großen Welt ausgestatteten Bericht den Beifall seiner anwesenden Landsleute so sehr erworben, daß sie aufsprangen, ihre Gläser zusammenklingen ließen und den Toast mit Jubelgeschrei begleiteten. Unser Deutsche, der Graf von B., allein blieb sitzen und berührte seinen Wein nicht. Der Marquis faßte ihn scharf ins Auge.

„Nun, Herr Graf," sagte der Herzog, „und Sie stehen an, die Bezeigung unseres Beifalles zu theilen? — Nehmen Sie Ihr Glas, — trinken Sie."

Der junge Deutsche stand auf, erhob sein Glas und schleuderte es auf den Boden, daß es zersprang.

Alles fuhr auf. — „Was ist das? — Was soll das bedeuten?" fragten zwanzig Stimmen auf ein Mal. „Wir fordern Erklärung."

„Ich gebe sie," rief der Graf. „Nach meinen Be-

griffen von Ehre kann ich mit solcher Gesellschaft nicht trinken."

Alle wollten zugleich sprechen, fragen, — aber der Marquis machte sich vor Allen vernehmbar. „Gemach, meine Herren, die Sache geht zunächst mich an, ich habe also für Sie Alle Erklärung zu verlangen und danach zu handeln."

Er trat mit Anmaßung vor den Grafen und fragte im hohen Tone: „Mein Herr, der Marquis Ennevaux de la Givardiere, Ludwigsritter, General in der Armee des eigentlichen Frankreichs, läßt sich herab, Sie, den Deutschen, den Capitain mit einem dunkeln, unbekannten Namen, zu fragen, warum Sie hier auf sein Wohl nicht trinken wollen?"

„Weil der Marquis ein Nichtswürdiger ist, der nicht werth ist, daß ich ihm den Degen aus der Scheide reiße und ihn ihm an den Ohren zerbreche."

„Sieh da," sagte der Marquis lächelnd und mit größter Ruhe, „das erinnert an den bon ton der deutschen Lansquenets weiland Karls des Sechsten. Ich bin es also, von dem es Ihnen beliebt, so angenehmen Aeußerungen Raum zu geben?"

„Ja Sie und Alle, welche so tief gesunken sind, um sich an den Ergebnissen Ihres schändlichen Betruges, an dem Berichte Ihrer Niederträchtigkeiten zu erfreuen."

„Mein Herr Graf,“ erwiederte Jener mit kaltem Hohne, „Ihre Höflichkeiten sind eben so neu als unübertreffbar. Vorhin haben Sie gehört, daß ich das Urtheil der Welt, besonders wenn sie aus so wohlerzogenen Leuten besteht als Sie, verachte und den Muth habe, meine Eigenthümlichkeiten zu vertreten. Es wird sich zeigen, ob es mit Ihnen eben so bestellt ist. — Meine Herren,“ — indem er sich zu den Andern wendete — „Sie sind zwar Alle beleidigt, aber Sie werden einsehen, daß Sie sämmtlich sich doch unmöglich mit Einem schlagen können; ich nehme Ihre Sache also mit zu der meinigen und werde sie führen. — Mein Herr Deutscher, es ist zwar beinahe Mitternacht, aber ich bin niemals gewohnt gewesen, eine Beleidigung mit mir zu Bette zu nehmen. Wir haben trefflichen Mondschein, — eine Beleuchtung, welche Ihre Landsleute ja ohnehin so sehr lieben, und dort das Schloß, welches die Rache meines Ahnherrn zerstörte, glänzt in einem wahren Silberlichte, es muß dort hell sein wie am Tage. Der Ort ist nicht zweitausend Schritte von hier. Ich lade Sie ein, in Gesellschaft des Herrn Herzogs und des Barons hier sofort eine kleine Promenade dorthin an meiner Seite zu machen. Zwei Pistolen und zwölf Schritte zwischen uns werden in einem Augenblicke unsere Angelegenheit so trefflich in Ordnung bringen, daß wenigstens Einem

von uns ein ewiges Stillschweigen über das Geschehene auferlegt werden wird."

Er ließ seine Uhr repetiren. „Richtig, Elf und drei Viertel. — Kann ich das Vergnügen haben, mein Herr Graf? —"

Dieser hatte sich gesammelt und sagte: „In der Armee, der ich angehöre, würden Sie, nach solchen Selbstbekenntnissen, zwar unter der Würde eines Ehrenmannes stehen, — indeß — kommen Sie, — ich habe besonderen Grund, Sie meiner Waffe gegenüber zu wünschen. Diese, so wie die Zeit und Ort sind mir genehm. Ich habe zwar keinen Sekundanten, indeß —"

„Ja, — Sie haben ihn," sagte ein alter Malthesserritter, welcher bisher scheinbar theilnahmlos im Winkel gesessen. „Ich schätze es mir zur Ehre, Ihnen diesen Dienst zu erweisen."

„Der Comthur," flüsterte es durch die Versammlung. „Der wird die Sache vor den alten Prinzen von Condé bringen, welcher — leider! — so altmodisch denkt als er."

Der Graf drückte dem Greise die Hand und zog ihn bei Seite, um ihm im Kurzen einige Aufträge für den Fall seines Todes zu geben; der Marquis schien eine gleiche Verabredung mit dem Herzoge und dem Baron zu treffen. Es war ganz still im Zimmer.

Nach wenigen Minuten rief der Graf. „Nun? ist es gefällig?“

Sie gingen. Der Herzog und der Baron mit dem Marquis, der alte Comthur mit dem Grafen. Beide Parteien etwa zwanzig Schritte gesondert.

„Es ist ein ernster Gang, welchen Sie gehen, mein Sohn,“ sagte der Comthur zum Grafen. „Für einen Mann wie Sie braucht es dazu wohl keiner großen Vorbereitungen, aber — doch einiger, denn der Weg ist schnell vom Dießseits zum Jenseits. Ein tapferer Ritter war zu besserer Zeit jederzeit auch ein frommer. Haben Sie diese gute Eigenschaft festgehalten, so vergessen Sie nicht, daß ich nicht blos Ritter, sondern auch Priester bin und gewähren kann, was Sie bedürfen.“

Der Jüngling wurde tief gerührt, blieb stehen, küßte die Hand des Greises und wir wissen nichts von dem kurzen leisen Gespräche mitzutheilen, welches sie einige Minuten später als ihre Gegner am Platze eintreffen ließ.

Der Marquis war, wie man zum Spiele oder zum Tanze geht; der Graf stark und ergeben; der Herzog sprach von seiner Philosophie; der Baron äußerte Nichtigkeiten über das alte Gemäuer der Burg, vor deren äußerem Portale, welches noch ziemlich erhalten war, man sich auf einem freien grünen Platze versammelt hatte. Der alte Comthur untersuchte sorgfältig die Pistolen, versah sie langsam und feierlich mit

Ladung und ließ sich nicht nehmen, die Schußweite abzumessen und die Stellung der Kämpfenden zu bestimmen.

Es war eine herrliche, stille Nacht. In der Tiefe der Landschaft schlug die Wachtel im Weizenfelde. Man hörte deutlich das Wehr der Mühle. Der Vollmond schien tageshell am wolkenlosen Himmel. Die malerische Ruine der Burg setzte sich dunkel ab gegen die tiefblaue Luft, nur die Zinnen des hohen, einsam sich erhebenden Thurmes erschienen im Lichte der Sommernacht magisch versilbert. In der Entfernung vernahm man Schritte und Gespräch der nachkommenden Gesellschaft, welche in bescheidener Weite den Ausgang des Zweikampfes abwarten wollte.

„Es ist Alles fertig,“ sagte der Comthur. Die Kämpfenden standen an ihren Stellen.

„Sie, Marquis,“ rief der Herzog, „haben den ersten Schuß.“

Der Marquis hob den Arm mit dem Pistol, da rief es aus dem Gemäuer mit lauter vernehmlicher Stimme: „E n n e w a l d!“

Der Zielende fuhr auf, ließ den Arm sinken und fragte erschrocken: „Was war das?“

„Bei meiner Ehre,“ sagte der Baron, „das war eine bekannte Stimme.“

„Nicht doch,“ entgegnete der Herzog, „es war eine Täuschung.“

Der Marquis legte von Neuem an.

„Ennewald!" rief es noch einmal in herzzerreißenden Tönen und eine weiße gespenstige Gestalt mit weitwallenden Gewändern und todtenblassen Zügen, eine marmorweiße Hand, welche zu leuchten schien, vor sich ausstreckend, stand zwischen den Kämpfern.

„Bei allen Teufeln, was ist das?" schrie der Marquis und fuhr mit dem Ausdrucke des allerhöchsten Entsetzens zurück.

„Hildegard ist es," flüsterte die Gestalt. „Kennst Du mich nicht? — Komm, Ennewald, es ist Zeit."

„Ich kenne Dich," rief der Marquis mit erzwungener Fassung, „und ich habe wohl gehört, daß ein Geist in diesen Trümmern umgeht. — Aber Du? — Wer dürfte an Ammenmährchen glauben. Lebe, und ich habe Muth, Dir zu begegnen; aber, — wenn dennoch, — wenn Du ein Geist bist, was willst Du von mir? — darfst Du sagen, daß ich Dich ermordete?"

„Ich darf," also ließ sich die Gestalt stärker und deutlicher vernehmen. — „Du verriethst mich, und ich sollte leben?"

Der Marquis zuckte zusammen, wie von einem elektrischen Schlage, dann äußerte er mit ganz verstellter keuchender Stimme:

„Zur Rechenschaft also dort? — Mein letzter Augenblick dieser? — Die Verwechselung der Becher fand also nicht statt? — Nicht die Gräfin, wie es hieß,

Du tränkst wirklich das Dir bereitete Getränk? — Rechenschaft, — es kann auch hier geschehen."

Er raffte sich auf und rief den Grafen an.

„Armseliger Deutscher, sei stolz, — Du bist der Scherge des Weltgerichts. Ich erkaufte den Haushofmeister der Gräfin, Leokadien zu vergiften: ich bereitete das Gift. Sieh diesen Schatten, — es gelang. — Es ist aus mit mir, — schieß, — aber triff." —

Die Gestalt deckte den Unseligen mit ihrem ausgebreiteten Schleier und ergriff seine Hand, indem sie ihn fortzog.

Der Marquis stieß einen entsetzlichen Schrei aus. „Ihre Hand ist kalt, — es ist die der Todten. Wenn Du Gnade vom Himmel hoffst, Deutscher, — schieße."

Alle Uebrigen standen wie versteinert. Von jenem Wesen vernahm man einige Laute, welche klangen wie: „Nicht Er, — ich, — Du bist mein. — Komm, Ennewald, — komm." — Und während vergeblich mit allen ihm möglichen Kraftäußerungen der Verzweifelte seine Hand aus der ihrigen zu befreien strebte, schleppte die Gestalt ihn mit sich fort, ihn, der blaß geworden war wie der Mond, welcher diese seltsame Scene beleuchtete, und verschwand mit ihm im Portale der Burg.

Siehe, da erscheinen sie wieder auf der Brüstung einer innern Mauer, welche durch Stufen an der Seite gangbar ist. — Sie stehen neben einander, die weiße Gestalt ihren Begleiter umfassend und ihn in ihre durchsichtigen weiten Gewänder gleichsam verhüllend. Ein Etwas, wie eine

schimmernde Wolke, löst sich ab von der duftigen Form und schwebt im Zuge dahin durch die Lüfte. Im nämlichen Augenblicke verschwinden sie von der Mauer. Ein Schall, als wenn schwere Körper in tiefes Wasser stürzen, wird vernommen.

„Hülfe — Hülfe!" ruft die Stimme des Marquis.

Der Graf allein hat den Gebrauch seiner Glieder. Er eilt nach dem Orte, woher der Ton kommt.

Ein tiefes Bassin voll silberklaren Wassers ist unter der Mauer, von den Trümmern umgeben. Die dunkle Form des Marquis taucht noch einmal auf im Bestreben, sich vor dem Ertrinken zu retten. Die Stickereien seines Kleides, das Gold seiner großen Epaulets scheinen phosphorisch zu glänzen. Die weiße Gestalt ist hinter ihm, ergreift ihn, zieht ihn hinunter und sie erscheinen nicht wieder.

Es wird Lärm gemacht. — Alles stürzt herbei. „Der Marquis ist ertrunken," heißt es, „rettet, helft."

Die Hülfe ist nicht gleich zu beschaffen. Sie kommt endlich. — Man nimmt Stangen und Netze zur Hand. Landleute gehen bis an den Hals ins Wasser. Der Graf ist mit ihnen. Ein gewichtiger Körper wird hervor gezogen und ans Ufer gebracht. Es ist die Leiche des Marquis, von der weißen, ebenfalls leblosen Gestalt so fest umfaßt, daß die Lösung kaum möglich ist.

„Wer ist dieses weiße räthselhafte Geschöpf?" fragt der Comthur.

Der Baron und einige Andere neigen sich über die Erblaßte.

„Es ist Leokadie!“ antworten sie mit Entsetzen.

„Theodore ist es!“ sagt der Graf. „Wohl ihr!“

„Theodore ist es? Weh uns!“ ruft eine andere Stimme hinter den Uebrigen. Es ist die des jungen Müllers. Er befreit den Körper des Marquis aus der Umarmung, die er beneidet, und wirft sich laut weinend neben der geliebten Leiche nieder. Der Schleier der Königin weht hoch über ihr an dem Zweige einer Buche, gleich einer Ehrenfahne.

Alle entfernen sich mit Grausen und lassen die Ueberreste des Marquis forttragen, welche Tags darauf mit kriegerischen Ehren bestattet werden.

Der Graf begleitet zur nämlichen Zeit Theodorens Leiche zu Grabe.

Die Burg wurde von dem Müller käuflich erworben. Er ließ sie abtragen, das Bassin mit den Mauersteinen verschütten, den Platz ebnen und eine Capelle dort errichten, in welcher er nachträglich Theodoren bestatten lassen. Er wird einst neben ihr ruhen; Niemand sonst. Er steht allein in der Welt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heyden, Friedrich <<von>>,

Randzeichnungen eine Sammlung von Novellen und Erzählungen

Bd.: 2

Leipzig (1841)

P.o.germ. 617 pg-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111168-3